

ASCHRAF DEHGHANI

**FOLTER UND
WIDERSTAND IM IRAN**



*Das Zeugnis des Kampfes einer
führenden Volkstedayie Guerillera
vom Iran.*

ASCHRAF DEHGHANI
FOLTER UND
WIDERSTAND IM IRAN

Übersetzt und publiziert von:

**Iranische Studentenorganisation Sympathisanten
der Volksfedayin Guerillas Iran**

**Postlagerkarte AO15060
6000 Frankfurt a.M.90**

1983

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort von Aschraf Deghani	7
Vorwort der Guerillaorganisation Volksfedayin Iran	14
Biographische Anmerkungen	21
Der bewaffnete Kampf im Iran: Der Beginn Das Ende des Schweigens	28
Fehler aus Unerfahrenheit	32
Die Bemühungen des Feindes, Genossen Behrouz und mich gefangenzunehmen	34
Verhaftung, Folter, Verhör Meine Verhaftung	37
Folter im Polizeipräsidium	40
In den Folterkammern des Evin-Gefängnisses	50
Die Angst der Folterknechte vor dem bewaffneten Kampf	61
Mehr Verhöre, mehr Folter	68
Das wahre Gesicht der Henker	72
Die Folterung und der Foltertod des Genossen Behrouz Deghani	74
General Samadian-hour: Der Kapitalverbrecher	79
Die Verhöre gingen weiter	82

Ein Treffen mit Genossen Hamid Tavakkoli	87
Die hilflosen Folterknechte	90
Ein Treffen mit Genossen Ali Reza Nabdell	96
Die Freundlichkeit der Folterer - eine andere Falle	102
Wer ist der Gefangene?	105
Opfer der Armut und der Un- wissenheit	116
Genosse! Denk ans Fliegen, Vögel sind vergänglich	121
Vertrauen und Willenskraft werden über die Folter siegen	126
Stärkung der Willenskraft der Genossen ist die Pflicht jedes Revolutionärs im Gefängnis	131
Erinnerungen an das Leben in Einzelhaft Das Tiefparterre des Polizei- hauptquartieres	140
Ein Kämpfer ist niemals allein	148
Wie die Genossen die Stille der Zelle durchbrechen	150
Wir werden siegen	153
Die Söldner geben ihre Ernied- rigung zu	158

Standfest mit hoherhobenem Kopf trotz Folter	163
Gefängniswärter: Volk oder Feind des Volkes?	167
Die folgenden Tage in der Zelle	170
Zurück ins Evin-Gefängnis Ein kurzer Blick auf das Leben im Evin	180
Das Treffen mit Genossen Masoud - ein großes Ereignis	191
Treffen mit anderen Genossen	194
Im Quasre Gefängnis Bessere Bedingungen im Gefängnis - nur eine andere Verschwörung gegen die Kämpfer	201
Sharon Laber King - unsere amerikanische Mitgefangene	207
Unsere Offensive in den Gerichts- verhandlungen des faschistischen Schah-Regimes	210
Der Protest der zornigen und entschlossenen Gefangenen zwingt die Gefängnisleitung sich dem Druck zu beugen	220
Opfer der Klassengesellschaft	224
Kampf im Gefängnis: Die Pflicht des gefangenen Revolutionärs	227

Unsere Schwächen müssen in jeder Situation bekämpft werden	234
Flucht!	241
Eine Analyse des Widerstandes unter der Folter	252
Dem Feinde sage ich: ...	259
Sieg	261
Anhang	269

Für die deutschen Leser scheint mir vor allem die Erwähnung des folgenden Punktes besonders notwendig, nämlich, daß es auf keinen Fall eine Ausnahme darstellt, was in diesem Buch über die Untaten der Folterknechte des SAVAK und den Widerstand der revolutionären Freiheitskämpfer (Guerilleros), darunter ich selbst, geschrieben worden ist.

Mit dem Jahr 1971, dem Jahr der Aufnahme des bewaffneten Kampfes im Iran und dem, was sich im Iran ereignet hat und heute infolgedessen in anderen Formen passiert, hat die Geschichte eines neuen Kampfes begonnen, eines scharfen und harten Kampfes zwischen Revolution und Konterrevolution. Was die Volksfedayin Guerillas in dieser Zeit getan haben, hat glänzende Seiten in dem Geschichtsbuch unseres Landes aufgeschlagen. Die größte Zahl der Gefallenen vor dem Beginn der Massenbewegung in der Schahzeit war die Zahl der Volksfedayin-Guerillas Märtyrer. Die Märtyrer, die unter der barbarischen Folter des Schahregimes heldenhaft Geschichte machten, haben den Massen die größte Lehre des Widerstandes gegen die Reaktion gelehrt. Durch die Gefallenen, deren reines Blut in einem offenen Kampf mit den Schah-Lakaien auf die Straßen floß, haben die Massen gesehen, daß man gegen ein Regime, das unschlagbar aussieht, kämpfen kann und kämpfen muß. Sie haben gesehen, daß ein revolutionärer Kampf gegen dieses vom Imperialismus abhängige Regime in Gange ist. Dann zerbrachen die Rufe der Guerillas "Tod dem Schah", "Tod dem Imperialismus" die herrschende Atmosphäre der Angst und Unterdrückung und lösten langsam die die Massen beherrschende Furcht und Erniedrigung. Diese Parolen drangen mit lautem Echo ans Ohr der Massen, bis sie im Schrei der Massen Wiederhall fanden.

Was die Volksfedayin Guerillas aufgrund ihrer revolutionären Theorie getan haben und was von den anderen bewaffneten Kämpfern getan wurde, hat die Herzen der Massen erhellt und deren Wut gegen das Regime vervielfacht. Es brachte sie dazu, den bewaffneten Kampf als einzigen Weg zur Zerschlagung des Imperialismus und dessen Kettenhunde und als den einzigen Weg zur Erzielung der Freiheit zu sehen. Das war das höchste Bewußtsein, das unsere unterdrückten Völker nicht nur durch die Worte der Revolutionäre, sondern wichtiger als das, durch deren Praxis gelernt haben.

Aber während die Kämpfer (Guerillas) mit der einen Hand das Gewehr und mit der anderen Hand das Buch haltend, unter der Zunge Zyankali, dem Volk die Lehre der Opferbereitschaft für die Revolution beibrachte, waren die Opportunisten, die hauptsächlich im Ausland saßen, nur damit beschäftigt, die revolutionäre Theorie zu verurteilen und eine nicht-proletarische Ideologie in die Bewegung einzuschleusen. Sie haben die Theorie des bewaffneten Kampfes als "Anarchismus" und "Avanturismus" bezeichnet. Während der Unterdrückung durch den Schah waren sie auf der politischen Bühne abwesend, und ihre widerwärtigen Theorien konnten nur eine Handvoll Intellektueller, und zwar im Ausland ansässiger, verführen. Aber die schweren Schläge des Feindes auf die Organisation im Jahre 1977, die zur Tötung der Führung und fast aller Kader und der meisten Mitglieder der Organisation führte, haben die Gelegenheit geschaffen, daß die opportunistischen Ideen unter dem Deckmantel des Glaubens an den bewaffneten Kampf !! in unsere Organisation eindringen und führend werden konnten. Die Grundlage hierfür war unser Fehler, zu wenig Wert auf den ideologischen Kampf innerhalb der Organisation zu legen. Daher war die Organisa-

tion der Volksfadayin Guerillas, wegen des Fehlens der revolutionären Theorie und Richtlinien, in der Situation, in der sich die antiimperialistische Bewegung der Massen erhöhte, nicht in der Lage, ihren Weg fortzuführen und die Bewegung voranzutreiben. Ab 1978 hat sich die Bevölkerung massenhaft zum Kampf erhoben. Dieser Kampf hatte Angriffscharakter. Von Anfang an wurden Banken, imperialistische Zentren und Institutionen in Brand gesetzt, die die Zielscheiben der militärischen Operationen der Guerillas waren. Sehr schnell fingen die bewußten Teile der Bevölkerung an, Molotowcocktails zu bauen, und das breitete sich aus.

Die Kampfmethoden der Guerillas waren in das Kampfleben der Massen eingeflossen. Sogar diejenigen Elemente des Imperialismus, die sich in die Reihen des Volkes eingeschleust hatten und die Führer der Bewegung in die Hände nahmen (die jetzigen Machthaber), haben es nie ganz geschafft, ihre Parolen an die Stelle der radikalen und antiimperialistischen Parolen der Massen zu setzen. Sie haben die Massen, die den radikalsten Kampf gegen das vom Imperialismus abhängigen Schahregime forderten, zu Gebetsveranstaltungen auf die Straßen geführt. Trotzdem setzte sich der unerschütterliche Kampf der Massen fort, und sie waren nicht in der Lage, ihn zu zügeln.

Die Parolen der Massen "Führer, bewaffnet uns", "der einzige Weg zur Befreiung ist der bewaffnete Kampf", "ich töte den, der meinen Bruder tötete" hatten die ganze Atmosphäre des Iran ergriffen. Der bewaffnete Kampf, der jahrelang von den Guerillas propagiert und durchgeführt wurde, fand die Zustimmung der Massen.

Die Massen hatten sogar eine positivere Antwort auf den Aufruf der Guerilleros gegeben, als diese erwartet hatten. Aber leider war

dann die Organisation der Volksfedayin Guerillas zum Zufluchtort der Opportunisten geworden. Und ich muß sagen, wenn meine anderen Genossen und ich nicht von Anfang an die Reihen der Volksfedayin Guerillas von den Opportunisten getrennt hätten, wäre sicher jetzt von der Organisation der Volksfedayin Guerillas als einer revolutionären marxistisch-leninistischen Organisation keine Spur mehr. Kurz nach dem Februar-Aufstand von 1979 haben wir unter sehr großen Problemen die Kompromißler, die den revolutionären Inhalt der Organisation entleert hatten und zu Nachläufern des Regimes der islamischen Republik geworden waren, aus unseren Reihen gestoßen und die revolutionären Richtlinien neu belebt.

Ja, wir glauben weiterhin an die revolutionären Richtlinien, d.h. die Theorie des bewaffneten Kampfes, die von dem Genossen Massud Ahmadsadeh (einer der Gründer unserer Organisation) in dem Buch "Der bewaffnete Kampf - Strategie und Taktik" verfaßt worden sind. Wir sehen das auch in der derzeitigen Lage weiterhin als Wegweiser unseres revolutionären Tuns an. Denn das Ergebnis des Massenaufstands am 21. und 22. Bahman 1979 (Februar 79) war nicht die Republik der Massen, sondern die islamische Republik, die, angelehnt an die Religion, die Massen bötlog und sie danach allseitig unterdrückte. Ihr ganzes Bemühen ist die Erhaltung der imperialistischen Herrschaft in unserem Lande.

Jetzt steht im Iran der bewaffnete Massenkampf zur Debatte und in einem Teil unseres Landes (in Kurdistan) wird der bewaffnete Massenkampf durchgeführt.

Nun ist es besser, wenn ich das Folterproblem etwas aufgreife. Es ist, wie ich meine, für

die deutschen Leser interessant zu wissen, daß Niktabe, der Hauptfolterer bei mir und der Mörder meines Bruders und einiger anderer meiner Genossen, im Jahre 1975 durch unsere Aktion revolutionär hingerichtet wurde. Der Hubschrauber von "Farid" stürzte in einer Anti-Guerilla-Aktion ab und er starb (1972). Nach dem Aufstand wurden "Machfi" und "Hosseini" von der Bevölkerung festgenommen und dem Regime der islamischen Republik überstellt. Hosseini fürchtete sich vor der Wut der Massen so sehr, daß er Selbstmord beging und starb. Einige andere Folterknechte wurden von den Sympathisanten der Volksfedayin Guerrillas verhaftet, und unsere Genossen haben sie über die Arbeit des SAVAK und manche anderen wichtigen Sachen verhört. Während der zweijährigen Zuspitzung der antiimperialistischen Bewegung hat die Bevölkerung ihren grenzenlosen Haß und ihre Abscheu gegen die Folterknechte des SAVAK gezeigt. Dieser Haß und diese Abscheu waren nicht auf Parolen begrenzt. Jeder SAVAK-Agent, der in die Hände der Massen geriet, mußte als Ausgleich für eine lebenslange Barbarei und Grausamkeit bezahlen und wurde getötet. Am Anfang der Errichtung der islamischen Republik haben die Massen viele von ihnen verhaftet und den staatlichen Stellen übergeben, wie es bei dem Folterknecht "Machfi" war, der vorhin erwähnt wurde. Aber nach einiger Zeit wurden die meisten dieser SAVAK-Agenten, die im Gefängnis saßen, von Khomeini begnadigt und freigelassen. Und das passierte in den Tagen, als die Regierung in den Universitäten des ganzen Iran ein Blutbad errichtete und die Lakaien des Regimes der islamischen Republik viele kämpferische Studenten und Arbeiter, die die Studenten unterstützten, verwundeten und töteten. Jetzt sind viele gut ausgebildete Folterknechte aus Schahzeiten im Dienste des Staates

der islamischen Republik und arbeiten in einer Organisation unter dem Namen SAV_AMA (nationale Informations- und Sicherheits-Organisation Iran), die unter Benutzung der Organe, Erfahrungen und Kader des vorherigen SAVAK gegründet worden ist. Sie setzten sich sehr aktiv für die Fortführung der dunklen volksfeindlichen Ziele der islamischen Republik ein. Das derzeitige Regime wiederholt erneut die Erfahrungen des Schahregimes. Sie haben das Foltersystem der Kämpfer erneut errichtet. Eine Form der Folter in der islamischen Republik ist das Peitschen der sogenannten Verbrecher vor der Öffentlichkeit. Eine Tat, die das Schahregime als verbrecherischstes Regime des Jahrhunderts sich nicht traute, in so offener Form zu begehen. Die Lakaien des Regimes der islamischen Republik begehen in den Dörfern Kurdistans solche Massaker, die vergleichbar sind mit denen, die die Amerikaner in den vietnamesischen Dörfern begingen. Die Massakrierung der Bauern in den Dörfern "Chaletan", "Khoramschah", "Jusefkand" sind einige Beispiele dafür.

Aber abgesehen davon hat jede Gruppe der Herrschaft ihre eigenen Gefängnisse und Folterkammern gegründet, in denen nicht nur die Berufsrevolutionäre, sondern auch die bewußten und kämpferischen Massen in barbarischer Form gefoltert werden. Die Schmuggler und Verbrecher sind auch nicht von dieser Folter ausgeschlossen. Wenn das Schahregime versuchte, durch die Namen der Folterknechte wie "Niktabe", "Hosseinsadeh", "Hosseini" innerhalb der Gefängnisse eine Atmosphäre des Terrors zu schaffen, tut jetzt das Regime der islamischen Republik dies auf Massenebene durch Ayatollah Khalkhali, der psychisch krank ist. Die Tötung der kämpferischen Elemente unter der Folter, auf den Hinrichtungsplätzen oder

der Terror auf der Straße ist zur üblichen, alltäglichen Arbeit der Herrschenden geworden. Das alles ist auf einer breiten Ebene entlarvt worden, sodaß Khomeiny eine sogenannte Delegation zur Untersuchung der Folter in den Gefängnissen beauftragt hat. So beabsichtigt er, die Massen zu betrügen und die Explosionswut der Massen einzudämmen.

Die Folter von Menschen ist eines der Zeichen von Barbarei des Imperialismus, das besonders in den unterdrückten Ländern durch die vom Imperialismus abhängigen Regime sehr breit angewendet wird, um die Massen zu bekämpfen. Im Iran ist auch eine der Gemeinsamkeiten des Schahregimes mit dem Regime der islamischen Republik diese Durchführung der Folter.

Der Sieg gehört den unterdrückten Völkern der Welt !

Mit der Überzeugung vom Sieg unseres Weges
Aschraf Dehghani

VORWORT DER GUERILLADORGANISATION VOLKSFEDAYIN

IRAN

Der neue Befreiungskampf der Völker Irans, geführt mit vollem Verständnis der gegenwärtigen historischen Strömungen und basierend auf einer objektiven Analyse dieser Strömungen, hat uns in die Front der Befreiungsbewegungen der Völker der Welt eingereiht.

Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Befreiung der versklavten, vom Imperialismus ausgebeuteten Völker, es ist das Zeitalter der Volksbefreiungsbewegungen. Jeden Tag eröffnen die Massen der Welt eine neue Front gegen den Weltimperialismus, und täglich wird den Imperialisten ein neuer Schlag versetzt.

Nun haben sich die Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas erhoben und der machtvolle Klang der Maschinengewehre, der Ruf der Befreiungsbewegungen, ist in der ganzen Welt zu hören. Die mit dem historischen Aufstand der unterdrückten Massen konfrontierten, blutdürstigen Imperialisten und ihre reaktionären Handlanger wollen ihr Schlächterheil nicht niederlegen. Verzweifelt versuchen sie, die bewaffnete Avantgarde, deren Kraft die Macht des Volkes widerspiegelt, zu vernichten und der Macht der Massen den Weg zu versperren, die gleich einer zerstörerischen, historischen Flut die auf dem Elend erbauten Paläste hinwegreißen wird. Der Feind scheut kein Verbrechen, aber wir scheuen nicht den Tod. Nun wurden die Vorstellungen des Genossen Che Guevara, des heldenhaften Sohnes der Völker dreier Kontinente, verwirklicht. Wenn ein Kämpfer in der Front gegen den Imperialismus fällt, dann werden viele kampfbereite Hände seine Waffe ergreifen, um den ehrenvollen Kampf zur Befreiung der Massen fortzusetzen. Diese historische Entwicklung fordert viele

Opfer von den tapfersten Söhnen und Töchtern unseres Volkes; aber das hält die Revolutionäre nicht zurück, es stärkt nur ihre Überzeugung.

Die Guerilla-Bewegung ist aus objektiven und subjektiven Bedingungen und Erscheinungen in unserem Land und in der Welt entstanden: Der sich vertiefende Widerstand des Volkes gegen den Imperialismus und die einheimische Reaktion, gegen die Herrschaft der Komprador-Bourgeoisie im Iran und die intensive, systematische, politische und ökonomische Ausbeutung unserer Massen durch die imperialistischen Monopole, verbunden mit der imperialistischen Zerstörung der Kultur unseres Volkes, die Niederlage der "Scheinreformen" des Regimes, die darauf abzielten, das revolutionäre Potential der iranischen Massen zu vermindern, die außerordentliche politische Unterdrückung im Iran, die jegliche Art des offenen oder halb-offenen Kampfes des Volkes unmöglich machte, zusammen mit den Erfahrungen des Volkes haben gezeigt, daß die Theorien, die nur den friedlichen Weg vorsehen, unbrauchbar sind und nicht zum Sieg führen können. Der Einfluß der revolutionären Bewegungen der Völker der drei Kontinente (Anm.: Asien, Afrika, Lateinamerika) und insbesondere des Mittleren Ostens, die Entwicklung des geschichtlichen und politischen Bewußtseins der jungen Generation im Iran, sowie das Studium und die Analyse früherer Erfahrungen und Kampfmethoden - dies waren die grundlegenden Voraussetzungen, die den bewaffneten Kampf im Iran hervorgebracht haben.

Vor Beginn des bewaffneten Kampfes in unserem Land gab es eine Anzahl von Revolutionären, die die Zukunft schon leuchten sahen, während sie noch von der politischen Situation im Iran umgeben waren. Diese Leute waren es, die die

Räder der bewaffneten Revolution in Bewegung setzten. Der bewaffnete Kampf im Iran begann zu einer Zeit, in der sich der Feind mächtiger als je zuvor wähnte und die Imperialisten sich dieser "Insel der Stabilität und Ruhe" rühmten. Es war eine Zeit, in der viele politisch Blinde ihr Unwissen über die innerhalb der iranischen Gesellschaft gärenden Strömungen durch den Satz kundtaten: "Zur Zeit ist im Iran nichts zu machen". In dieser Situation waren viele Dogmatiker, die von der iranischen Gesellschaft und ihren Gegebenheiten weit entfernt waren, nicht in der Lage, einen klaren und realistischen Weg aufzuzeigen, um den politischen Stillstand im Iran zu durchbrechen. Sie setzten in ihrer Vorstellung die ökonomische Lage der iranischen Gesellschaft mit der mancher anderer Länder gleich, die erfolgreiche Revolutionen durchgeführt haben. Sie wollten uns diese vorgefaßten Schablonen, die nicht auf die besonderen Realitäten unseres Landes anzuwenden sind, als "Rezept" vorschreiben, ohne die genialen Worte Maos zu berücksichtigen: "Die Wahrheit wird in der Praxis unter Beweis gestellt." - Sie klammerten sich dogmatisch an ihre falschen Vorstellungen und lernten nicht, daß sie damit in der Praxis keinen positiven Schritt unternehmen konnten.

Zu dieser Zeit warteten viele Opportunisten auf "günstige Umstände" - wobei nicht klar war, wann diese eintreten würden - unter denen das Volk von sich aus die Bewegung anfangen würde. Eigentlich haben sie den Anfang der Bewegung für unmöglich gehalten. Sie akzeptierten ein erniedrigendes und unfruchtbares Dasein unter dem korrupten Schah, lebten mit angeblicher Unbeugsamkeit in Ruhe,

Tatenlosigkeit und Lasterhaftigkeit dahin. Sie suchten nach der spontanen Bewegung, die jedoch nicht vorhanden war und die es auch gar nicht geben konnte, da der Imperialismus und die Reaktion mit Tausenden von Verschwörungen und volksfeindlichen Plänen die Entstehung und Entwicklung einer solchen Bewegung verhinderten. Gerade unter diesen Bedingungen, als schmerzvolle Erinnerungen an vergangene Niederlagen, blinde Hoffnungen und erkaltete Herzen dunkle Schatten über das Gemüt der Menschen gebreitet hatten, hat sich die junge Generation unseres Landes erhoben. Diese Generation hat einen Grad von geistiger und praktischer Reife erlangt, der sie befähigte, ihren geschichtlichen Auftrag zu erfüllen. Eine junge Generation mit starkem Glauben und revolutionärer Hingabe ist der Dunkelheit entstiegen und hat die Waffen der Revolution ergriffen, um dem Kampf der unterdrückten Massen den Weg zu ebnen. Die junge Generation im Iran hat sich mit aller Entschlossenheit erhoben, um die Demütigungen der vergangenen beiden Jahrzehnte, die Hoffnungslosigkeit und die Zweifel auszulöschen, die Tatenlosigkeit zu beenden, um die Theorien, die von der Praxis weit entfernt waren, zu widerlegen, um alle jene zu verurteilen, die sich von anderswo Anleitungen holen, um mit dem faulen Opportunismus aufzuräumen, um schließlich das Ziel des Volkes - die Abschaffung des Imperialismus und der Reaktion und die Errichtung der Volksherrschaft - zu verwirklichen. Diese heldenhafte junge Generation machte sich an die Arbeit, ohne jegliche Unterstützung. Sie schritt voran auf dem Weg zur Revolution, ohne den Vorteil einer praktischen Erfahrung. Sie konnte sich auch nicht auf die Erfahrungen früherer Generationen stüt-

zen, da ja auch keine positiven oder schöpferischen Erfahrungen zurückgelassen worden waren. Die Arbeit mußte ganz von vorne begonnen werden.

Die einzige Erkenntnis, die diese Generation aus den Erfahrungen der vergangenen Generationen ziehen konnte, war das Wissen um die Tatsache, daß ein Kampf, dem es nicht gelingt, die Massen aufzurütteln, um sich dann letzten Endes auf sie stützen zu können, zum Scheitern verurteilt ist; daß politische Knechtschaft und das völlige Fehlen einer unabhängigen Linie, die im Einklang mit den im Iran vorherrschenden Bedingungen steht, die ganze Bewegung den Interessen und Kompromissen der anderen unterordnet und überläßt. Die Erfahrungen der vergangenen Generation lehrten die Jungen auch, daß das Fehlen einer realistischen, politischen Einheit innerhalb der Kräfte des Volkes gegen den gemeinsamen Feind zu Wirkungslosigkeit und Spaltung führt, daß Unentschlossenheit und der Mangel an Mut und politischem Selbstvertrauen der Avantgarde das Land der Willkür des Feindes überläßt.

Dieses Fehlen einer fortschrittlichen und wahrhaft revolutionären Organisation und Führung, die sich auf dem Schlachtfeld der revolutionären Praxis bewährt, und die nicht aus politischen Spielereien oder aus dem "Showgeschäft" heraus entstanden ist, vergeudet die ungeheuren Kräfte der Massen und führt zu Ohnmacht und Niederlage, trotz aller Tapferheit und des Opfers Hunderter heldenhafter Kinder des Volkes.

Und so nahm die junge Generation in unserem Land die schwere Verantwortung auf sich, mit der damaligen verdorbenen Politik im Iran gründlich aufzuräumen und die Grundlage für die zukünftigen Kämpfe unseres Volkes zu

schaffen.

Am Anfang standen sie noch mit leeren Händen da, aber ihre Herzen brannten voller Hoffnung und Entschlossenheit, und so wuchs die Bewegung durch die revolutionäre Tat, aus dunkelster Tyrannei und politischer Unterdrückung, durch Feuer und Blut heran, und jene, die an ihr teilhatten, sahen mit eigenen Augen und spürten am eigenen Leib, "wie Stahl gehärtet wird".

Diese Generation mußte alles erst von Grund auf aufbauen, ohne andere Unterstützung als die der Massen. Alles mußte sie sich erst neu schaffen, so gering auch ihre Möglichkeiten waren, und so lernte sie, schöpferisch und konstruktiv zu sein. Diese Generation hat alles hingegeben, um alles für das Volk zu gewinnen. Diese bewundernswerte Erscheinung in der iranischen Geschichte ist jetzt zur materiellen und praktischen Wirklichkeit geworden und läßt den Imperialismus und die inländische Reaktion erzittern. Diese jungen Leute haben den Feind in Angst und Schrecken versetzt; sie setzen ihren Weg ohne Angst fort, voll Hoffnung auf den Sieg; diese jungen Leute schrecken nicht vor den Schwierigkeiten zurück, denen sie auf dem Weg - der die Volksbewegung ist - begegnen; sie sind ins Volk gegangen, um ihren geschichtlichen Auftrag zu erfüllen, den Kampf ins Volk hineinzutragen und weiterzuentwickeln. Dies haben sie nicht mit Worten, sondern in der Tat getan. Es sind junge Leute die wenig sprechen, aber umsomehr tun. Gerade darin liegt ihre Kraft und ihre Stärke.

Genossin Aschraf Deghani ist ein Beispiel für die junge fortschrittliche Avantgarde in unserem Land. Sie wurde im Frühjahr 1971 während eines Untersuchungsauftrags von den Agenten nach einer ungleichen Auseinandersetzung verhaftet und barbarischen Folterungen durch das faschistische Regime unterwor-

fen, aber mit ihrer revolutionären Entschlossenheit und Tapferkeit ertrug sie alles und verriet nichts.

Nach vielen Monaten der Folter wurde Genossin Aschraf Deghani vor "Gericht" gestellt und zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Zwei Jahre verbrachte sie in den Schah-Gefängnissen. Im Jahre 1973 hat sie eine günstige Gelegenheit genutzt, ist aus dem Gefängnis geflohen und schloß sich wieder den Reihen der O.I.P.F.G. an.

Schulter an Schulter mit ihren Genossen setzt sie nun den Kampf gegen den Imperialismus und die Reaktion fort, und sicher würde sie wie jeder andere Guerillakämpfer ihr Blut bis auf den letzten Tropfen für die Befreiung des Volkes geben.

Genossin Deghanis Tapferkeit und ihr Widerstand gegen die Söldner des Regimes, gegen die Agenten des Imperialismus im Iran, sind keine Ausnahme. Zahllose Revolutionäre, heldenhafte Söhne und Töchter unseres Volkes haben mit unerschütterlicher Standhaftigkeit den bestialischen mittelalterlichen Folterungen des faschistischen Regimes und seiner nordamerikanischen Lehrherren widerstanden, so wie es ihrer ruhmreichen Bewegung entspricht.

Wir haben nun Gelegenheit, dem iranischen Volk und der Welt von dem heldenhaften Widerstand der Genossin Aschraf Deghani zu berichten, als einem Beispiel für den Mut und die Entschlossenheit der iranischen Revolutionäre.

Mit unerschütterlichem Glauben an den endgültigen Sieg unseres Weges.

Guerillaorganisation Volksfedayin
Iran

Biographische Anmerkungen

Genossin Aschraf Deghani wurde in einer armen Arbeiterfamilie in Aserbeidschan geboren. Zur Zeit ihrer Geburt war ihr Vater "mirab"^{*)}. Da er keine feste Arbeit hatte, arbeitete er als Hilfsarbeiter in einer Baumwollspinnerei, hob Brunnen und Senkgruben aus, arbeitete in einem Krämerladen oder auf dem Bau. Doch mit all diesen Arbeiten konnte er nicht genug verdienen, um seine achtköpfige Familie zu ernähren. So teilten sich die Mutter und die Kinder, die alt genug waren, um zu arbeiten, die Last des Geldverdienens. Die älteren Brüder taten was sie konnten, und die Mutter und die ältere Schwester halfen, indem sie Garn spannen. Als Wasserträger war der Vater Nässe und Feuchtigkeit ausgesetzt, er schlief oft die ganze Nacht neben dem Wasser. Er litt dauernd unter Schmerzen in den Beinen, bis er zuletzt wegen seiner großen Schmerzen nicht mehr arbeiten konnte. Er hatte sein Leben lang Armut und Entbehrungen gekannt, doch er gab nicht dem Schicksal oder der Vorsehung die Schuld an seinem elenden und kargen Leben. Er kannte die Ursache seiner Armut und der vieler Arbeiter sehr gut. Er wußte, daß der Klassenfeind auf dieser Welt zu suchen ist, auf der auch er und viele andere Werktätige leben. Endloses Unglück und Armut waren für ihn eine Schule, in der er lernte, die Merkmale der Klassengesellschaft, der Ausbeutung und Ungerechtigkeit zu erkennen. Er war Analphabet, doch er hatte politisches Bewußtsein. Deshalb versuchte er sein Bestmögliches, gegen den Feind zu kämpfen.

- *) Ein "mirab" ist ein Wasserverteiler. Es gehört zu seiner Arbeit, die Kanäle entlang der Straße zu reinigen und das Wasser den verschiedenen Haushalten zuzuleiten.
(Anmerkung des Übersetzters)

Während der Ereignisse von 1945-46 in Aserbeidschan und der Errichtung der demokratischen Regierung war er in der Volksfront. Während des barbarischen Überfalls der kaiserlichen Truppen auf Aserbeidschan und des Massenmordes an Helden des Volkes bot sein kleines Haus vielen aufrichtigen Kämpfern Zuflucht vor der grausamen Verfolgung des Regimes.

Die Diskussionen, die zu Hause geführt wurden, hatten immer politischen Inhalt. Oft wurde über Unterdrückung, Leiden, Ausbeutung und über den Charakter des Feindes, der Ausbeuterklasse gesprochen.

Trotz ihres politischen Bewußtseins, der Klassenunversöhnlichkeit und des Hasses, gelang es Aschrafs Eltern und anderen in der gleichen Lage nicht, sich offen gegen den mächtigen Feind zu erheben. Die Erniedrigung vieler Jahre hatte ihr Selbstvertrauen zerstört. Sie fühlten sich schwach und hilflos und hielten den Feind für unangreifbar. Die sozialen Verhältnisse jener Zeit und die Mißerfolge der Bewegungen haben ohne Zweifel zu diesem Mangel an Selbstvertrauen beigetragen.

Unermeßliches Leid und der Widerspruch zwischen seiner freiheitsliebenden Gesinnung und der Unterdrückung in der Gesellschaft hatten den Vater Aschrafs zu einem harten Menschen gemacht. Er war oft barsch und mißgestimmt. Die Unterdrückung seiner kämpferischen Moral durch die Gesellschaft äußerte sich in seinem kalten und harten Verhalten gegenüber seiner Familie. Dies führte schließlich dazu, daß sich die Familienmitglieder gegenseitig ihre Zuneigung nicht zeigen konnten, obwohl sie sich sehr liebten.

Im Jahre 1949 wurde Genossin Aschraf in diese Familienverhältnisse hineingeboren. Als Kind wurde ihr wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Sie war ganz auf sich gestellt und konnte weder

Schutz noch Unterstützung erwarten. Sie kam bald mit der kalten und harten Wirklichkeit des Lebens in Berührung und lernte, auf eigenen Füßen zu stehen, zu überleben und ihre Probleme und Schwierigkeiten selbst zu meistern.

In der Zeit, als sie geboren wurde, konnte ihr Vater wegen seiner starken Beinschmerzen nicht mehr gehen und war ständig bettlägerig. Zwar war die Familie schon vorher wegen seiner häufigen Arbeitslosigkeit arm gewesen, doch diesmal hatte sie keine Hoffnung mehr, daß der Vater jemals wieder arbeiten könnte. Die große Schwester hatte neben der Arbeit ihr Studium beendet. Als Genossin Aschraf zwölf Jahre alt war, ist sie zusammen mit ihrer Mutter und ihrer großen Schwester, die inzwischen Lehrerin war, in ein weit entferntes Dorf gegangen. Dort war sie noch einsamer als zuvor. Ihr Bruder, Genosse Behrus, brachte ihr von allen Familienmitgliedern am meisten Liebe und Vertrauen entgegen. Genosse Behrus war für sie unerreichbar, weit über allen anderen. Sein Horizont unterschied sich von dem der einfachen, normalen Leute. Seine Welt war weit und schön und voller Liebe. Genossin Aschraf wollte sehr gern in diese Welt eintreten. Die politischen Diskussionen zu Hause hatten ihr Interesse geweckt. Genosse Behrus hatte sie zum Lesen ermuntert und ihr Bücher gebracht. Sie las diese Bücher sehr gern. Jeden Tag vergrößerte sich ihr politisches und soziales Bewußtsein. Allmählich erkannte sie die Ursachen für ihre Armut und die Armut des Volkes. Allmählich lernte sie den Klassenfeind kennen und begann, ihn jeden Tag stärker zu hassen.

Die Situation in der Schule mit ihren Propagandaprogrammen und den offiziellen Feiern vertrugen sich nicht mit ihrer Gesinnung. Sie konnte ihre Abscheu vor dieser Propaganda

nicht verbergen. Wegen ihrer Klassenlage und der politischen Atmosphäre, die bei ihr zu Hause herrschte, waren ihre Probleme viel ernster und lagen auf einer höheren Ebene als die mit denen sich ihre Klassenkameraden und Altersgenossen beschäftigten. Ihre Welt war weit entfernt von den trivialen Beschäftigungen der Kleinbourgeoisie wie z.B. die Mode und andere Dinge, die ihre Gedanken vergifteten. Aus diesen Gründen stellte sie Genosse Behrus Tag für Tag mehr Fragen über politische und soziale Zusammenhänge und er widmete sich ihnen mit Ernst und Geduld.

Die Genossen Samad Behrangi und Kasem Saadati waren enge Freunde von Behrus, und Aschraf brachte ihnen hohe Achtung und große Zuneigung entgegen. Sie wünschte sich, wenn sie groß werde, daß sich ihr Leben und ihr Denken wie das ihrer Genossen entwickeln würde. Seitdem sie politisches Bewußtsein erlangt hatte, dachte sie an die Revolution und an das Leben als Revolutionärin. So sehr die Revolution für sie von wichtiger Bedeutung war, so sehr fühlte sie klar und deutlich, daß sie ihr Leben für die Revolution geben muß, aber wie - das wußte sie nicht.

Einer der Wege, auf dem sie ihr Ziel erreichen konnte, war, das Bewußtsein ihrer Klassenkameraden zu erhöhen. Das war jedoch nicht einfach, da ihre Klassenkameraden mit anderen Gedanken und Interessen beschäftigt waren als sie. Die Propaganda des Regimes zielte bewußt darauf ab, die jungen Menschen in den Familien und in der Gesellschaft losgelöst von dem wirklichen Leben zu erziehen. Die Lehrpläne enthielten nichts, was geeignet war, den Schülern Bewußtsein zu vermitteln. Alles arbeitete Hand in Hand, um die jungen Menschen von der Wahrheit fernzuhalten. Mit ihrer geringen Erfahrung und mangelnden Geduld aufgrund ihres jugendlichen Alters konnte Genossin Aschraf

nicht so ihrem Ziel näherkommen, wie sie es gerne wollte. Sie wurde mehr und mehr von ihren Altersgenossen isoliert und näherte sich der Welt von Genosse Behrus, Samad und Kasem. Aber sie gab niemals die Hoffnung auf, alles ihr mögliche zu versuchen, das Bewußtsein ihrer Gleichältrigen zu entwickeln. Sie setzte alle ihre Kräfte für dieses Ziel ein. In der 11. Klasse hatte sie eine Freundin gefunden, die gern ihr Wissen vergrößern wollte. Deswegen hatte die Genossin keine Gelegenheit ausgelassen, mit ihr zu diskutieren. Einmal schrieb sie einen Brief, wie das Schah-Regime und wie der Schah und sein Vater Reza Khan an die Macht gekommen waren.

Der Lehrer, der ein SAVAK-Agent war, hatte ihr den Brief weggenommen und der SAVAK übergeben. Das Mädchen, das auf der Suche nach Bewußtsein war, hatte Angst bekommen und hat daraufhin nicht mehr mit ihr diskutiert. Sie und Aschraf wurden zur SAVAK gebracht. Nach Drohungen und Ratschlägen sollten sie einen Brief unterschreiben, mit dem Inhalt, daß sie sich nicht mehr in die Politik einmischen werden. Die Genossin hat diesen Brief unterschrieben. Und sie hat dieses Versprechen immer sehr gut eingehalten !!

Aschraf hatte die Oberschule abgeschlossen. Jetzt war die Zeit gekommen, da sie ihr Leben der Revolution hingeben wollte, wie sie es sich immer vorgestellt hatte. Aber von einer Revolution war nichts zu spüren. Die Genossen Behrus, Samad und Kasem führtem dem Anschein nach ein normales Leben. Das machte sie wütend. Das Gefühl der Ohnmacht machte sie traurig und ziellos. Sie fühlte, daß in ihr die Unversöhnlichkeit und Rebellion absterben würden. ...

Gerade zu dieser Zeit wurde Genosse Samad getötet. Wie die Genossin selbst sagte, hat

Samads Tod sie mit neuem Leben erfüllte - genau wie viele andere Genossen von Genosse Samad. Der Haß gegen den Feind war so stark geworden, daß er nicht mehr ausgelöscht werden konnte. Alle Unklarheiten in bezug auf ihr zukünftiges Leben waren jetzt klar geworden.

In dieser Zeit war Genossin Aschraf Lehrerin in einem Dorf in Aserbaidschan. Jeden Tag hatte sie das Elend und die Unterdrückung, die sie seit ihrer Kindheit gefühlt hatte, stärker und deutlicher empfunden. Sie sah mit ihren eigenen Augen ganz deutlich die unglückliche und finstere Zukunft, die die unschuldigen Kinder aus den Dörfern erwartete. Sie fühlte jeden Tag mehr Verantwortung für diese Kinder.

Jetzt konnte Aschraf eine Genossin für Behrus sein. Das fühlten sie beide. Deshalb versuchten beide mit Bewußtsein das Trennende, was noch zwischen ihnen war, zu überwinden. Jetzt war ihre Verbindung als Genossen stärker geworden, als ihre geschwisterliche Bindung oder ihre Verbindung als Lehrer und Schüler. Als sie Schulter an Schulter und gemeinsam mit ihren Genossen an der ersten Front des bewaffneten Kampfes im Iran dem Feind gegenüberstanden, hatte ihre Kamaradschaft das höchste Niveau erreicht und wurde für immer besiegelt. Denn eine solche Genossenschaft, die an der Front gegen den Feind geschlossen wurde, ist nicht wie eine normale Verbindung, die durch Entfernung, Tod oder andere Umstände gelöst werden kann. Für jeden Kämpfer lebt ein Genosse so lange wie er seinem Ziel treu bleibt, und er stirbt, wenn er sich vom Volk abwendet.

Behrus starb unter der Folter, aber er bleibt

lebendig in den Herzen der Genossen. Seine Liebe für die Freiheit des Volkes, wie die Liebe der anderen Genossen, die für die Freiheit gefallen sind, und die noch weiter kämpfen - zu denen auch Genossin Aschraf zählt - lebt weiter.

Sein Haß und der Haß all der anderen wird die Feinde des Volkes so lange verfolgen, bis es keine Klassengesellschaft mehr gibt.

Alles was wir bis jetzt beschrieben haben, war der erste Teil des Lebens der Genossin Aschraf, bevor sie sich der Kampffront angeschlossen hatte. Das Folgende wird von ihr selbst erzählt.

DER BEWAFFNETE KAMPF IM IRAN :

DER BEGINN

Das Ende des Schweigens

Im Bahman 1349 (Februar 1970) begann mit der Schlacht von Siakhal ein bedeutsamer und entscheidender Abschnitt in der Geschichte des Kampfes des iranischen Volkes. Dem Imperialismus und der Reaktion im Iran hatte die Stunde geschlagen.

Tapfere Kinder der Nation waren aufgestanden, um ihren historischen Auftrag zu erfüllen, das Schweigen vieler Jahre zu brechen, den Mythos von der Unüberwindbarkeit des Feindes zu zerbrechen, die gewaltigen Kräfte der Massen zu wecken - und den Weg der Befreiung von Unterdrückung, Elend und Entbehrung aufzuzeigen.

Nach Siakhal wurden im Zeitraum von vier Monaten viele Polizeistationen erfolgreich überfallen und viele Banken enteignet, um die Bewegung zu finanzieren. In dieser Periode der Unerfahrenheit wurden viele Revolutionäre gefangengenommen und von Söldnern des Imperialismus erschossen. Trotzdem gab es weitere Aktionen, und noch mehr waren in Sicht.

Das waren die Ereignisse von Bahman 1349 - Ordibehescht 50 (Februar - Juni 1970).

Nachdem der Mörder und Volksverräter General Farsiou (1) x) vor das Volksgericht gestellt und hingerichtet worden war, entfesselte der Feind, noch unter diesem Schock stehend, eine weitangelegte Kampagne von Terror und Ein-

x) die Erläuterungen zu den Nummern finden sich im Anhang des Buches

schüchterung. Nach der Ermordung einiger Helden von Siakhal (2) glaubte das Regime in seiner ganzen Dummheit, die Bewegung im Keim erstickt zu haben. In seiner Ahnungslosigkeit nahm es tatsächlich an, daß die fünfzehn von Erschießungskommandos oder unter der Folter ermordeten Helden die ganze Guerillakraft darstellten. Als das Regime von neun weiteren Guerillakämpfern erfuhr, konnte es nicht verstehen, daß in der historischen Situation im Iran die Revolution auf der Tagesordnung stand und immer weitere Revolutionäre den Kampf fortführen würden.

Das Regime verteilte "Steckbriefe" mit den Fotos der neun Gesuchten im ganzen Land und es wurden 100 000 Tuman (ca 40.000 DM) auf jeden Gesuchten ausgesetzt. Zeitungen versuchten dem Volk weiszumachen, daß nur noch diese neun von der Bewegung übriggeblieben waren, um seine Stärke und seine Allwissenheit zu beweisen. Die neun Revolutionäre waren Genosse Amir Parviz Pujan, Djavad Selahi, Hamid Ashraf, Manuchehr Bahai-Pour, Eskandar Sadeghi-Nezhad, Abbas Meftahi, Ahmad Zibram, Mohammad Saffari Ashitiani und Rahmatollah Peirov Naziri (3). Der Feind war naiv genug, zu glauben, daß das Volk seine Helden verraten würde.

Als Resultat dieser Aktion erfuhren nun die Massen im ganzen Land von der Existenz der revolutionären Kräfte und vom Beginn des bewaffneten Kampfes. Das Regime hatte unbeabsichtigt das vollendet, was die revolutionären Kräfte zu erreichen versucht hatten. Neun Pioniere der Revolution wurden so dem Volk bekanntgemacht. Die Reaktion der Bevölkerung verschlug einem den Atem. Der Feind begriff schnell, daß er einen Fehler gemacht hatte -

aber zu spät. Die Steckbriefe fanden sich in den Häusern der Leute; sie wurden über den Kaminsims gehängt, einen Platz, wie er Helden gebührt. Die Nation war begeistert. Die Mehrheit des Volkes sagte: "Auch wenn der Lohn 10 x so groß wäre, wir würden sie für nichts auf der Welt verraten. Dieses Geld würde haram^{x)} sein." "Sie sind wie der Vietcong...!" Die Wirkung auf die Intellektuellen war überwältigend. Sie nahmen den bewaffneten Kampf früher als gedacht auf. Nun begann der Befreiungskampf ernsthaft.

Gemeinsam mit meinem revolutionären Bruder Behrouz hatte ich mich dem bewaffneten Kampf in seinen Anfängen angeschlossen, um unsere Aufgabe für den Befreiungskampf des Volkes zu erfüllen. Als der Feind jeden Stein umdrehete, um die neun Helden des Volkes zu suchen, lebte ich mit zwei von ihnen im gleichen Stützpunkt, mit Genossen Pujan und Nabdell (4). Unsere Gruppe hatte die Aufgabe, Flugblätter, Erklärungen zu Aktionen und politischen Problemen zu vervielfältigen und unter der Bevölkerung zu verteilen. Dies war unsere Hauptaufgabe, aber wir hätten auch andere Aufgaben erfüllt, wenn es nötig gewesen wäre.

Jede revolutionäre Aktion brachte neue Hoffnung und Ermutigung. Es bestand kein Zweifel mehr über die Richtigkeit des Weges und die objektiven Bedingungen bestätigten: der bewaffnete Kampf war der einzige Weg, um die Herrschaft der Reaktion und des Imperialismus zu stürzen.

Es war jedoch nicht klar, wie dieser Kampf in seinen beschränkten Erfahrungen und Mitteln weitergeht und wie lange es dauern würde, bis sich seine Richtigkeit erweisen wird. Genosse Pujan sagte dazu: "In diesem Kampf kann die Organisation schwere Schläge erhalten. Mögli-

x) haram : unsauber, ungeweiht, aus religiösen Gründen verboten

cherweise werden wir viele Verluste erleiden, doch der Kampf ist richtig und wir sind stolz, daß wir ihn begonnen haben, und ich bin überzeugt, auch wenn die O.I.P.F.G. geschlagen wird, werden andere revolutionäre Organisationen den Kampf weiterführen."

Am 14. April 1971 verließen Genosse Pujan, Golavy, Nabdell und Selahium um 18.30 Uhr unseren Stützpunkt, um Flugblätter anzuschlagen und zu verteilen. Um 21.30 Uhr kam Genosse Pujan zurück, aber von Nabdell keine Spur. Wir machten uns Sorgen und warteten voller Ungeduld. Um 23.30 Uhr waren wir sicher, daß die Genossen festgenommen worden waren. Weiter zu warten war sinnlos. Unsere Vermutung war richtig. Wir erfuhren später, daß sie von einem pensionierten Armeeeoffizier, der sogleich Alarm schlug, beim Anschlagen der Flugblätter gesehen worden waren. Die Genossen hatten das Gelände nicht sorgfältig genug geprüft. Sie versuchten zu fliehen und fuhren mit ihren Motorrädern in eine Allee, die zur Polizeistation in der Paménar-Avenue führte. Polizeiposten eröffneten das Feuer und ein ungleicher Kampf begann. Genosse Nabdell wurde schwer verletzt und verlor das Bewußtsein. Genosse Selahi kämpfte weiter und mit seiner letzten Kugel schoß er sich in den Hinterkopf; so nahm er dem Feind die Gelegenheit, seinen Tod zu Propagandazwecken zu nützen: "Einer von den Neun...". Genosse Nabdell wurde ins Polizeispital gebracht. Ohne auf seine Verwundungen zu achten, begann der Feind ihn zu foltern. Seine Wunden wurden übel zuge richtet und mit einem Elektrokabel gepeitscht. Sein Widerstand in diesen kritischen ersten Tagen war bewundernswert, sogar die Folterer waren voller Achtung! Sie sagten ihm, daß sie die Kugel in seinem Bein nicht entfernen würden, falls er sich weigerte zu sprechen. Seine Antwort war kennzeichnend: "Die Kugel ge-

hört euch, die Geheimnisse mir. Ich behalte für mich, was meinem Volk und mir gehört." Eines Tages sprang er aus dem Fenster des dritten Stockes, um sein Leben zu beenden, bevor der Feind irgendwelche Informationen von ihm erpressen konnte.

Er überlebte den Sturz, erlitt aber viele Brüche und die Nähte rissen auf. Bevor es ihm gelang, sich die Eingeweide herauszureißen, wurde er wieder gefangengenommen.

Dann sagte man ihm : "Wir haben alle Mitglieder deiner Organisation verhaftet, bald werdet ihr alle erschossen." Seine Antwort war: "Das ist nicht wichtig. Der Kampf geht weiter. Wir werden uns niemals beugen."

Viele Tage hielt er grauenvolle Folterungen stand, ohne daß ihm eine Information entrisen werden konnte. Bevor er die Adresse des Hauses, das wir als gemeinsamen Stützpunkt benutzt hatten, preisgab, hatte er 20 Tage Widerstand geleistet. Und der Feind überfiel ein leeres Haus.

Fehler aus Unerfahrenheit

Ohne Hoffnung auf die Rückkehr des Genossen Nabdell blieben wir die Nacht im gleichen Haus. Am nächsten Morgen räumten wir den Platz und verbrannten einige Dokumente. Ich fuhr am Nachmittag nach Täbriz, - Genosse Pujan blieb mit den anderen Genossen noch die nächste Nacht. Wenn Genosse Nabdell in den ersten Tagen die Adresse preisgegeben hätte, wäre es schon jetzt unweigerlich zu einem Zusammenstoß gekommen, wie später am Havai-Stützpunkt (5). Das war sehr gut, daß es nicht passierte, da jede Stunde Leben eines Revolutionärs, besonders eines wie das des Genossen Pujan, für

den Kampf sehr wertvoll ist.

Am nächsten Tag unterrichtete ich die Genossen von Täbriz von der Verhaftung Nabdels, doch weder Genosse Behrouz noch ich gingen in den Untergrund. Zwei Tage später kehrte ich, wie mit Genossen Pujan vereinbart, nach Teheran zurück; da ich ihn nicht antraf, ging ich wieder nach Täbriz zurück. Diese Fahrten waren aus zweierlei Gründen ein Fehler.

Erstens hätte ich, obwohl ich Genossen Nabdell vertraute, nach seiner Verhaftung untertauchen sollen. Zweitens erregte mein Besuch mitten im Studienjahr Verdacht, da ich meiner Familie gesagt hatte, ich würde in Teheran studieren. Wie dem auch sei, diesmal blieb ich eine Woche in Täbriz, bevor ich nach Teheran zurückkehrte. Genosse Behrouz schloß sich uns in Teheran einige Tage später an. Wir waren zu dieser Zeit noch in Freiheit, ohne zu wissen, welche Folter Genosse Nabdell erleiden musste. Alles was wir kurz nach der Verhaftung des Genossen Nabdell taten, war ein Fehler. Unerfahrenheit, kein Begriff von der objektiven Situation und unsere Unwissenheit über die Handlungsweise des Feindes erzeugten in uns falsche Vorstellungen.

Mehr als 20 Tage nach der Verhaftung des Genossen Nabdell sollte ich mit der Wirtin des Hauses, das wir verlassen hatten, in einer nahen Moschee Kontakt aufnehmen, um etwas über die weitere Entwicklung zu erfahren.

Es gab auch einen Plan, die SAVAK-Agenten im Hause zu überfallen, falls sie dort wären. Ich ging am Abend während des Nemaz ⁴⁾ in die Moschee, da es dort leichter war, die Wirtin zu treffen. Ich näherte mich ihr und sprach mit ihr. Sie hatte sichtbar Angst. Es war al-

4) islamische Gebete

so klar, daß SAVAK-Agenten im Hause waren. Die Gebete begannen wieder und ich schlüpfte hinaus.

Später erfuhr ich, daß sie nach meinem Besuch täglich von Geheimagenten in die Moschee begleitet wurde. Als ob ich dorthin zurückkehren würde !

Die Bemühungen des Feindes, Genossen Behrouz und mich gefangenzunehmen

Da ich keine Wohnung hatte, ging ich zu meinem Bruder, der politisch nicht aktiv war, während der Feind sich große Mühe gab, mich zu verhaften.

Viele Tage widerstand Genosse Nabdell mit heroischer Stärke der furchtbaren Folter, bevor er dem Feind die Identität von Genossen Behrouz preisgab. Danach überfielen SAVAK-Agenten unser Haus in Täbriz und durchwühlten es von unten bis oben. Meine Mutter durfte das Haus nicht verlassen, und sie verhafteten jeden, der ins Haus kam.

Am nächsten Abend kehrte mein jüngerer Bruder Mohammad (6) nicht nach Hause zurück, er war verhaftet worden.

Die Söldner überfielen dann das Haus meiner Schwester und verhafteten ihren Mann, Genossen Kazem Saadati (7); sie brachten ihn ins SAVAK-Hauptquartier in Täbriz. Kazem, einer der fortschrittlichsten Sympathisanten der O.I.P.F.G. lebte legal mit seiner Frau und seinem Kind und hatte sich nicht versteckt. Im Gefängnis stellte er sich naiv, gänzlich unwissend und uninformiert über unsere Aktivitäten, um der SAVAK keine Information zu liefern.

Die Söldner ließen ihn frei, unter der Bedingung, daß er ihnen helfen müsse, Genossen Behrouz gefangenzunehmen, - sie drohten ihm mit Verhaftung und Folter, wenn er nicht mit ihnen zusammenarbeiten würde. Er merkte, daß er unter dauernder Beobachtung stand, so daß es ihm unmöglich war, Genossen Behrouz zu warnen, der, wie er wußte, bald Kontakt mit ihm aufnehmen würde.

In einer Nacht nach seiner Entlassung nahm er sich das Leben. Er nahm Gift und schnitt sich die Handgelenke auf, damit Genosse Behrouz durch das damit erregte Aufsehen gewarnt würde. Der Feind erfuhr von Kazems Selbstmord; sie brachten ihn ins Krankenhaus und taten alles mögliche, um ihn am Leben zu halten. Genosse Kazem aber nahm, das Geheimnis im Herzen bewahrend, seinen Platz an der Seite der Märtyrer der iranischen Revolution ein.

Der Feind - erschöpft und frustriert - zeigte im Namen der Frau Kazems den Arzt an, dem es nicht gelungen war, Kazems Leben zu erhalten. Zum größten Unbehagen der SAVAK ehrte die Bevölkerung von Täbriz in großer Zahl ihren Helden und gab ihm ein überaus prunkvolles Begräbnis mit ehrenvollen Nachrufen.

Das Begräbnis zu unterbrechen, wäre für die SAVAK ein Schuldbekennnis gewesen. Stattdessen rächte sich der Feind später durch die Verhaftung jener, die während des Begräbnisses besonders erregt auftraten.

So hatte Genosse Kazem noch einmal die Unfähigkeit und Unwirksamkeit des Regimes gegenüber revolutionärer Entschlossenheit und absoluter Hingabe bewiesen.

Seine letzten Worte an meine Mutter waren :
"Wenn der Feind deine Kinder auch unter grauenvoller Folter ermordet, bitte ihn nie um

etwas, flehe ihn niemals an. Der Feind ist dafür zu verachtenswertig."

Während der groß angelegten Fahndung nach uns wurden Sperren auf sämtlichen Ausfallstraßen von Teheran errichtet. Alle Universitäten und andere Institute, wo ich hätte studieren können, wurden durchsucht.

In einem Falle ging ein niederträchtiges Weib, wahrscheinlich dieselbe, die später meine Kerkermeisterin werden sollte, um 2 Uhr früh in den Schlafsaal eines Mädcheninternats. Das Gebäude war bereits umstellt. Die Frau weckte eine Studentin nach der anderen. Sie stellte sich bald als meine Tante, bald als meine Schwägerin vor; sie fragte alle nach dem Namen und erzählte, daß meine Mutter schwer erkrankt sei und daß sie gekommen sei, mich abzuholen.

Nachdem die Studentinnen ihre wechselnde Identität bemerkt hatten, begannen sie nun ihrerseits, Fragen zu stellen; und eine Gruppe von ihnen war entschlossen, sie hinauszuerwerfen. Sie wurde gezwungen, ihre Fragen einzustellen und zu gehen.

Ein weiteres erfolgloses Unterfangen. Das Resultat dieses mitternächtlichen Überfalles war, daß nun manchen Studenten das Wesen des Regimes noch deutlicher wurde und sie eine Vorstellung von der Brutalität, aber auch von der Dummheit des Feindes bekamen. Eine Gruppe bedauerte, daß sie die Frau ungeschoren gehen ließen.

VERHAFTUNG, FOLTER, VERHÖR

Meine Verhaftung

Nach diesem Schlag organisierten wir uns wieder neu und führten die revolutionären Aktivitäten wieder fort. Am Morgen des 13. Mai 1971 verließ ich zusammen mit Genossen Behrouz den Stützpunkt, um einen feindlichen Söldner zu beobachten. Ich stand gerade auf der Azar-Straße 21, als vor mir plötzlich zwei Autos bremsten und eine Gruppe von Männern ausstieg. Der erste, der mich ergriff, legte mir die Hand auf den Mund, indem er obszöne Beschimpfungen von sich gab, versuchte er mich hochzuheben und ins Auto zu tragen. Gleich darauf kamen die anderen dazu und halfen ihm. Ihre ekelhaften Gesichter und widerwärtigen Ausdrücke waren typisch für die Polizei und die SAVAK-Agenten. Ich wußte sofort, wer sie waren. Mir war nur nicht klar, wie sie mich identifizieren konnten und wieviel sie über mich wußten.

Ich hielt mich zurück, meine Gefühle gegen sie und das Regime zu zeigen, für den Fall, daß sie mich für jemand anderen gehalten hatten. Doch ich konnte und wollte mich nicht so schnell einfältig ergeben. Ich fühlte mich verpflichtet, die Söldner des Schah zu entlarven, und ihr armseliges Wesen allen sichtbar vor Augen zu führen.

Ich begann zu schreien und zu rufen und die Aufmerksamkeit der Menschen auf mich zu lenken. Die Söldner, diese käuflichen Verräter am Volke, irrten sich, wenn sie dachten, sie könnten mich so einfach verschleppen. Ich verteidigte mich, indem ich laut schrie, um mich stieß und sie in Arme, Beine und Hände biß.

Es eilten noch mehr Agenten herbei, die dabei

halfen, mich möglichst schnell zu verhaften und die Menschenmenge, die sich um uns angesammelt hatte, auseinanderzujagen. Plötzlich wußte ich, wie es gelungen war, mich zu identifizieren. Ich erkannte den Mann mit dem gräßlichen Gesicht wieder. Da wir nach der Verhaftung des Genossen Nabdél unser Versteck in Teheran verlassen hatten, hielt ich mich gelegentlich im Haus meines Bruders, der politisch nicht aktiv war, auf.

Dort war auch ein anderer Mieter, der sich uns als Staatsbeamter vorgestellt hatte. Er hatte mich einige Male im Hause meines Bruders und zweimal in der Nähe der Universität gesehen, wo ich einen Überwachungsauftrag ausführte.

Beim Überfall auf unser Haus in Täbris hatte die SAVAK ein Foto von mir mitgenommen und unter ihren Agenten in Umlauf gebracht. Wie sich dann später herausstellte, war der Staatsbeamte auch einer von ihnen.

Zur Zeit meiner Verhaftung war gerade ein Generalstreik der Studenten beendet worden, und das Gebäude wimmelte zweifelsohne von SAVAK-Agenten. Ich selbst war an meiner Verhaftung Schuld. Ich hatte es versäumt, die Situation zu analysieren und war täglich dorthin gegangen. Tag für Tag auf dem Gelände scheinbar ziellos herumzustehen, hatte zweifellos ihre Aufmerksamkeit erregt.

Als ich mich gegen die Schergen des Schah wehrte und immer mehr von ihnen kamen, sah ich auch sein ekelhaftes Gesicht wieder. Er mußte sich vor mir versteckt haben, daß mir der Feind all die Märchen über seine Allwissenheit auftischen konnte. "Wir sind sehr mächtig. Wir wissen alles. Wir sehen alles..." und noch mehr solchen Unsinn.

Aber er kam seinen Kollegen zu Hilfe.
Was für ein abstoßendes Gesicht er hatte !

Der Kampf dauerte noch etwa 15 Minuten.
Meine Kleider waren zerrissen, ich hatte
überall Schmerzen, und doch hatte ich plötz-
lich große Kraft. Zuletzt gelang es ihnen
aber doch, meine Arme und Beine zu packen
und mich ins Auto zu schleppen. Ich kämpfte
noch weiter, ganz überrascht von meiner
Kraft. Sie konnten mich nicht stillhalten.
Wenn es möglich war, eine Hand oder ein Bein
freizubekommen, biß ich sie. Einer der Schur-
ken biß so fest er konnte in meinen Finger.
Ein anderer zielte mit seinem Revolver auf
mich und rief, daß er mich erschießen würde,
wenn ich mich rührte, so ein Clown ! Ich
bewegte mich noch heftiger als vorher und
schlug ihm den Revolver aus der Hand.
Die Banditen gerieten in Panik und versuch-
ten verzweifelt, ihn aus meiner Reichweite
zu entfernen. Ich bekam ein Bein frei und
stieß auf das hintere Fenster, sodaß es
zerbrach. Sie packten mich fester. Ich konn-
te nur meinen Kopf bewegen. Ich hob den Kopf
und sah einen Bus. Wie gewöhnlich war er
überfüllt. Der Bus kam zweifellos aus dem
Süden der Stadt, aus den Slums. Ich dachte
mir: das sind die letzten Arbeiter, die ich
sehe. Sie konnten mich nicht sehen, aber ich
wandte ihnen meinen Kopf zu und versuchte
ihnen zu sagen, daß ich sie immer liebe und
mich nie von ihnen abwenden würde.

Der Gedanke, so bald schon gefangengenommen
worden zu sein, ohne etwas für die Revolution
getan zu haben, beschämte mich. Ich dachte :
Nun muß ich meiner Pflicht unter der Folter
nachkommen.

Folter im Polizeipräsidium

Das Auto hielt vor dem Hauptquartier des Sicherheitsdienstes der Polizei. Ich wurde aus dem Wagen in das Gebäude gezerrt. Ich schrie und sträubte mich. Einige zogen mich, andere traten nach mir. Ich wurde einen Korridor entlang gestoßen, sie traten mich in den Rücken. Ich fiel auf mein Gesicht. Sie zwangen mich aufzustehen, und dieses Spießrutenlaufen ging weiter. So gelangten wir in das Verhör-Zimmer. Ich versuchte mir vorzustellen, wieviel sie über mich wußten. Sie begannen mit Schimpfworten: "...Wo ist Amu Oghli ? (Deckname von Genossen Djavad Selahi (8))... Hast du gesehen, was wir mit Farhoudi (9) gemacht haben ? ... Wie viele Bastarde hast du abgetrieben ? Wo ist dein sogenannter Onkel ? Pujan ? ..."

Einer von ihnen hielt mir eine Fotografie vors Gesicht, die gemacht wurde, als ich ins Gymnasium ging. Er schrie mich an: "Schau nur, wer da ist!" Auf der Rückseite stand geschrieben: "Sie trägt einen Mantel, der so und so aussieht". Ich sah auf meinen Mantel. Sie waren offensichtlich in unserem Haus gewesen. Aus dem Gesagten konnte ich entnehmen, wieviel sie wußten. Es lag kein Sinn mehr darin, meine Gefühle zu verbergen. Meinen Haß. Den Haß gegen sie und den Klassenfeind, dem sie dienten. "Nieder mit euch niederträchtigen Verbrechern ... Feinde des Volkes ... abscheuliche Blutsauger, an euren Händen klebt das Blut der Arbeiter..."

Das Rezitieren einiger Gedichtzeilen gab mir Stärke.

Mit jedem Quietschen
enthüllt sich die Tatsache,
daß die veraltete Maschinerie ihrem Ende

entgegengeht.

Wir müssen kämpfen wie die Bolschewiken; unsere Herzen brennen vor Leidenschaft, was bedeutet es da noch, vom Feind erschossen zu werden.

Sie fielen über mich her, sie stießen und schlugen mich, traten nach mir und warfen mich zwischen sich hin und her. Was von meinen Kleidern übriggeblieben war, hing in Fetzen an meinem Körper. Das Schlagen ging weiter. Nach einiger Zeit kam "Khatayi" herein, Chef des Sicherheitsdienstes der Polizei.

Man sagte von ihm, er sei ein enger Vertrauter und gefälliger Handlanger des Schah; er schob die anderen beiseite.

"Was ist denn das ? ...könnt ihr die Menschen nicht mit Respekt behandeln ? Was wollt ihr von ihr ? Ihre Adresse ? Das ist nicht wichtig, man kann sie auch ohne Schreien und Schlagen dazu bringen."

Behrouz und seine Genossen waren früher zur SAVAK gebracht worden. Ich hatte von ihrer Behandlung gehört und war sozusagen vertraut mit den Techniken des Feindes, den Brutalitäten, gefolgt von freundlichen Worten und besorgtem Getue. Sein freundliches Gesicht, seine Ruhe und sein höflicher Ton konnte mich nicht dazu bringen, meine Haltung ihm gegenüber zu ändern. Er war ein Feind, gemein wie die anderen Söldner, der sein wahres, verbrecherisches Gesicht nur hinter einer Maske von Menschlichkeit verbarg.

Er fuhr fort: "Sag uns die Adresse. Wir wollen dein Bestes. Je früher deine Freunde verhaftet sind, desto besser ist es für sie, dann werden sie weniger Verbrechen begehen. Ist es nicht schade, daß so viele gute und

gebildete junge Menschen sterben sollen?" Während ich diese widerliche Bestie ansah und seine durchsichtige Doppelzüngigkeit durchschaute, kochte mir das Blut. Ich schnitt ihm die Rede ab: "Du Feind der Menschheit, ich werde niemals Kompromisse schließen, ich werde bis zum Ende kämpfen". Sein "freundliches und nettes Gesicht" änderte sich schlagartig. Nun zeigte er sein wahres Gesicht: "Dann macht weiter mit ihr ... (sehr obszöne Worte!).."

Diese Rohlinge banden mich an ein Bett. Der Raum war voll von ihnen; sie waren alle gekommen, um zuzusehen.

Sie fanden die Folterung einer Revolutionärin vermutlich interessant. Einige schauten ruhig und gelassen zu.

Ich fand das befremdend, denn niemals hatte ich mir vorgestellt, daß Folterknechte so gleichgültig sein können, so, als ob es für sie lediglich Routine wäre. Am meisten tat sich Hauptmann Niktab hervor, andere halfen ihm. Sie peitschten meine Fußsohlen. Es war unsagbar schmerzvoll; aber Singen und Rufen von Parolen gaben mir Kraft. Darüber gerieten sie in Zorn, sie schlugen noch stärker zu. Daß ich in den Parolen den Schah angriff und sagte, was er wirklich ist, machte sie noch wütender. Das Peitschen ging weiter, Schlag auf Schlag. Ihre Gesichter verzerrten sich. Ein paar kamen näher: "Hab doch Erbarmen mit dir ! Sag alles!" Ihr besorgtes Gehebe ging Hand in Hand mit den Peitschenschlägen, so daß man unter all den Qualen, die man erlitt, immer den Ausweg sehen sollte.

Das war nun für mich eine Möglichkeit, mit ihnen ein Spiel zu treiben. "Wie kann ich euch die Adresse sagen, wenn ich mit verbundenen Augen dorthin geführt wurde?"

"Wie kann ich euch eine Adresse sagen,

die ich nicht kenne?" Sie sahen ein Zeichen der Resignation. Das Peitschen hörte auf.

"Nun gut, in welchem Gebiet war es?"

"Ich weiß es nicht."

"Welche Farbe hatte die Tür? War es eine Wohnung? Gegen Süden oder Norden?"

"Ich weiß nicht. Meine Augen waren immer verbunden".

"Ich werde deine Augen öffnen", sagte Khatayi sarkastisch und griff zur Peitsche. Das "wohlwollende" "Hab Erbarmen mit dir" begann wieder.

Der Schmerz war nun unerträglich heftig. Ich brauchte eine Ruhepause, um zu denken, um Kräfte zu schöpfen und meinen Willen zu stärken.

Ich sagte: "Der Name der Hauptstraße war Khani Abad".

Sie lächelten triumphierend: "Wie war der Name der Seitenstraße?"

"Ich weiß es nicht."

Die Hiebe begannen wieder, auf mich niederzugehen.

Ich dachte mir eine gefälschte Adresse aus, sie hörten mit dem Peitschen auf. Sie waren überzeugt, daß ich eigentlich keine Informationen verraten wollte, aber daß ich den Schmerz nicht ertragen konnte. Mit der kompletten "Adresse" wurde ich losgeschnallt und sollte laufen. Ich fühlte mich sonderbar, als ob Tausende von Nadeln meinen Körper durchbohrten. Ich konnte nicht gehen, nicht sitzen, nicht still stehen. Sie packten mich und stießen mich durch den Raum. Dann kam eine Frau und verband meine Füße. Sie hatten geglaubt, die Adresse sei richtig. Ihre Haltung war jetzt anders, sie wollten mehr Informationen auf sanfte Art bekommen.

Mein Benehmen musste ihnen widerspruchsvoll erschienen sein. Während es schien, daß

mein Widerstand zerbröckelte und sie die Adresse erhalten hatten, war ich so mit Haß erfüllt, daß es mir fast unmöglich war, irgendeinen von diesen Verbrechern auch nur anzuschauen, ohne die Wahrheit über ihre wirkliche Natur, ihre hassenswerte Unmenschlichkeit herauszuschreien. Ich bemerkte einen Mann, der bleich und versteinert auf einem Sessel saß, während seine Blicke angstvoll umherkreisten. Er sah nicht aus wie ein SAVAK-Schurke oder ein Polizist, eher wie ein betäubter, unfreiwilliger Zuschauer. Ich beschäftigte mich nicht weiter mit ihm. Später erfuhr ich, daß er zufällig meine Verhaftung miterlebt hatte, und so entrüstet über die Brutalität der Schah-Söldner war, daß er sie angegriffen und einen von ihnen sogar verletzt hatte. Er versuchte zu fliehen, aber die SAVAK-Agenten verfolgten ihn. Erst als sie Warnschüsse abgegeben hatten, konnten sie ihn schließlich verhaften.

Ein Trupp von Söldnern war auf der Suche nach der Adresse, die ich ihnen gegeben hatte. Es belustigte mich, wenn ich mir vorstellte, daß ich sie zum Narren gehalten hatte, und sie durch die Stadt jagen ließ. Ich hatte auf diese Weise wertvolle Zeit zum Nachdenken gewonnen.

Später bereute ich dieses Manöver, weil die Polizei nun dieses Gebiet überwachte. Vielleicht wohnten dort Genossen, vielleicht hatte ich ungewollt die Polizei auf die Spur von Revolutionären geführt. Wie sich später herausstellte, war das nicht der Fall; aber es war doch leichtfertig gewesen.

Ich konnte meine Beine nicht fühlen, sie waren empfindungslos. Ich lag auf dem Boden und konnte nicht aufstehen.

Es war gegen Mittag. Ein Mann kam herein und brachte zwei Teller, Löffel und Gabel. Die eine Portion war für ein uniformiertes Schwein, das hinter einem Tisch im Zimmer saß, die andere war für jemand nebenan. Er blieb stehen und fragte mich, ob ich auch ein Mittagessen wollte; ich hatte eine Idee und nahm das Essen an.

Der Teller wurde vor mich hingestellt. Zuerst beobachtete mich der Offizier, ich begann zu essen. Das war die Gelegenheit ! Ich setzte mich gerade auf und rannte mir die Gabel in die Kehle, dabei versuchte ich so weit wie möglich hineinzustoßen. Ich hoffte, dies würde mich töten und versuchte es wieder und wieder, aber ohne Erfolg. Der Offizier sprang auf und griff nach der Gabel. Fluchend begann er auf mich einzuschlagen. Dann stürzten die anderen Bestien zur Tür herein. Sie hatten erfahren, daß die Adresse falsch war.

Die Folter begann wieder. Dieses Mal bekam ich Elektroschocks; sie verwandten dazu einen elektrischen Knüppel. Bevor sie mir Elektroschocks gaben, benutzten sie die Elektrode, um mich zu erniedrigen. Diese Foltermethode zielt eher auf das natürliche Schamempfinden als auf den physischen Schmerz. Sie hatten mich ganz ausgezogen, und während sie Obszönitäten und üble Witze von sich gaben, die ihre Gesinnung spiegelten, setzten sie die Elektroden an den empfindlichsten Stellen meines Körpers an ... Miktab, diese elende Bestie, kam wieder ins Zimmer. Er sah verachtenswert kläglich und erbärmlich aus. Ich wunderte mich. - Wie kann jemand zu solcher Nichtigkeit und Erbärmlichkeit absteigen ? Meine Einstellung war falsch. Wie könnte es auch anders sein? In der Klassengesellschaft ist eine Person

ohne Klassenbasis nichts, ein wertloser und käuflicher Gegenstand ohne Bewußtsein. Eine Verkörperung der Armseligkeit, das Eingeständnis der Niederlage, so schrie er: "So, wolltet ihr Banken ausrauben, ha? Wir haben alle erwischt!" An diesem Tag sollte eine Bank in der Eisenhower-Straße +) im Zentrum Teherans enteignet werden. An seinem Gesicht konnte ich das Ergebnis ablesen. Die Genossen hatten die Aufgabe erfolgreich ausgeführt. Niemand war verhaftet worden.

Sie banden mich auf eine Bank und Niktab, dieses Schwein, zog seine Hosen herunter und warf sich auf mich. Sie wollten mich erniedrigen und meinen Willen brechen.

Ich wollte ihnen zeigen, daß mich ihre erniedrigende und schamlose Brutalität nicht berührte, für mich nicht wichtig war. Warum sollte es anders sein? Wo war für mich der Unterschied, zwischen diesem oder dem Auspeitschen. Beides war Folter, die dasselbe Ziel verfolgte. Man versuchte, mir die Geheimnisse zu entreißen, die ich mit meinem Volk teilte. Beides wollte ich für das wertvolle Ziel ertragen. Ich mußte im Interesse des Kampfes und der Revolution die Geheimnisse für mich behalten. Für mich waren die Folter und die Erniedrigung von kurzer Dauer und würden vorbeigehen. Ich dachte an die unterdrückten Massen, die nicht nur eine Stunde, nicht nur einen Tag, sondern ihr Leben lang Not und Elend erdulden müssen.

+) Die Marionette ehrt ihren Herrn.

Dieses Gewürm, das sich gefreut hätte, mich martern zu können und mich leiden zu sehen, sollte sich geirrt haben. Noch einmal wurde ich aufs Bett geschnallt und man begann, mich wieder zu schlagen. Ich konzentrierte mich auf meine Willenstärke und versuchte, meine Schmerzen zu ignorieren, um mich in einen Zustand zu versetzen, in dem ich wie ein Zuschauer meine Folterung erleben wollte. Es gelang mir einigermaßen, doch die Peitsche war eine reelle Tatsache, über die man sich auf diese Weise nicht so leicht hinwegsetzen konnte. Ich brauchte etwas Reelles, dem ich meine Gedanken zuwenden wollte. Jedes Mal, wenn der Schmerz sich vergrößerte, zählte ich die Namen von Eypale, Reihan, Robal, Kasein ... auf. Das waren Arbeiter in dem Dorf, in dem ich als Lehrerin gearbeitet hatte. Es war mir, als sehen sie mich mit ihren bekümmerten Augen an, als könnte ich sie berühren, sie waren besorgt und warteten ungeduldig auf ein Zeichen meiner Liebe zu ihnen. Würde ich treu bleiben? Von ihren Augen konnte ich sehen, wieviel sie von mir erwarteten. Ich konnte in ihren Augen die Angst und den Schmerz lesen. Ich hatte mich dem bewaffneten Kampf angeschlossen, um sie von der jahrhundertelangen Sklaverei zu befreien. Würde ich mit ihrem Klassenfeind, der so viel Leid über sie brachte, einen Kompromiß schließen? Ich konnte die Hände Eypales sehen, mit tiefen Sichelwunden, die nicht behandelt waren, weil die Arbeit weitergehen musste. Ich dachte an die chronischen Rückenschmerzen, von denen Robah und Reihan geplagt wurden, und die dennoch ihr schmales Stück unfruchtbarren Landes mit ihren Händen bewässern mußten. Ich hatte die Leiden Ghorbans vor Augen, die Unschuld und die kind-

liche Heiterkeit Marzans, die anstatt Kleider Lumpen trug und noch "Tante Aschraf" rief. Ich stellte mir die Ohnmacht und Erniedrigung vor, die sie erwartete und ihr Leben zerstören würde. Ich konnte mir in Erinnerung bringen, wie mein Herz barst vor Sorge ... und erstickte vor Haß gegen jene, die so viel Elend über sie brachten. Ich würde sie anlächeln, sie streicheln und in meinem Herzen schwören: "Ich werde für eure Freiheit kämpfen und für alle, die wie ihr in Ketten gelegt sind". Nun konnte ich ihre Gesichter vor mir sehen. Bei jedem Peitschenhieb sagte ich mir ihre Namen vor. Ich versuchte ihnen zu versichern, eigentlich aber mir selbst, daß ich mein Gelöbnis halten würde.

Wie unrecht diese Folterknechte hatten, wenn sie dachten, es wären die Namen meiner Genossen im bewaffneten Kampf, die ich rief. Wie unbegründet ihre Freude war! "Wer noch? Wie sind die Familiennamen?"

Letzten Endes waren sie es müde zu peitschen. Sie versuchten ein lächerliches Manöver. Khatayi zielte mit seinem Revolver und drohte, mir die Nase zu durchlöchern. Er war einige Meter von mir entfernt. Ich glaubte ihm zuerst und bewegte den Kopf nach vorne, in Schußrichtung. Sie brachen in höhnisches Gelächter aus. Dieser Verbrecher zielte nochmals. Wieder drehte ich meinen Kopf so, daß er sich in der Schußlinie befand. Scheinbar wütend schrie Khatayi: "Bleib still sitzen, ich will dir nur die Nase durchlöchern." Da begriff ich, daß sie auf meine Kosten ihre Späße treiben wollten. Angst wollten sie mir einjagen und mich dabei verhöhnen. Dieses Spiel wiederholten sie noch einige Male, einmal wechselten sie den Revolver, dann die Entfernung.

Hofften sie ernstlich, mit diesem lächer-

lichen Spiel meinen Widerstand zu brechen ? Sie legten mich wieder auf die Holzbank. Ich mußte auf dem Rücken liegen, sie bogen meine Arme gewaltsam unter die Bank und schlossen sie dort mit Handschellen zusammen. Dann verliessen sie den Raum. Meine Rippen und das Rückgrat wurden eng auf die Bank gepresst. Es fühlte sich an, als ob ein großes Loch in meinem Rücken klaffte. Die Schmerzen waren sehr stark, schlimmer beinah als unter der Peitsche.

Es waren keine Folterer mehr im Zimmer, die ich hätte beschimpfen können, um mich von den Schmerzen abzulenken. Ich begann ein Gedicht von Mao zu rezitieren - das Gedicht war bald zu Ende, aber der Schmerz blieb. Meine Arme waren so gespannt, daß ich das Gefühl hatte, sie würden mir herausgerissen. Das Brennen im Rücken steigerte sich zur unerträglichen Pein. Ich konnte mich nicht entspannen. Ich wünschte, daß die Schmerzen vergingen. Dieses Gefühl war neu und unerwünscht. Ich machte mir Vorwürfe, denn es zeigte, daß ich es in der Vergangenheit verabsäumt hatte, mich an Schmerzen und Leiden zu gewöhnen. Das häßliche Gesicht eines Folterers erschien in der Tür.

Nacheinander betraten mehrere den Raum und versuchten mich zu überreden. Einer sprach von dem großen Gram meiner Mutter, ein anderer sagte: "Zum Teufel mit deinen Massen, deinen Barfüßigen und Armen, denk lieber an dich!" Andere versprachen mir Geld und eine Fahrkarte ins Ausland. Es sah so aus, als habe man demjenigen, der mich zum Sprechen bringen konnte, eine Prämie versprochen. Einer jammerte enttäuscht, als er ging: "Wenn du geredet hättest, hätte ich ein bißchen Geld verdient!" Ich weiß nicht mehr, wie die Zeit verging, war ich ohnmächtig geworden oder hatte ich geschlafen.

Als ich wieder zu Bewußtsein kam, drohten

sie mir: "Was du bis jetzt erlebt hast, war noch nichts!" "Wir sind keine Agenten vom SAVAK, wenn du erst in Evin in ihren Händen bist, kannst du gar nicht mehr anders als reden, so grauenvoll ist es dort; noch heute abend bringen wir dich hin."

Obwohl das Wort SAVAK entsetzliche Vorstellungen in mir wachrief, antwortete ich: "Da ist wohl kein Unterschied, ihr seid alle gleich". Ich dachte, diese Polizei-Schergen sind wahrscheinlich Anfänger im Vergleich zu den Folterknechten der SAVAK. Mein Widerstand gegen den Feind und mein Wille, die Geheimnisse meiner Genossen zu wahren, waren unerschütterlich.

In den Folterkammern des Evin-Gefängnisses

Es wurde Nacht. Niktab und meine anderen Folterknechte brachten mich zum Evin-Gefängnis. Ich sollte Gefangenenkleidung, eine Art langer Mantel tragen. Sobald sich einer von ihnen näherte, trat ich mit den Füßen nach ihm. Schließlich packten mich alle an Armen und Beinen, zogen mir den Mantel an und verbanden mir die Augen.

Sie brachten mich hinaus und warfen mich in ein Auto. Sie selbst nahmen auf den Sitzen Platz, mich drückten sie mit ihren Füßen auf den Boden und traten während der ganzen Fahrt nach mir. Niktab, diese abscheuliche Bestie, hatte meinen Nacken auf seine Knie gelegt, und jedes Mal, wenn ich mich bewegte, bog er meinen Kopf nach unten. So fuhren wir in die Folterkammern des Evin.

Während der Fahrt dachte ich an einen brasilianischen Genossen, der sich die Zunge abgebissen hatte, um nicht zu reden. Ich wollte dasselbe tun, aber es gelang mir nicht. Im Übrigen war ich nicht entschlossen genug, denn mir kam der Gedanke, daß

man auch schriftlich zum Verräter werden kann.

In Evin warf man mich auf ein Bett. Durch die Binde hindurch sah ich die berüchtigten Folterexperten. Unter ihnen befand sich auch das gorilla-ähnliche Subjekt Hosseini. Ich fragte: "Wo bin ich? Wer sind diese Leute?" Sabeti wollte mich wohl beeindrucken als er antwortete: "Das sind meine Sklaven. Dem hier habe ich ein Ohr abgeschnitten," dabei tätschelte er den Gorilla Hosseini, "und diesem habe ich die Zunge abgeschnitten", fügte er hinzu. "Dies ist mein Reich." Ich erinnere mich nicht mehr, wie er sein Reich nannte. Er sagte etwas Törichtes, wie ... Reich seltsamer, blutrünstiger Raubtiere. Dann wurde ich gemessen. Ich fühlte mich vollkommen entspannt, ich empfand weder Besorgnis noch Angst.

Nach ihren stumpfsinnigen Spötteleien nannte er einige Personen und fragte mich, ob ich diese kenne. Ich versuchte, nicht hinzuhören. Ich fürchtete, daß ich beim Hören eines vertrauten Namens irgendwie reagieren würde. Sie fragten mich nach der Adresse meines Stützpunktes. Ich nannte die erfundene Straße. Sie nahmen mir die Augenbinde ab und führten mich in einen großen Raum, in dem zwei Holztische und ein Bett standen. Hosseini nahm meinen Kopf in seine Hände und schüttelte ihn brutal und brüllte dabei wie ein Wildschwein. Seine Schreie waren ohrenbetäubend, er wollte mir offensichtlich Angst machen. Niktab, Hosseinzadek, Djavan und andere, die ich nicht kannte, kamen herein und schrien: "Wo ist diese ... (Schimpfworte)..?"

Hosseinzadek schob die anderen beiseite, setzte sich auf das Bett, schüttelte mich und sagte lüstern: "Schau mir in die Augen, Liebling, in die Augen!" Ich wandte den Kopf ab und sah woanders hin. Er wurde wütend, schüttelte mich weiter und wiederhol-

te: "Schau mir in die Augen, schau mich an!" Was wollte dieser Verbrecher, was erwartete er? Glaubte er, er könnte mich hypnotisieren? Er wurde es müde und befahl, man sollte ihm die Peitsche bringen. Er wandte sich mir zu und fragte: "Kennst du mich? Ich bin Hosseinzadek, der berühmte Folterer und Henker!"

Sie waren auch noch stolz darauf! Er zog ein scheußliches Gesicht und knurrte dabei: "Wir sind im Evin und ich bin ein Folterexperte!" Er war tatsächlich die Abscheulichkeit in Person. Sie schienen so dumm und verachtenswert; daß ich gar keine Angst verspürte, erfüllte mich mit Freude.

Sie warfen mich auf den Fußböden und banden meine Hände ans Bett. Einige Folterer ergriffen meine Füße und zerrten mich daran vom Bett weg. Wieder andere versetzten mir Fußtritte und beschimpften mich. Und immer wieder schrien sie: "Rede, rede schon, du ..." Djavan und zwei alte Türken, die einander frappant ähnlich sahen, die gleichen dummen Gesichter hatten, hatten es auf die milde Art zu versuchen und sprachen sanft auf mich ein: "Mädchen, füg dir doch nicht sinnlos Schaden zu, rede doch!"

Mein Schweigen brachte Hosseinzadek ganz außer sich. Mit jedem Peitschenhieb gebärdete er sich wilder. Er wußte nicht, was er tun sollte. Er schlug immer heftiger zu, heulte, schrie, beschimpfte mich. Schließlich wurde er müde und hörte auf.

Sie banden mich los und forderten mich auf zu laufen. Meine Beine trugen mich nicht mehr. Ich brach zusammen. Man stieß mich vorwärts und zwang mich, zu gehen. Jetzt sprachen die Alten wieder auf mich ein: "Rede doch, deine Genossen haben das Haus bestimmt schon verlassen. Du ahnst gar nicht, wie schlau die Agenten des SAVAK sind. Morgen oder Übermorgen sind deine

Genossen auch verhaftet, vielleicht wird man sie auch töten. Du mußt auch an sie denken. Ist es nicht ein Jammer, daß diese jungen Leute sterben müssen? Denk auch an ihre Eltern. Was können die dafür? Womit haben sie es verdient, daß sie ihre geliebten Kinder verlieren? Du weißt ganz genau, daß solche Umtriebe mit dem Tod enden. Wenn du uns hilfst, können wir sie festnehmen und ihnen den Kopf zurechtsetzen. Wir versprechen dir, sie nicht zu foltern. Wir wissen, daß ihr Überredet worden seid."

Konnten sie tatsächlich glauben, daß ich ihnen diesen Stumpfsinn abnahm? Ich wollte Zeit gewinnen. Hie und da sagte ich etwas, was den Eindruck erwecken sollte, ich wäre geneigt, ihre Fragen zu beantworten. "Ach, es nützt doch nichts, was kann ich schon sagen? Nein, ich sollte doch lieber nicht.!" Die beiden Alten beharrten: "Du mußt, es wird dir guttun, dir nützen!"

Ich spielte weiter die Unschlüssige. Hosseinzadek war am Ende seiner Weisheit und heulte: "Wenn du nicht redest, peitsche ich so lange, bis alles draußen ist!" Ich ignorierte ihn, und wandte mich an die beiden Alten: "Was soll ich tun, ihr glaubt mir ja doch nicht, ich sagte euch, es ist die Khani-Abad-Straße!" Sooft hatte ich diese Adresse schon wiederholt, daß ich beinahe selbst daran glaubte. Ich ließ mir viel Zeit bei der Vervollständigung der Adresse. Sie schienen wütend und frustriert. Wieder banden sie mich ans Bett, sie brachten einen sehr langen und dicken Holzstock, verhöhnten mich und machten obszöne Witze. Hosseinzadek, dieser Verräter, glotzte mich wild an und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger. Er war ein Psychopath und genau so sah er aus, aber darüber hinaus, bei näherer Betrachtung, offenbarte sich lediglich Schwä-

che und Ohnmacht.

Er packte den Stock und sagte: "Der wird dich in Form bringen, du weißt noch nicht, welche Folter wir noch auf Lager haben." Er brüllte Obszönitäten und drohte, mir den Stock in den Leib zu stoßen. Ekel überkam mich. Ich brann- te vor Haß, nur mühsam konnte ich meinen Zorn unterdrücken. Ich wußte, daß jede Reaktion von mir ihre Perversität befriedigen würde. Die Henker erwarteten, daß besonders beim Foltern intimer Körperteile der Gepeinigte vor Schmerz und Entsetzen schreit. Ich wünschte, ich hätte meine Hände frei und könnte sie erwürgen. Diese abscheulichen Söldner zittern beim bloßen Anblick eines Guerilleros, aber vor einem Kämpfer in Ketten spielen sie die Starken. Welch bewundernswerter Mut !

Mit dem Stock hoben sie meine Beine, quälten und verhöhnten mich. Diese äußerste Schamlosigkeit und Unverschämtheit - ich konnte sie ihnen nur mit haßerfüllten Blicken vergelten. Sie hörten mit der Stock-Tortur auf. Niktab griff fluchend nach der Peitsche. Ich betrachtete seine häßliche, von der Gemeinheit gezeichnete Fratze. Dieses üble Subjekt stand im Dienste des Feindes unseres Volkes, der Massen, die ich liebte.

Wie oft habe ich vor Haß geweint, wenn ich mit ansah, welch unermeßliches Leiden sie ertragen mußten. Waren diese Gefühle oberflächlich? Nein! Ich war entschlossen, mein Leben der Sache des Volkes zu widmen, und dies ist ein geringer Preis, den man für eine glorreiche Sache zahlen muß. Ich erinnerte mich daran, daß ich, bevor ich politische Schriften zu lesen begann, über die Schwierigkeiten nachdachte, die mich möglicherweise erwarteten und mir sagte: "Nur wenn du bereit bist, all dem Kommenden ins Auge zu blicken, geh voran und lese, - nur zur Befriedigung intellektueller Neugier zu lesen, das wäre in höchstem Maße unehrenhaft." Und nun, angesichts dieser Schwierigkeiten, dieses Terrors, wäre es der

Gipfel der Unredlichkeit, unser Ziel zu vergessen. Nur verbale Verpflichtungen für unsere Sache ohne folgende Taten, ohne Bereitschaft, Schmerzen und Folter zu ertragen, waren und werden für mich immer unerträglich und abstoßend bleiben! Der Gedanke über das Wesen der Folter versetzte mich in Haß. Ich dachte über den Ursprung der Grausamkeit nach. Der Verräter, Stiefellecker, diese Marionette des US-Imperialismus schreckt vor keinem Verbrechen zurück, um sich noch mehr Zeit für seine despotische Herrschaft zu erkaufen.

Was erwarteten sie von mir? Etwa ihnen zu helfen, das Volk noch länger in Ketten zu halten? Wohin würde die Freigabe unseres Geheimnisses führen? Würde das nicht dem Feind ermöglichen, der Bewegung einen Schlag zu versetzen? Natürlich: Durch Reden würde ich dem despotischen Schah-Regime helfen, wenn auch nur für einen Moment. Doch jeder Augenblick im Leben eines Revolutionärs muß der Revolution, der proletarischen Revolution gewidmet sein. Der Feind wollte, daß ich spreche und Verrat übe, damit er noch länger und weiter foltern kann. Konnte ich so etwas rechtfertigen? Niemals! Ich hätte meine Genossen der Folter ausgeliefert.

Mit jedem Peitschenhieb brüllte Niktab: "Die Adresse, die Adresse...!" Die Schmerzen wurden qualvoller, es wurde immer schwerer, sie zu ertragen. Es gab Augenblicke, in denen ich wünschte, das Peitschen möge aufhören. Ich wollte ihn nicht weiter beschimpfen, denn das hätte ihn noch mehr in Rage gebracht. Wenn ich hier oder an anderen Stellen des Buches von Schimpfen oder Fluchen spreche, so will ich damit sagen, daß ich auf diese Weise ihr wahres Wesen und ihre Rolle in der Gesellschaft aufzeigte und anprangerte.

Es gab keinen Weg, der aus diesem Todeskampf herausführte, das wußte ich. Ich fühlte mich wie eine Mutter, die auf die Geburt ihres

Kindes wartete: Die Schmerzen nahmen unaufhörlich zu. Man kann nichts anderes tun, als auf die Geburt zu warten. In meiner Situation bedeutete das, auf den Tod zu warten. Allmählich zeigte sich auf ihren widerwärtigen Gesichtern Bestürzung. Als ich sie so ansah, stieg meine Zuversicht, sie blickten immer ratloser. Was konnten mir diese armseligen Rohlinge antun? Ihre einzige Macht war die Folter, damit waren sie kläglich gescheitert. Sie hörten auf, mich zu peitschen und ergriffen nun Zangen, mit denen sie mein Fleisch herumdrehten. Dann pressten sie meine Finger in einen Schraubstock in der Absicht, mir die Fingernägel auszureißen, besannen sich dann aber anders, denn ihre Verbrechen sollten keine bleibenden Spuren hinterlassen. Sie waren hilflos, frustriert und wütend. Es sah fast aus, als brächten sie nicht mehr die Kraft auf, die Zähne zusammenzubeißen und meine Fingerspitzen zu zerquetschen. Das war weniger schmerzhaft als die Peitsche. Zwischen den anderen Grausamkeiten griffen sie immer wieder zur Peitsche. Sie kamen aus dem Rhythmus, es schien, als hätten sie ihren Befehl vergessen. Auf den haßerfüllten Gesichtern malte sich Entmutigung. Jetzt noch sehe ich eine Szene vor mir: Nie vergesse ich das von nervösen Zuckungen entstellte Gesicht Hosseinis, als er mir mit der Kraft eines Gorillas die Zunge ins Fleisch presste. Sie waren niedergeschlagen und suchten nach einem schwachen Punkt. Man brachte eine Kiste voller Schlangen herein. Einige Folterer taten entsetzt: "Oh Gott, ich kann die Kiste nicht einmal anschauen!" Sie gaben eine Menge Dummheiten von sich und versuchten, die Schlangen als gefährliche, entsetzliche Kreaturen hinzustellen. Sie hoben kurz den Deckel der Kiste und zogen sich mit einem Stock ängstlich in eine Zimmerecke zurück. Eine Schlange kroch heraus und unter den Tisch. Die Agenten der SAVAK rannten in Panik im Zimmer herum. Es

war ein garstiges Schauspiel mit schlechten Schauspielern. Ich beobachtete sie. Diese schmutzigen Bestien hatten zwar das Aussehen von Menschen, aber damit erschöpfte sich auch schon die Ähnlichkeit. Sie entbehrten der grundlegendsten menschlichen Werte. Ihre bloße Existenz beschmutzt die Erde. Sie repräsentieren die Auswüchse menschlicher Dekadenz und Degeneration.

Derjenige, der die Kiste geöffnet hatte, gab sich als Schlangenbeschwörer aus. Er packte eines der Tiere und trug es zu mir. Die Schlange ringelte sich um meinen Hals. Würde ich ihre Motive und Absichten nicht kennen, hätte mich ihre Idiotie überrascht. Was konnte mir diese Schlange antun? War sie giftig, dann würde ich sterben, ein Ende, daß ich herbeigesehnt hatte. War sie harmlos, was hatte ich zu fürchten? Sie erwarteten, daß ich erschrecken würde, weil sie sich eine Frau nur als furchtsames und schwaches Geschöpf vorstellen können. Solche Ansichten sind das Resultat ihrer niedrigen, schändlichen Lebensweise. Sie haben die Frauen schon immer für schwache Wesen gehalten, aber nie die Gründe dafür begriffen.

Die Frau hat jahrhundertlang in der Klassengesellschaft unter einer doppelten Unterdrückung gelitten:

Einerseits wurde sie zusammen mit dem Mann erniedrigt, ausgebeutet, ihre Energie wurde verschwendet. Sie wurde zum Objekt männlicher Vergnügungssucht. Andererseits wurde sie wie in jedem Staat, der vom Imperialismus beherrscht wird, zusätzlich noch vom Mann unterdrückt.

Aber eine Frau, die sich dieser Situation bewußt ist, ist es sich schuldig, diese verfaulte Ordnung zu zerstören. Dann ist sie nicht mehr die mit reaktionären Kriterien belastete Frau, sondern eine wachsame Frau, die ein System schaffen möchte, in dem der Mensch seinen wahren Platz und seine Würde

wiederfindet; Im Bewußtsein aller Schwierigkeiten wählt sie ihren Weg, und nichts kann sie davon abbringen. Mann und Frau, zu Revolutionären geworden, kämpfen gemeinsam. Sie haben erkannt, daß sie beide Menschen sind. Sie kämpfen für eine Gesellschaft, in der sich die Frage, ob Frauen überhaupt fähig sind, die Freiheit zu genießen, oder welches Maß an Freiheit man ihnen zugestehen soll, gar nicht erst stellt, für eine Gesellschaft, in der alle Menschen wahre Freiheit erlangen und Frauen und Männer Schulter an Schulter für weiteren Fortschritt kämpfen.

Wie konnten diese erbärmlichen Folterer eine so glorreiche Wahrheit kennen? Ich erwartete es auch nicht von ihnen. Sie ließen die Schlange auf meinem Körper herumkriechen.

Ich saß aufrecht da und dachte kalt:

"Na und? Erwartet ihr, daß ich mich fürchte?"

Da ich diese Art der Folter weniger qualvoll empfand, wollte ich, daß sie sie länger andauern ließen. Ich tat so, als ob ich diese Folter als besonders unangenehm empfände.

Sie lachten und spotteten, aber man konnte sehen, daß ihr Gelächter nicht echt war und sie sich nicht amüsierten. Wieder hatten sie versagt.

Sie sagten, sie würden jetzt Flaschen mit kochendem Wasser holen und sie mir in den Unterleib stoßen, und sie beschrieben die Qualen, die ich leiden würde: "Wir haben dir bis jetzt noch nichts getan. Was jetzt kommt, ist viel schlimmer als die Peitsche. Noch niemand konnte das aushalten. Hure, willst du endlich reden, oder sollen wir die Flaschen holen?!"

Nun begann das ganze Theater von vorne. Hosseinzadek und Niktab spielten die Harten, Djavan und die beiden Alten gaben sich sanft und mitfühlend, die anderen sahen zu. Die Alten sagten, sie seien so betrübt, daß sie

sich am liebsten umbringen würden. "Oh nein, Herr Doktor⁺⁾ , Herr Ingenieur, um Gottes Willen, laßt das, wie soll das arme Mädchen all die Schmerzen ertragen können. Sie wird sterben unter der Folter, wir haben großes Mitleid mit ihr!" Djavan hatte besondere Schwierigkeiten mit seiner Rolle, er wechselte zwischen brutal und sanft. Einige gingen die Flaschen holen. Djavan gab sich beunruhigt und gab mir einen Rat: "Du weißt, daß ich persönlich eure Ansichten respektiere. Ich bin kein Kommunist, war aber ein Anhänger von Iman Ali. Wir treffen uns oft, um seine Lehren zu diskutieren. Auch wir meinen, daß das Elend abgeschafft werden muß. Warum sollte es so viele Arme und Hungernde in unserer Gesellschaft geben? Aber um das zu erreichen, darf man nicht mit der Tür ins Haus fallen, nichts verändert sich von heute auf morgen. Euer Weg ist nicht richtig. Erst muß man die Leute lehren, ihre Rechte zu verteidigen, sie müssen erzogen werden..."

Um mich in die Wirklichkeit zurückzubringen, öffnete ein Folterknecht die Tür und schrie: "Also, wo bleiben die Flaschen? Kocht das Wasser noch *nicht*?" Die beiden Alten schienen äußerst besorgt und traurig zu sein. "Um Gottes Willen, rede, habe Mitleid mit dir. Laß das nicht geschehen!" Er zeigte dabei auf seine Verbrecher-Kollegen. "Diese Kerle sind Barbaren. Wir können das nicht ertragen, wirklich, unsere Ehre erlaubt es nicht, solche Behandlungen zu tolerieren." Djavan, zornig und am Ende, herrschte sie an: "Quatscht nicht, das Leben dieses Mädchens gehört ihrer Organisation!" Diese arme Bestie konnte nicht ahnen, welche Kraft mir diese Worte gaben. Ich war ungeheuer stolz. Man brachte die Flaschen herein. Die beiden Alten verließen den Raum, damit ihre "Herzen" nicht bluten müßten und ihre "Ehre" den anderen nicht im Wege war. Bei ande-

+) Diese Narren sind ganz verrückt nach Titeln. Der Schah selbst hatte viele "Ehrentitel".

ren Genossen spielten sie die Harten und lassen dann ihre Herzen und ihre Ehre zu Hause. Sie banden mich mit dem Gesicht nach unten ans Bett, näherten die Flasche, nahmen sie wieder weg und schilderten mir die Schmerzen, die ich dabei haben würde. Dann machten sie ihre Drohung wahr. Ich zeigte keine Reaktion. Sie gaben schließlich auf, banden mich los, schlugen und stießen mich wieder. Damit beabsichtigten sie nicht, mich zum Reden zu bringen, sie wollten sich lediglich abreagieren. Hosseinzadek ging hinaus mit den Worten: "Heute abend hasse ich mich." Wahrscheinlich hatte der Schah seinen Söldnern untersagt, ein Mädchen zu Tode zu foltern.

Ich hatte nicht den Eindruck, als seien die Torturen zu Ende. Ein entsetzlicher Schmerz durchflutete meinen Körper, und ich glaubte, ich läge im Sterben, aber in Wirklichkeit lebte ich, und ich wunderte mich, das alles ertragen zu haben. "Ich bin stark. Wie kommt es, daß ich nicht tot bin?" Ich war sicher, daß die Folterer zurückkehren und von vorn beginnen würden, und ich sagte mir: "Dieses Mal werde ich bestimmt sterben, noch eine Stunde, höchstens noch eine Stunde der Qualen ..."
Danach kann ich mich an nichts mehr erinnern, ich war ohnmächtig geworden.

Die Angst der Folterknechte vor dem bewaffneten Kampf

Als ich wieder zu mir kam, wurde ich gerade von einem Polizisten vor das Polizeipräsidium getragen. Als ich versuchte, mich zu befreien, ergriffen sie meine Arme und Beine. Mein Kopf war frei, und so konnte ich den Polizisten ins Ohr beißen. Es entstand Verwirrung, jemand schlug mir auf den Kopf. Ich wurde wieder ohnmächtig. Als ich wieder erwachte, fand ich mich mit den Händen auf ein Bett gefesselt. Sie hatten mir ein großes weites Hemd angezogen, das meinen Körper aber nicht ganz bedeckte. Zwei Polizisten flankierten mein Bett, zusammen mit einem Polizeioffizier und zwei Frauen.

Fünf Menschen bewachten eine unbewaffnete, gefolterte halbtote Gefangene mit gefesselten Händen, die unfähig war, sich zu bewegen. Daran könnt ihr sehen, wie feige sie sind, daß sie sich zu fünf vor mir aufbauten. Was hatte ich getan, daß sie solche Angst vor mir hatten? Sie wußten nur, daß ich einer Organisation angehörte, die sich den Sturz des despotischen Regimes und seiner Lakaien zum Ziel gesetzt hat. Einer Organisation, die in einer erfolgreichen Aktion den Chef-Folterer Farsiou hingerichtet hatte, einer Organisation, deren Mitglieder keine Angst kennen, die Fedayin. Es war ganz einfach zu sehen, wovor diese Folterknechte Angst hatten, was ihr Vertrauen zerstört hatte : der bewaffnete Kampf.

Sie hatten sich ein furchtbares Bild von mir gemacht. Später sagte man mir, daß in den ersten Tagen die Folterer des Sicherheitsdienstes scharenweise gekommen waren, um das Monster zu sehen, das Evin - ohne zu zerbrechen - überlebt hatte.

Sie hatten auch gedacht, daß ich vielleicht ein Judospezialist war. Später hörte ich eine Wärterin mit einer Kollegin über einen Offizier spotten, der immer einen großen Bogen um mein Bett gemacht und dabei seine Pistole festgehalten hatte. Als ich zu mir kam, sah ich als erstes die zwei Polizisten, die an beiden Seiten meines Bettes saßen. Ich sah alles nur verschwommen. Die Polizisten sahen ängstlich und lächerlich aus. Dann sah ich eine Frau - "wer ist sie? Ist sie jene, die vor vielen Jahren nackt vor Navib Safavi getanzt hatte?" (Das ist wahr (10), Safavi war augenscheinlich sehr empfindlich in dieser Hinsicht ... Der Feind hatte diese Schwäche ausgenutzt.)

Ich beschimpfte sie voller Haß. Die Folterer waren hereingekommen, und einer sagte zu ihr: "Mach dir nichts draus, reg dich nicht auf .. sie ist ein bißchen unhöflich, aber sonst ist sie ein gutes Mädchen!...das arme Mädchen ist verführt worden, sie hat eine Gehirnwäsche hinter sich ... du sollst auf sie aufpassen wie auf dein eigenes Kind..."

Sie begann "Weisheiten" von sich zu geben. Ihre kindische "Logik" war unerträglich. Ich wollte sie lächerlich machen, indem ich sie unterbrach und sagte: "Ich habe das nicht verstanden." Sie erklärte es dann noch einmal, ich nickte darauf manchmal zustimmend. Jeder war froh: "Nur eine Frau kann eine Frau zähmen." Dann stellte ich wieder eine Frage, damit sie von vorne anfangen musste. Schließlich gab sie auf. Sie hatte begriffen, daß ich sie auf den Arm nahm.

Sie klagte den Offizieren: "Sie kapiert überhaupt nichts." Ich unterbrach sie: "Halt's Maul! Wer bist du, daß du für mich redest?"

Dauernd gingen Offiziere ein und aus. Ich bemerkte, daß sie meine Aufmerksamkeit auf ihre Armbanduhren lenken wollten, auf die sie andauernd blickten. Die zwei Polizisten im Zimmer machten das gleiche. Sie hatten wahrscheinlich gedacht, ich würde eine gewisse Uhrzeit abwarten, bis ich ihnen die Adresse geben würde. Sie hatten die Zeit vorgestellt, wie schwachsinnig! Die ganze Idee war idiotisch und die Statisten ließen zu wünschen übrig. Im Übrigen war ich fest entschlossen, niemals die gewünschte Information zu geben; das war keine Sache von Stunden oder Tagen. Ich wußte, daß meine Genossen sofort von meiner Verhaftung erfahren hatten.

Zu dieser Zeit war Genosse Behrouz ganz in der Nähe gewesen, und er mußte etwas von dem Geschrei bemerkt haben.

Außerdem hätte ich kurz nach der Verhaftung Genossen treffen sollen. Sie hatten ohne Zweifel unser Versteck verlassen.

Es stand ganz außer Frage, auch nur zu verraten, wo sich das leere Haus befand, um nicht den Irrtum von der Allmächtigkeit des Feindes verbreiten zu helfen.

In diesem Stadium des Kampfes war eine der wichtigsten Aufgaben, den Mythos von der Unbesiegbarkeit des Regimes zu zerstören. Der Feind mußte geschwächt werden und die Schwäche mußte auch sichtbar sein. Dem zuwiderzuhandeln wäre ein unverzeihlicher Verrat. Für mich war es unvorstellbar, jemals der ruhmreichen Sache des Volkes den Rücken zu kehren.

Meine Schwägerin wurde hereingebracht, um an mich zu appellieren. Sie wußte überhaupt nichts über unsere Aktivitäten. Der Feind hatte ihr Haus überfallen und hatte den Kindern verboten, in die Schule zu ihren Prüfungen zu gehen. Sie war ganz gebrochen. "Was wollen sie von dir, Aschraf? Bitte sag es ihnen. Sag ihnen, was

sie wissen wollen."

Ich sagte zu ihr :

"Hör zu -

Mit erhobenem Kopf muß man leben,
und mit erhobenem Kopf muß man sterben,
dem Feind darf man sich niemals unter-
werfen.

Sein Leben und alles, was man hat,
muß man geben

für die Sache,

für die Freiheit,

für die Freiheit des Volkes." (11)

Khatayi fand, daß es besser sei, sie wieder
hinauszubringen.

Sie hatten einen Freund gezwungen, mir eine
durchsichtige Lüge vorzusetzen: Pujan habe ver-
sucht, Behrouz zu töten. Er würde es noch ein-
mal versuchen. In einem Brief habe ihm Pujan
geschrieben, daß es Unstimmigkeiten zwischen
ihnen gäbe, und daß er entschlossen sei, sich
Behrouz zu entledigen.

Welch eine gemeine Unterstellung !

Ich wunderte mich nicht über diese Lüge. Sie
zeigte nur seine Unwissenheit über die kommuni-
stische Mentalität. Deshalb auch war ihre Dema-
gogie so niedrig.

Diese Verbrecher brachten zwei meiner Brüder
zu mir. Sie sagten nicht besonders viel. Die
Hände meines kleinen Bruders waren geschwollen
und sein Gesicht war grün und blau geschlagen;
der andere war auch geschlagen worden. Viel-
leicht wollten mir die Knechte des Schah sagen,
daß sie meine ganze Familie verhaftet hatten,
oder vielleicht wußten sie selber nicht, warum
sie meine Brüder hierher gebracht hatten.

Wenn ein Freund oder Verwandter hereingebracht
wurde, stellte ich die "Führer" und Generäle
des Feindes bloß. Auf diese Barbaren zeigend

sagte ich: "Schau sie an! Diese Parasiten können nur leben, wenn sie unsresgleichen das Blut aussaugen können. Sie können nur solange leben, wie wir es ihnen erlauben. Wir dürfen sie nicht ihr verbrecherisches Leben weiterführen lassen..." Eine der Wärterinnen, eine Schlampe, stürzte sich bei einer solchen Gelegenheit jedesmal auf mich, zog mich an meinen langen Haaren, riß meinen Kopf heftig hin und her und schlug mich, bis meine Nase zu bluten begann. Eine Zeit lang machte sie das jeden Tag.

Diese Nacht redeten sie von einer Spritze und einem Sirup, der einen ungewollt zum Reden bringe. Ich machte mich lustig. "Noch eine andere kindische Lüge? Wenn jemand wirklich entschlossen ist, nicht zu reden, kann ihn nichts zum Reden bringen. Wenn ihr so eine Medizin habt, warum habt ihr sie nicht gleich angewendet? Hättet ihr so eure Information nicht früher bekommen?"

Die Antwort war stupid wie immer. "Aber sie ist teuer. Wir können sie nicht für jeden verwenden." Mich beunruhigte jedoch die mögliche Auswirkung irgendwelcher Drogen, da ich früher als Kind oft im Schlaf geredet hatte. Der Gedanke, unter der Einwirkung eines Beruhigungsmittels zu reden, war unerträglich. Nein, ich durfte es nicht tun. Ich versuchte, die Namen und Adressen der mir bekannten Genossen zu vergessen.

Ich wollte an andere Dinge denken, ich war ernsthaft beunruhigt. Sie brachten mir Milch, aber ich konnte wegen der Wunde, die ich mir mit der Gabel zugefügt hatte, kaum trinken. Eine Gruppe von Offizieren sammelte sich um mein Bett. Sie bestanden darauf, daß ich die Milch trinken müsse. Ich wurde mißtrauisch und dachte, vielleicht ist das Betäubungsmittel in der Milch? Der Feind wollte mich am Leben erhalten und zudem noch zum Reden bringen, ich

mußte sein Vorhaben auf jeden Fall vereiteln. Dem Feind irgendetwas zu verraten, war für mich ein fürchterliches Verbrechen. Ich konnte mir nicht einen Augenblick lang vorstellen, daß ich etwas sagen würde, was der Feind wollte. Ich kam zu dem Entschluß, mir das Leben zu nehmen, um so diese Verbrecher der Hoffnung zu berauben, irgendetwas von mir zu erfahren. Außerdem würde das einen propagandistischen Wert haben. Am nächsten Morgen brachten sie mir wieder Milch, aber ich weigerte mich, sie zu trinken. Zuerst bestanden sie freundlich darauf, daß ich sie trinken müsse. Langsam wurden sie wütend, und die alte Schlampe fing an, mich zu schlagen, ohne Erfolg. Schließlich gaben sie auf und verließen das Zimmer. Ich könnte dessen sicher sein: "Wir werden dich ernähren, selbst wenn wir es mit Zwang tun müssen."

Später kam ein Arzt mit einem Behälter mit Glucose, um mich intravenös zu ernähren. Ich beschimpfte ihn. Er antwortete kalt. "Warum greifst du mich an? Ich bin kein Folterer. Ich bin Arzt. Ich gehe in viele staatliche Institutionen, diese hier ist eine davon."

Ich schleuderte ihm noch einmal entgegen: "Schämst du dich nicht, Komplize der Mörder, gemeiner Diener eines verbrecherischen Regimes und seiner grausamen Ziele! Zeuge von Verbrechen zu sein und nichts dagegen zu tun, heißt allein schon Mittäter zu sein."

Wenn er näher kam, stieß ich ihn und seinen Assistenten. Die Frau und der Polizist kamen herein und versuchten mich zu halten. Später kamen noch andere hinzu. Schließlich gelang es dem Arzt, mir eine Spritze mit Glucose zu geben. Ich weigerte mich 13 Tage, irgendeine Speise zu mir zu nehmen. Sie mußten mich jeden Tag nach einem Kampf künstlich ernähren. Ich hatte gehört, daß das Eintreten von Luft in die Venen tödlich sein könne. Und so versuchte ich, indem

ich mich besonders heftig hin und her bewegte, den Arzt beim Einspritzen zu irritieren, so daß er einen Fehler mache. Später bemerkte ich, daß es nicht ging. Aber ich kämpfte weiter, um mich nicht ihrem Willen unterzuordnen, um es ihnen möglichst schwer zu machen. Körperlich fühlte ich mich sehr schwach. Ich schlief die meiste Zeit, ohne zu wissen, wieviel Tage vergangen waren. Als ich fragte, wie lange ich schon hier bin, antworteten sie: 20 Tage. Ich wußte nicht, ob ich ihnen glauben sollte, genauso gut konnten es 6 oder 7 Tage sein.

Der Raum war oft voll von uniformierten Verbrechern. Die Generäle kamen herein in ihren lächerlichen Uniformen. Auch sie versuchten, mich zum Reden zu bringen. Ich beschimpfte sie, worüber die übrigen Anwesenden recht entsetzt waren. Weil sie ohne Erfolg wieder gehen mussten, behaupteten sie, ich sei geistesgestört, was ihnen ein Arzt auch noch schriftlich bestätigte. Sie alle schienen lächerlich. Ich mußte mich nicht einmal anstrengen, mich über sie lustig zu machen und ihre wahre Natur und ihren Wert zu beschreiben.

Mehr Verhöre, mehr Folter

Zwei oder drei Tage später kamen Khatayi und Niktab zum Verhör. Sie waren unvorstellbar widerwärtig. Sie kamen mit meiner Akte herein und wollten vertrauenserweckend erscheinen.

"Wir wollen die Adresse nicht. Es gibt andere Fragen. Du sprichst, wir schreiben. Zuerst deinen Namen."

Ich schaute sie haßerfüllt an, ohne zu antworten.

Stille.

Sie begannen, sich lustig zu machen.

- "Die da ist verrückt, ihr Hirn hat sich nicht entwickelt..."

- "Sie möchte Leila Khaled +) spielen."

-

- "Komm schon, sag uns deinen Namen, wir haben deine Geburtsurkunde, aber wir möchten es von dir hören."

Mein Blut kochte, wenn ich diese Knechte, diese Diener der Ungerechtigkeit, diese Verräter am Volk, anschaute.

Sie gingen hinaus und kamen mit Elektroden zurück. Während sie mich ungefähr eine Stunde mit Elektroschocks traktierten, fragten sie: "Wie ist dein Name? Du willst es nicht sagen, ha!" Angesichts meines Schweigens wurden sie immer hilfloser - als sie mich verließen, drohten sie mir: "Das war nur ein Spaß. Wir werden um Mitternacht zurückkommen und dann mit der wirklichen Folter erst anfangen."

Ich hatte keine Angst, war aber besorgt. Ich wollte wach sein, wenn sie kamen. Wenn ich schläfrig wäre, würde ich mich vielleicht nicht konzentrieren können. Aber sie kamen

+) Leila Khaled - eine Heldin der palästinensischen Befreiungsbewegung

diese Nacht nicht zurück. Die nächsten Tage waren weniger ereignisreich. Ich schlief die meiste Zeit und kämpfte, wenn sie mich mit Glucoselösungen ernähren wollten.

Manche meiner Aktionen scheinen sicher kindisch, doch ich fühlte, daß ich ihnen immer Widerstand leisten mußte. Ich mußte sie immer wieder daran erinnern, daß sie Feinde sind und daß ich nie mit ihnen einen Kompromiß oder Frieden schließen könnte.

Eine der täglich wiederkehrenden Ereignisse waren die Schläge der Schlampe. Meine Nase blutete und ich versuchte mit gefesselten Händen, das Blut in die Decke zu wischen, was die Schlampe anscheinend sehr irritierte.

Sie war zornig, beschimpfte mich. Sie sagte mir, ich hätte keine Manieren, hätte in keiner "zivilisierten Gesellschaft" gelebt. Sie zog mich an den Haaren und schlug mich wieder. Eine andere beliebte Strafe war: ein Polizist sollte mich kitzeln. Das war sehr erniedrigend.

Verschiedene Offiziere kamen von Zeit zu Zeit herein. Sie redeten Unsinn, was sie sehr belustigte. Das zeigte mir ihre Niedrigkeit und bestärkte mich darin, nichts zu verraten, was dazu beitragen könnte, die Tage ihrer verbrecherischen Herrschaft zu verlängern. Niktab war am unerträglichsten. Dieses Ungeziefer gab immer die ärgsten Obszönitäten von sich, um sein wildes, verbrecherisches Image, das er während der Folter zeigte, aufrechtzuerhalten. Ihn anzuschauen, bewirkte in mir eine heftige Reaktion, so daß ich im nur unter großer Mühe mit Stolz und Kühle entgegetreten konnte. Ich wollte, daß er nicht mehr in meine Zelle käme. Ich war mir bewußt, daß sie noch immer nach einem schwachen Punkt suchten; die Freude wollte ich ihnen nicht bereiten. Er hatte meinen Haß bemerkt. Einmal

kam er herein und kündigte mir stolz an: "Dein Henker ist hier", - so, als ob ihm das gefiele. Ich antwortete: "Es gibt keinen Unterschied zwischen euch Schurken, ihr seid alle Henker. Ihr seid alle gleich schmutzig." Später konnte ich kühl bleiben und ich behandelte sie wie das, was sie waren: wie Ungeziefer. Einige Offiziere kamen herein und simulierten Sympathie, wenn die Schlampe mich wieder als unhöflich und unzivilisiert angeschwärzt hatte. Sie sagten: "Das ist nicht der Fehler des armen Mädchens. Wer war denn ihr Vater? Ein armer Arbeiter." Solche Momente waren für mich eine Gelegenheit, die Polizisten in meiner Zelle zu politisieren.

Als diese Henker mit einer beleidigenden Arroganz von den Massen sprachen, rief ich aus: "Genau darum haben wir uns erhoben: um euch auszumerzen. Ihr und euer Regime beutet die Massen aus, ihr Parasiten saugt ihr Lebensblut aus. Ihr täuscht sie, indem ihr vorgebt, ihre Interessen zu vertreten." Es war typisch, diese Handlanger des Schah bemühten sich nicht einmal, den Despoten und sein Regime zu verteidigen oder seine Verbrechen zu rechtfertigen. Mit ihren Antworten wollten sie zeigen, daß sie ja auch gegen das Regime seien, aber: "Was kann man tun? Man muß doch Geld verdienen, sein Brot verdienen..."

Ein großes Problem war, auf die Toilette zu gehen. In den ersten zwei Tagen war ich zu schwach, um mich zu bewegen. So mußten sie mir einen Nachttopf bringen. Später gingen sie mit mir zur Toilette. Sie stützten mich unter den Armen. Fünf Frauen kamen mit hinein und zwei Polizisten warteten draußen. Die Rohre erregten meine Aufmerksamkeit; würde ich sterben, wenn ich mit dem Kopf gegen sie rannte? Die Schlampen hinderten mich daran, näher an die Wand zu kommen, als könnten sie meine Gedanken lesen. Ich versuchte mich zu befreien, war aber nicht kräftig genug. Ich konnte ja nicht einmal ohne Hilfe aufstehen.

Sie hielten meine Arme fest. Ich konnte nur meinen Kopf bewegen, so griff ich sie an, indem ich ihre Köpfe stieß. Die "armen zarten" und "zerbrechlichen" hilflosen Frauen ! Jede von ihnen hätte mich alleine überwältigen können, aber sie schrieen in panischer Angst: "Zu Hilfe, sie schlägt uns!" Eine ganze Horde von Offizieren und Polizisten kam in die Toilette gerannt. Sie packten mich und fesselten meine Hände. Die Weiber baten die Polizisten, zu bleiben. Ich protestierte und forderte, daß sie hinausgehen sollten. Ich wurde in die Zelle zurückgebracht und für die nächsten Tage brachten sie mich nicht auf die Toilette.

Das wahre Gesicht der Henker

Am Tage bevor Genosse Behrouz verhaftet wurde, kam ein Major mit dem Namen Makhfi in das Zimmer. Er machte wie gewöhnlich schmutzige Witze. Sie fragten jetzt keine Adresse mehr, sie wollten mich nur noch quälen. Makhfi befahl einem der Polizisten, einen Löffel zu holen und mich mit den Exkrementen aus dem Nachttopf zu füttern. Dieser Gedanke war so dumm und sinnlos, daß ich ihn für eine weitere Drohung hielt. Der Polizist kam mit einem Löffel zurück. Sie stellten den Topf neben mich und wollten den Befehl ausführen. Ich war so wütend, daß ich vergaß, daß meine Hände an das Bett gefesselt waren. Ich sprang auf, wollte den Topf nehmen und ihn über die Köpfe der Rohlinge ausleeren; da meine Hände gefesselt waren, fiel ich vornüber und schüttete den Topf über mir aus.

Der Verbrecher, der meine Reaktion nicht vorausgesehen hatte, war sehr ärgerlich. Er befahl dem Polizisten, mich mit den Exkrementen einzuschmieren. Sie schnallten mich am Bett fest und führten den Befehl aus. Das einzige, was ich tun konnte, war, diese Tiere mit haßerfüllten Augen anzusehen. Meine Augen brannten vor Haß. Es war eine unsinnige Situation. Dieses Ungeziefer ohne jeden menschlichen Wert fand das lustig. Ein Offizier nach dem anderen kam in die Zelle, um mich auszulachen und obszöne Bemerkungen zu machen; beim Verlassen der Zelle hielten sie sich die Nase zu: "Sie hat sich mit Scheiße eingerieben, da habt ihr es. Die ist verrückt." Die zwei Polizisten, die mich bewachten, beklagten sich über den Gestank. Sie hielten mich für verantwortlich.

Ich kann nicht genau beschreiben, was ich fühlte. Ich fühlte mich einerseits stolz, ich ignorierte ihre Bemerkungen und betrachtete das Ganze als ein Zeichen der Frustration des Feindes. Ich spürte aber auch die Beleidigung und Erniedrigung

und ertrug sie auf eine Art, wie man sich zwingt, etwas zu tun, oder nicht zu tun und nicht, weil man gleichgültig ist. Ich spürte die Beleidigungen und geringschätzigen Bemerkungen mit meinem ganzen Wesen. Ich brannte vor Haß. Ich erinnerte mich an das Leben all der armen und unterdrückten Menschen, die ich gekannt hatte. Ich dachte, ich bin ein Teil des Volkes, meines Volkes. Wir werden alle ausgebeutet. Wir sind der Freiheit und Gerechtigkeit beraubt. Wir sind aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubt. Unser Schicksal war immer Erniedrigung und Beleidigung. Die Parasiten der Gesellschaft, das Regime und seine imperialistischen Herren sind die Ursache unseres Unglücks und unseres Elends. Ich komme aus diesem Volk. Wir unterscheiden uns von diesem Ungeziefer, diesen Parasiten, Ausbeutern und Imperialisten. Wir stehen da mit leeren Händen, aber mit einem Herzen, das überfließt vor Haß und Hoffnung. Wir stehen abseits von ihnen. Wir begegnen ihnen mit einer unerschütterlichen Entschlossenheit, mit dem Glauben an unsere Stärke und an unseren Sieg. Wir werden entschlossen kämpfen, bis zu ihrer endgültigen, totalen Vernichtung. Bis die Ungerechtigkeit zu Ende ist, bis es keine Ausbeutung mehr gibt, bis Unterdrückung Vergangenheit ist. Der Sieg ist uns gewiß. Es kann nicht anders sein...

Die Folterung und der Folttertod des Genossen Behrouz Deghani

In der nächsten Nacht wurde Genosse Behrouz verhaftet. Plötzlich gab es Unruhe. Die Söldner rannten in Panik herum.

Genosse Behrouz Leben erreichte seinen Höhepunkt. Er war gefangengenommen worden und das ganze Gebäude erzitterte vor seinen Wutschreien. Die Schah-Terroristen waren starr vor Schreck. Sie betrachteten ihn als Monster. Ihre Angst hatte aus ihm ein unwirkliches, machtvolles, legendäres Wesen gemacht. Einige Polizisten, die Zeugen seiner Verhaftung gewesen waren, erzählten von seinem Kampf mit den zahlreichen Söldnern.

Er hatte bis zur letzten Kugel gekämpft, konnte aber überwältigt werden, bevor er seinem Leben ein Ende machen konnte.

Er hatte trotz seines gebrochenen Beines weitergekämpft.

Sie ließen ihn gefesselt in einer Zelle, die Söldner wagten sich nicht zu ihm. Sie sammelten sich vor der Tür und betrachteten ihn mit Staunen. Keiner wollte mit der Folter beginnen.

Dafür hatten sie SAVAK-Verbrecher angerufen; die Polizisten sahen sich dazu nicht in der Lage; sie wußten, daß sie jede Folter, die sie nur kannten, anwenden mußten, um eine Chance zu haben.

Genosse Behrouz war im Leiden geboren und litt sein ganzes Leben lang.

Sein Leben war das Leben des Volkes und es gehörte dem Volk, den Bauern und unterdrückten Arbeitern, mit denen er gelebt hatte und deren Elend er so gut kannte.

Er verkörperte die Liebe zu den Massen und den Haß dem Feind gegenüber. Der Feind hatte das gesehen und hatte Angst davor.

In dieser Nacht benahmen sich die Folterknechte wie tollwütige Hunde. Das Knallen der Peitsche

vermischte sich mit den zornigen Schreien des Genossen Behrouz. Das verwandelte sie in wilde Tiere, ihre Verdorbenheit wurde noch sichtbarer. Ich konnte Genossen Behrouz hören, wie er den Feind beschimpfte, auch wenn das Peitschen aufhörte. Ich konnte nicht genau hören, was er schrie aber ich wußte, was er sagte: "Gefühllose Parasiten, was wollt ihr von den Massen?" Die Folterknechte hatten die Tür meiner Zelle offengelassen damit ich alles genau hören konnte. Eine ganze Gruppe folterte den Genossen Behrouz. Sie kamen dann, wenn sie müde waren, zu mir herüber und andere machten für sie weiter. Hosseinzadeh hatte sich bis auf die Unterwäsche ausgezogen, und wie ein Irrsinniger rannte er barfuß zwischen meiner Zelle und der, in welcher Genosse Behrouz gefoltert wurde, hin und her. Mit anderen degenerierten Handlangern beleidigte er mich und spuckte mich an. Wegen des Gestanks konnten sie nicht lange in meiner Zelle bleiben. Sie verspotteten mich.

Hosseinzadeh wiederholte immer: "Das ist ein guter Trick. Sie hat sich mit Scheiße bedeckt, damit wir nicht bei ihr bleiben." Um das zu sagen, mußte er sich seiner Widerwärtigkeit wohl bewußt sein.

Auf der Höhe ihrer Brutalitäten konnte man ihre Hilflosigkeit gut beobachten. Sie gebärdeten sich rasend und hysterisch. Meine beiden Wärterinnen tanzten um mein Bett herum, spuckten mich an und sangen: "Wir haben deinen Bruder erwischt! wir haben deinen Bruder erwischt!" Ich beachtete sie nicht. In diesen kritischen Momenten, fühlte ich, wurde Geschichte gemacht. Wo würde sie enden! Das war die wichtigste Frage. Mit jedem Peitschenhieb stellte ich mir diese Frage.

Ich war unruhig, doch voller Vertrauen. Ich hatte unermeßliches Vertrauen in meinen Genossen und revolutionären Bruder. Ich erinnerte mich daran, als er mir das erste Mal von der Organi-

sation (D.I.P.F.G.) erzählte.
Er hatte mir von dem glorreichen Entschluß und der Ausdauer des Genossen Nik-Davoudi erzählt. Er sagte mit Stolz, daß er ein Vorbild an Bewußtsein und an Entschlossenheit für alle Mitglieder der Organisation sei. Ich bezweifelte nicht, daß Genosse Behrouz in Ehren unter der Folter sterben würde.

Eine Gruppe von Folterknechten stürzte in meine Zelle. Sie sagten: "Wir werden dich ausziehen." Sie hatten Behrouz gesagt, daß sie mich nackt zu ihm brächten, wenn er nicht redete. Ich konnte mir vorstellen, wie er über diese Drohung gelacht hatte. Jemandem, der alles für den Sieg der Revolution des Volkes gegeben hatte, mit einer solch frivolen Aktion zu drohen!

Ich war vorbereitet ihm zu sagen: "Genosse, der glorreiche Augenblick unseres Lebens ist gekommen, es ist jetzt die Zeit da, wo wir uns für den Sieg der Revolution opfern."

"Jetzt ist die Gelegenheit da, die Schwäche und die Hilflosigkeit des Feindes zu beweisen."

Seine Reaktion mußte aber die Feinde entmutigt haben. Ich wurde nicht zu ihm gebracht. Die Bestien barsten fast vor Wut. Die beiden alten Weiber geiferten: "Schande über dich, bei so einem Bruder, der zuläßt, daß man dich nackt hereinbringt."

Ich hörte nicht viel von Genossen Behrouz in dieser Nacht, nur die Geschichten über seinen mutigen Widerstand. Ein Augenzeuge erzählte, wie ein Folterer die Hände rang und sagte: "Was können wir noch tun? Wie können wir dich zum Reden bringen?" Von nun an mußte es für die ein gewohntes Gefühl sein: das Gefühl der Hilflosigkeit und Frustration vor dem unabänderlichen Willen eines opferbereiten Revolutionärs.

Genosse Behrouz, mit einem Herzen voller Liebe

für das Volk, war es, der den Feind mit seinem unzerbrechlichen Glauben zur Strecke brachte. Er war ein Mensch, der die Leiden des Volkes, und auch die Antwort darauf, kannte - volle und bedingungslose Aufopferung für die Revolution. Er hatte immer mit dem Volk und für das Volk gelebt. Er hatte sein Leben lang ungeheuren Haß auf den Feind empfunden. Wie konnte man von ihm erwarten, daß er das Proletariat verraten könnte. Er würde nicht. Er tat es nicht. Er ertrug alles, was der Feind ihm nur antun konnte. Er starb nach 11 Tagen der Folter. Sein Herz war verletzt worden und seine Nieren hatten versagt. Seine Geheimnisse blieben in seinem Herzen vergraben. Die "Henker" fuhren ihn in Eile ins Spital, doch es war zu spät. Genosse Behrouz war in die Reihen der glorreichen Opfer der Volksrevolution eingetreten, so wie er es immer gewünscht hatte. Einige Henker des Schah rühmten sich mir gegenüber später, daß sie ihm das Bein oberhalb des Knies abgesägt hatten. Andere sagten, sie hätten ihm die Finger abgeschnitten. Sie hatten sein gebrochenes Bein so lange gezerzt, bis die Knochen herausschauten.

Während der Tage, an denen er in einem Nebenzimmer gefoltert wurde, brachten sie mir immer Töpfe voll mit seinem Blut. Das war ihre Art, Spässe zu machen. Der Feind behauptete später, daß Genosse Behrouz ein schwaches Herz gehabt hätte. Aber er war ein gesunder Athlet, ein erfahrener Bergsteiger gewesen. Er lief jeden Tag viele Kilometer und hatte nie Herzbeschwerden. Von seinem Opfertod erfuhr ich zuerst von einer der Wärterinnen. Sie ahmten Genossen Pujan vor mir nach. Ich protestierte heftig. Eine von ihnen sagte: "Armes Wesen. Dein Bruder starb gestern. Wir wollten es dir nicht sagen, aus purem Mitleid."

Zuerst wurde mir das Herz schwer. Ich schaute sie ungläubig an. Dann flüsterte ich stolz:

"Schließlich ist Genosse Behrouz unter der Folter gestorben. Für das Volk. Wie er es sich immer gewünscht hatte. Möge sein Andenken geehrt werden."

General Samadian-Pour : der Kapitalverbrecher

Nach drei Tagen wurde ich gewaschen und bekam das Bettzeug gewechselt. Ich war so schwach, daß ich jedesmal, wenn sie mich aufsetzen wollten, ohnmächtig wurde. Sie gaben mir zahlreiche Spritzen und fütterten mich durch die Nase mit Milch und Eidottern.

Niktab hatte oft wiederholt, daß sie mich nicht sterben lassen würden, und ich meinen Hungerstreik nicht weiterführen dürfte. Es gab keinen Zweifel daran, daß sie entschlossen waren, mich am Hungern zu hindern. Doch der Hungerstreik war der einzige Weg, ihnen zu trotzen und vielleicht zu sterben.

Die Folterer hatten nun ihren Ton geändert: "Warum willst du sterben? Wir werden dir nichts mehr antun; wir wollen nicht einmal mehr die Adresse. Du wirst eine Zeitlang hierbleiben, dann wirst du freigelassen. ..." Ich glaubte ihnen natürlich kein Wort, ich wußte nur: sie würden mit der Zwangsernährung fortfahren, sie würden mich nicht sterben lassen.

Nach einiger Zeit beschloß ich, meinen Hungerstreik zu beenden.

Der Feind hatte sich nun eine höfliche Maske aufgesetzt. Den Wärterinnen war wahrscheinlich befohlen worden, freundlich zu sein. Sie sprachen dauernd von der Zukunft und was sie versprach. Sie sagten mir, daß ich vielleicht in ein Gefängnis gebracht würde, wo ich mit Genossen zusammen wäre.

Sie versuchten mir einzureden, daß alle Folterer wirklich sehr nette und freundliche Menschen seien! Sie geraten nur außer sich, wenn sie foltern müssen. Eine Aufgabe wie jede andere, die sie ausführen müssen.

Sie redeten weiter: "Jetzt, wo die Folter vorbei ist, gibt es keinen Grund, unfreundlich zu sein! Wir sollten uns gegenseitig das Leben nicht so schwer machen! Wir sind wie eine Familie in dieser Zelle...!"

"Welch eine Familie!" dachte ich. Ich sah mich ganz als Außenstehende, mehr noch als Gegnerin. Die ältere Wärterin, diese Schlampe, war eine interessante Person. Sie behandelte die Höherstehenden nicht mit demselben Respekt und derselben Aufmerksamkeit wie die anderen. Ein Genosse meinte später, daß sie nach "oben" Verbindungen hätte. Sie befolgte die Befehle nicht immer sofort und tat so, als hätte sie auch etwas zu sagen. Sie hatte einen unersättlichen Machthunger. Von Beginn an merkte ich, daß sich ihr Wortschatz nicht wie bei den Übrigen auf die untere Körperregion beschränkte. Das wies auf einen höheren Rang hin. Doch sie scheute sich nicht, auch die niedrigsten Aufgaben auszuführen. Sie trug sogar den Nachtopf hinaus, eine Aufgabe, die der hierarchische, klassenbewußte Feind sonst den niedrigen Chargen überließ. Sie schien auf alles vorbereitet zu sein, als würde sie sich einer wahren Sache widmen. Später fand ich heraus, daß sie dies aus Ehrgeiz tat. Sie wollte mehr Macht, was auch bessere Bezahlung bedeutete. "Aufopferung" und harte Arbeit schienen ihr der beste Weg zu diesem Ziel. Sie ließ sich nichts entgehen, was mich "zähmen" könnte.

Manchmal schlug sie mich sogar in Anwesenheit der Generäle - das war an sich ungehörig - da dieses Vergnügen dem höchststehenden Anwesenden vorbehalten war. Sie rechtfertigte ihr ungewöhnliches Verhalten mit ihrem Respekt für den General. Sie konnte es nicht erdulden, daß dieser "Ehrwürdige" von mir beleidigt wurde. Eines Tages, während meines Hungerstreiks, kam der verbrecherische Fuchs General Samadian-Pour zu mir.

Er setzte sich und redete mit aller Geduld und Freundlichkeit der Welt: "Möchtest du nicht Behrouz sehen? Warum benimmst du dich so? Wir werden dir nichts tun. Niemand tut das. Komm mit, ich führe dich zu Behrouz. Verbringe einige Zeit mit ihm." Die Schlampen hatten mir vorher meine Nase wieder blutig geschlagen. Um sie zu ärgern, wischte ich mir die Nase am Leintuch ab, bat aber den General um Taschentücher. Er gab mir welche. Ich zerriß sie und verlangte noch mehr. Die Geduld des Oberschurken war unglaublich. Er fuhr fort, ruhig und freundlich zu reden und mir Taschentücher zu reichen. Endlich schrie ich ihn an: "Halt den Mund, dumme Söldner. Niedriger Verbrecher." Die Schlampe fing sofort wieder an, mich zu schlagen. Der ehrwürdige General sprang auf und verließ schnell die Zelle, um seine fragwürdige "Würde" vor weiterer Schädigung in Gegenwart seiner Untergebenen zu bewahren.

Die Schlampe wies mich zurecht, mit dem für solche Söldner typischen Unverständnis: "Hier sind keine Genossen, vor denen du eine Show abziehen mußt. Wen möchtest du mit dem Schimpfen beeindrucken.... Du solltest dich höflich benehmen, damit du auch höflich behandelt wirst."

Ich lächelte.

Die Verhöre gingen weiter

Nach der Nacht, in der Khatayi und Niktab erfolglos versucht hatten, mir mit Elektroschocks Informationen zu entreißen, hatte sich ihr Benehmen geändert. Wahrscheinlich hatten sie verstanden, daß ich ihre Art von Humor nicht schätzte. Sie beschlossen, eine weiche Linie einzuschlagen und bedienten sich der Folterknechte, die ich noch nicht kannte. Aber ob sie mich schlugen oder freundlich mit mir sprachen, das war egal, sie waren feindliche Folterer und ich kannte ihr Wesen.

Einer dieser Rohlinge, der bei meiner Folterung bisher nicht anwesend war, wurde für diese neue Methode ausersehen. Es war Major Farid. Ein Folterknecht, der später hingerichtet wurde, wie er es verdiente (12). Als er zum ersten Mal zu meinem Bett kam und meine gefesselten Hände sah, protestierte er: "Was ist das? Nehmt ihr sofort die Handschellen ab. Warum behandelt ihr das arme Mädchen so barbarisch." Die Schlampe hatte aber die Schlüssel nicht. Sie entgegnete: "Das ist ihre eigene Schuld. Sie benimmt sich überhaupt nicht diplomatisch." Der "humane" Folterer ging hinaus und kam mit leeren Händen zurück und tat verstört. Er jammerte: "Wenn du einen Menschen so behandelst, wird er natürlich heftig darauf reagieren." Er setzte sich nieder und begann: "Es ist wirklich unerträglich für mich, dich so zu sehen. Ich bin gegen so eine Behandlung. Wir sind Menschen und als solche logisch und vernünftig. Diese Leute hier sind Analphabeten. Ich habe selbst fast alle marxistischen Schriften gelesen. Wir unterscheiden uns nur ideologisch, was unbedeutend ist. Die Menschen haben verschiedene Meinungen, auf der ganzen Welt ist das so."

Es war schwer zu glauben, daß der Feind hoffte, einen mit "zivilisierten" Annäherungsversuchen

zu ködern. Es war unmöglich, auch nur einen Moment den Charakter der Folterer zu vergessen. Ich wußte nur zu gut, daß diese Folterknechte, die nun so menschlich erschienen, sich den anderen Genossen gegenüber ganz anders benahmen, je nach Tagesbefehl.

Major Farid, der es nicht ertragen konnte, mich in Handschellen zu sehen, war einer der Verbrecher, die Genossin Raghieh Daneshgari gefoltert hatten. Viele der Verbrecher, die nun Höflichkeit mimten, arbeiteten in den ersten Tagen meiner Verhaftung nicht im Gefängnis, da sie auf der Suche nach Genossen Behrouz in Täbris waren. Einer der Rohlinge dieser Gruppe, der ein alter Polizeifolterknecht ist, wußte dramatische Geschichten über die Verhaftung meines jüngeren Bruders Mohammed und Genossen Kazem Saadati zu erzählen.

Um mich zu quälen, erzählte er vom Tod des Genossen Kazem: sie haben ihm gar nichts tun wollen, aber er habe sich selbst umgebracht. Damit wollte er die Folterknechte als unschuldig darstellen.

Nachdem sie keine Informationen herausbekamen, waren die Folterknechte lediglich bemüht, meine Akte zu vervollständigen. Solche Akten sind notwendig, wenn die Angelegenheiten der Gefangenen dem Militärgericht übergeben werden, um eine "Verhandlung" zu arrangieren. Ohne diese Akte konnte kein Gefangener vor Gericht gestellt werden. In diesem Stadium will der Feind nur "Geständnisse" erhalten, - eine reine Formalität - in ihren Augen ein "legaler" Prozeß - wenn man aber nicht auf der Hut ist, kann der Feind auch hier noch Informationen erhalten.

Mit Vorsicht und Wachsamkeit ist es möglich, dieses Stadium hinter sich zu bringen, indem man die Blätter mit ungenauen und falschen Informationen ausfüllt.

Aus Mangel an Erfahrung und weil ich das Wesen dieses Verhörablaufes nicht kannte, weigerte ich mich, mit dem Feind zu reden, ich sagte ihm nicht einmal meinen Namen, der ihnen ohnehin bekannt

war. Ich war besorgt, daß ich während des Verhörs irgendeine Information von mir geben könnte. Die Folterknechte hingegen versuchten alles mögliche, um die Akte zu vervollständigen (von Folter über Drohungen bis zur "freundlichen" Masche). Sie mußten diese Akte füllen, um mich vor Gericht bringen zu können.

Major Farid besuchte mich immer wieder, da er mit den Formalitäten meines Falles und der Vervollständigung meiner Akte beauftragt war. Ich hatte die große Gedankenlosigkeit der Bürokratie während der Arbeit beobachtet, und war immer mehr geneigt zu glauben, daß die Phase der Verhöre nur eine Formalität war.

Nichtsdestoweniger wollte ich während der Verhöre einen Versuch anstellen. Ich beantwortete nur jene Fragen, deren Antworten sie ohnehin schon wußten. Farid stellte die Fragen. Zuerst, welche Bücher ich gelesen hätte. Ich nannte einige. Dann wollte er Einzelheiten wissen, aber ich weigerte mich, zu antworten. Er wurde wütend, doch das durfte er nicht zeigen, denn er mußte den höflichen Gentleman spielen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als den Raum zu verlassen. Dann kamen andere herein, um mich zur "Vernunft" zu bringen.

Am nächsten Abend kam Khatayi schimpfend herein: "Du bist hier nicht zuhause! Höre auf das, was man dir sagt. Du kannst dir keine Zärtlichkeit erwarten. Du mußt das Verhör durchmachen." Dann drohte er mit der Folter durch die SAVAK. Diese Drohung hatte überhaupt keine Wirkung auf mich. Ich war nur darauf bedacht, dem Feind keinerlei Information zu geben.

Am nächsten Tag kam ein Folterknecht, um "mir die letzte Chance zu geben", - er bezog sich auf Khatayi: "Ich frage dich ein letztes Mal. Falls deine Antwort negativ ist, werden wir dich zur SAVAK schicken. Khatayi ist beunruhigt. Er weiß, daß du, wenn du dort hingebbracht wirst, nicht mehr in einem Stück zurückkommst."

Dann kam der Kern der Geschichte: "Khatayi will der SAVAK nicht sagen, daß wir beim Verhör versagt haben. Deshalb hat er bis jetzt noch nichts beschlossen. Aber jetzt wird deine Antwort seine Handlung bestimmen..."

Das war ganz glaubwürdig. Es ist bekannt, daß es eine Konkurrenz zwischen SAVAK und Polizei gibt.

Vom Beginn des bewaffneten Kampfes an, sah das iranische Regime seine Interessen und die ihrer imperialistischen Herren ernsthaft bedroht. Es fürchtete sich vor dem Anwachsen des Kampfes. Es wußte genau, daß eines Tages die Revolution das Ausbeuterregime stürzen würde. Es begann eine massive Konterrevolution: das Schah-Regime versuchte alles mögliche, um den Kampf zu unterdrücken und dessen Weiterentwicklung zu stoppen. Es führte eine großangelegte Propagandakampagne mit Armeen von Folterknechten, Henkern und Verbrechern in der SAVAK und Polizei. Geld und "Stellung" waren die beiden Faktoren, mit denen das Schah-Regime die korrupten SAVAK- und Polizeiverbrecher anlockte, um die Revolutionäre zu verhaften und zu foltern. Diese Folterknechte waren erfüllt mit mörderischem Enthusiasmus. Jeder versuchte noch grausamer zu sein als der andere. Unvermeidlich kam es zu Rivalität zwischen Polizei und SAVAK, die dem feindlichen Lager schweren Schaden zufügte.

Ein Beispiel dafür war die Schießerei zwischen den beiden Gruppen bei der Verhaftung von Genossen Majid Amad-Zadeh. In einem anderen Fall hatte die SAVAK eine weitgestreute Suchaktion nach Genossen Masoud Amad Zadeh eingeleitet, dabei hatten sie auch seine Schwester terrorisiert, um Informationen zu erhalten. Während dies geschah, hatte die Polizei Genossen Amad Zadeh schon lange verhaftet.

Mit dem Anwachsen der Bewegung und den Siegen der Revolutionäre bekamen die Herrschenden mehr

und mehr Angst. Später koordinierte der Feind die Verbrechen der SAVAK mehr und mehr mit der Polizei. Es gibt aber andere Fälle, wo auch die vereinten Kräfte des Regimes eine böse Niederlage einstecken mussten. Einer davon war die Konfrontation bei Khelazeer, wo die Revolutionäre dem Feind gegenüberstanden, kämpften und erfolgreich fliehen konnten, während die "vereinten Kräfte", in den Mond schauten und sich die Schande zu teilen hatten. (Zur Zeit operieren die Kräfte der Polizei, der SAVAK, der Gendarmen und die des Ermittlungsbüros unter dem Deckmantel des sogenannten "Untersuchungs- und Antiterroristen Komitees".) Die alte Rivalität hielt Khatayi davon ab, mich der SAVAK zu übergeben. Er hoffte immer noch, Erfolg zu haben, und den Lohn für sich und die Polizei zu erbeuten.

Sie drohten, mich wieder der SAVAK zu bringen, und ich weigerte mich; das ging so einige Zeit dahin, ohne daß die Drohung wahrgemacht wurde. Auch die Wärterinnen fuhren fort, mir Ratschläge zu geben.

Ein Treffen mit Genossen Hamid Tavakkoli

Eines Abends wurde ich in das Büro von Khatayi geholt. In dem Raum waren zwei große Tische, ein Teppich, ein Kühlschrank und seine Freunde Makhafi und Faoughi. An der Wand hingen Fotos von neuen Genossen, für deren Verhaftung eine Belohnung ausgesetzt war. Khatayi bot mir einen Stuhl an und sagte: "Erkennst du diesen Teppich, schau ihn genau an. Kannst du dich erinnern, wo er lag?" und triumphierend setzte er hinzu: "Im Haus in und dieser Kühlschrank gehörte Shahin Tavakkoli (13). War er ihre Aussteuer oder habt ihr ihn für euer Versteck gekauft?" Er machte einen lächerlichen und kindischen Eindruck. Was wollte er sagen? Wollte er damit sagen, daß das Regime die Aussteuer einer Frau gestohlen hatte? "Na und?" antwortete ich.

Ich hatte lange Zeit die verschlagenen Gesichter der Folterknechte gesehen, nun heftete ich die Augen auf die Fotos meiner Genossen. Es war für mich eine Freude, ihre Gesichter zu sehen. Sie waren erfüllt mit großem revolutionärem Geist, und bereit, alles für die Sache des Volkes zu geben. Meine Genossen blickten von der Wand herunter, als beobachteten sie mich, wie ich dem Feind entgegentrat. Genosse Selahi schien mich zu ermutigen standhaft vor dem Feind zu stehen und Genosse Pujan schien vorzuschlagen wie man einen lächerlichen Feind verhöhnt. Khatayi zeigte mir ein Foto vom Genossen Hamid Tavakkoli und fragte mich, ob ich ihn kenne. "Nein" antwortete ich (er war einer meiner Kontaktleute). Er reichte mir dann ein Album voll von Fotos von Genossen: "Schau genau hin, wo hast du ihn zum ersten Mal gesehen?". Keine Antwort, ich blätterte das Album durch. Zum Schluß riß die Geduld des Major Makhafi. Er schob das Album weg und sagte: "Hamid sagt, daß er dich zum

ersten Mal in..... gesehen hat". Hier unterbrach Khatayi: "Laß sie es sagen." Sie waren wirklich lächerlich, sie spielten wieder das alte Spiel. Ich beachtete sie gar nicht. "Kennst du ihn?" wiederholte Khatayi. "Nein", wiederholte ich noch einmal. Nun war Makhafi an der Reihe: "Was aber, wenn er hereinkommt und sagt, daß er dich kennt?" "Er kennt mich nicht, warum sollte er so etwas sagen?" Khatayi hakte nach: "Wirst du dann behaupten, daß er lügt? Wenn du sagst- nein, ich kenne ihn nicht- heißt das, daß deine Genossen lügen. Wenn du sagst- sie lügen nicht-, kennst du ihn doch, dann hast du gelogen." Ich antwortete: "Wenn er sagen sollte, er kennt mich, dann werde ich ihm nicht widersprechen." Ich dachte bei mir: sollte er unsere Bekanntschaft zugeben, heißt das, diese Information bedeutet keine Gefährdung für die Organisation. Dann ist es auch nicht von Bedeutung, ob ich Genossen Hamid kannte oder nicht und ich könnte den Kontakt mit ihm zugeben, aber ich wollte die Gelegenheit, ihn zu sehen, nicht versäumen. Außerdem gab es für mich keinen Grund, dem Feind die Sache leicht zu machen.

Es war ungefähr zwei Uhr nachts, als Genosse Hamid in Handschellen hereingebracht wurde. Ich stand auf, begrüßte den Genossen mit größtem Respekt und großer Freundlichkeit, was sich scharf von der Art unterschied, mit der ich die Folterknechte behandelte. Khatayi befahl uns die Köpfe zu senken, uns nicht anzusehen. In Anwesenheit der Söldner, wo wir nicht reden konnten, sprachen wir nämlich mit den Augen zueinander. Natürlich beachteten wir den Befehl nicht. Als Genosse Hamid gefragt wurde, sagte er, daß er mich kenne. Das war für den Feind eine nutzlose Information. Khatayi drehte sich triumphierend zu mir um: "Hast du das gehört?"- "Nein, ich habe nicht zugehört!" Der Genosse

wurde noch einmal gefragt und antwortete das gleiche. Makhafi brummte frustriert: "Hast du das gehört?"- "Ja, ich habe gehört, aber ich verstand es nicht ganz! Könnte er das wiederholen?" Dann wandte ich mich an den Genossen: "Wo hast du mich zum ersten Mal gesehen?" Khatayi ließ ihn nicht antworten. Er befahl den Wärtern, ihn hinaus zu bringen und fragte mich: "Leugnest du immer noch, ihn zu kennen?"- "Ich habe ihn gesehen, aber ich weiß nicht mehr wo". Sie begannen einige Straßen aufzuzählen: "War es in....?" -Ich sagt ihnen, daß ich nicht gewillt sei auf irgendeine Frage zu antworten. Einige Zeit redeten sie miteinander, dann fragte mich Makhafi plötzlich: "Hast du Shahin (+) früher gesehen?" Dann war es still. Sie brachten mich zu den Wärterinnen zurück.

+ Shahin Tavakkoli, Hamids Schwester

Die hilflosen Folterknechte

Diese Nacht schlief ich. Am Morgen bemerkte ich, daß zwei Wärterinnen emsig dabei waren, ihre Sachen zu packen. Wenn sie sonst mit ihrer Weisheit am Ende und über ihre Unfähigkeit mich zu überwachen, ärgerlich waren, wandten sie sich an Khatayi und baten um Versetzung. Ich fragte sie: "Werdet ihr ausgewechselt?" Sie setzten sofort ein unglückliches Gesicht auf und antworteten in freundlichem, aber vorwurfsvollem Ton: "Was haben sie dir in den Kopf gesetzt? Kannst du nicht ein bisschen denken, Mädchen? Hast du dich nicht letzte Nacht im Untersuchungszimmer wieder wie ein Clown aufgeführt? Meine Güte, wie kindisch! Du solltest logischer und mit mehr Würde reden. Dir fehlt es absolut an Takt". Und eine von ihnen sagte, die Stimme senkend: "Erzähl ihnen wenigstens einige Lügen, damit sie nicht wegen mangelnder Bereitschaft zur Zusammenarbeit nörgeln. Sie werden vielleicht nicht einmal dahinterkommen. Na wirklich! Was können wir machen? Du weigerst dich, irgendeinen Rat anzunehmen, und bist so einfältig, daß du unfähig bist zu denken. Man hat uns gesagt, daß wir nicht mehr hierbleiben müssen, da sie dich der SAVAK übergeben werden." In diesem Moment trat ein Polizist in den Raum, er blickte mich sorgenvoll an und flüsterte den Frauen etwas zu. Eine der Frauen sagte leise: "Wirklich, hat man dir das auch gesagt, wo hast du das gehört?" Sie begannen mit mitleidvollen und besorgten Gesichtern im Raum herumzugehen, als ob etwas Schreckliches und Unvorstellbares bevorstünde. Die Wärterin, diese sogenannte "Freundin und liebevolle Mutter", sagte: "Ich versuchte heute morgen mein Bestes und sagte Khatayi, daß sie mir das letzte Mal ein halbtotes Mädchen übergeben haben, es wäre nicht durchgekommen, wenn ich nicht all

meine Energien darangesetzt hätte. Aber dieses Mal, sagte ich, weigere ich mich, die Verantwortung für sie zu übernehmen und ich versichere euch, daß ihr niemanden finden werdet, der so aufopfernd und fähig sein wird." - "Wie kannst du wissen, ob ich dieses Mal lebend zurückkomme?" fragte ich mit einem leisen Lachen. "Du glaubst wohl, ich mache Späße, nicht wahr?" sagte die Frau. "Khatayi hat in meiner Anwesenheit die SAVAK angerufen." Ich verhielt mich still und sie fuhren fort, mir gute Ratschläge zu geben. Ich unterbrach sie: "Schaut, warum verschwendet ihr eure Zeit? Ich habe das alles schon einmal gehört."

Es vergingen einige Tage und nichts deutete auf eine Überstellung zur SAVAK hin. Ich dachte über die nächste Phase der Verhöre nach. Um zu einem Ergebnis zu kommen, ließ ich mir Papier bringen. Khatayi, der dachte, daß ich nun bereit wäre, die Fragen zu beantworten, brachte einige gestempelte Blätter und betonte, ich solle sie nicht zerreißen, sondern zurückgeben wie sie waren. Tatsächlich wollte ich das Papier nicht um Fragen zu beantworten, sondern um meine Gedanken niederzuschreiben, sie zu ordnen, um schließlich zu einem Resultat zu kommen. Diese Gewohnheit hatte ich mir draußen zu eigen gemacht. Dasselbe wollte ich hier machen, mit dem Unterschied, daß ich nur Worte schrieb, deren Bedeutung nur ich alleine kannte. Ich brauchte anderthalb Tage zum Schreiben, aber es war nicht vollständig. Mein Hauptproblem war, keine verwertbaren Informationen zu Papier zu bringen. Was mir noch nicht klar war, warum sie immer noch Fragen stellten. Ich wußte auch nicht, wieviel Information sie über mich hatten. Khatayi forderte das Papier zurück, das ich entgegen seinen Anordnungen vernichtet hatte.

In der Nacht brachten sie mich in den Unter-

suchungsraum. Gleich bei meinem Eintreten blickte ich auf die Fotos an der Wand, es waren noch mehr dazugekommen. Khatayi war guter Laune. "Schau die Fotos noch einmal an", sagte er, "es sind mehr geworden, nicht wahr?" Da ich kurzsichtig bin und deshalb die Bilder nicht klar sehen konnte, bat ich um meine Brille. Ich stand auf und begann die Fotos näher zu betrachten. Aber Khatayi hielt mich zurück, er nannte mir die Namen der Genossen. Man brachte Papier, und fragte mich, ob es mir lieber sei, selbst zu schreiben oder ob er es tun sollte. Ich dachte eine Weile nach und um herauszufinden, wieviel sie über mich wußten, sagte ich: "Schreiben Sie selbst." Frage: "Name, Pseudonym, Vorname..." Frage: "Wie bist du zur Politik gekommen?" Ich dachte eine Weile nach und fragte mich verwundert, welche Antwort ich geben sollte. Eines aber wußte ich, daß ich mich nicht allzu politisch gebildet zeigen wollte. Ich sagte ihnen, sie sollten mir Papier geben, damit ich selber schreiben könnte. Ich begann zu schreiben, aber ungewollt versank ich in tiefes Nachdenken. Ich schreib ein Wort und strich es wieder durch. Ich schrieb einen Satz und strich ihn wieder durch. Denken, schreiben, austreichen, das wiederholte sich so eine ganze Weile. Khatayi verlor die Geduld und brüllte: "Gut, paß auf.. zuerst gab dir Behrouz ein paar Bücher, dann lernst du Djavad Salahi kennen. Nun, sag mir, bist du im August oder im September nach Teheran gefahren?" Und er fügte hinzu: "Du siehst, wir wissen alles. Nun sei ein braves Mädchen und schreib alles nieder." Ich sagte: "Gut, wenn ihr alles wißt, dann werde ich euch sicher keine neuen Informationen geben können. Außerdem ist es ganz unwichtig, ob ich im August oder im September in Teheran war." "Nein, nein, wir möchten, daß du es selbst niederschreibst." Er ließ noch

ein paar Fragen auf mich niederprasseln. "Wie war die Adresse des Hauses, in dem du und Djavad zusammen gewohnt habt? Wie lange habt ihr dort gewohnt? Das Haus gegenüber der Schule, im zweiten Stock wohnte ein Mieter, wie lange habt ihr dort gewohnt? Die erste Erkundigungsarbeit hast du im Basar gemacht und das zweite Mal.. sag es selbst!"

Seine Fragen halfen meinem Gedächtnis nach, und um herauszubekommen, wieviel er über mich wußte, wollte ich Gegenfragen stellen. Zum Beispiel: Welches Haus, welcher Schule gegenüber? Und er antwortete: das 3-Zimmerhaus im Süden Teherans; oder: welches Haus mit einem Mieter im zweiten Stock, und er entwort , es wäre das Haus, das wir durch die Saadat Agentur gemietet hatten und dessen Bewohner im 2.Stock ein eher dicker und sogenannter intelligenter Mensch war.

Plötzlich verlor Khatayi die Geduld, weil er merkte, daß er solche Fragen nicht beantworten dürfe und er schrie ärgerlich: "Ich bin es, der hier fragt, nicht du!" Die Information, die ich bekommen hatte, half mir sehr, meine Überlegungen weiter zu vervollkommen.

Es folgten Fragen, die mich in größte Wut brachten und mich mit Haß erfüllten. Ich dachte mir, daß diese Verräter, diese Feinde und Lakaien eines Regimes, das verantwortlich ist für die Leiden des Volkes, jetzt von mir erwarteten, daß ich ihre Fragen beantworte, die sie dann gegen den bewaffneten Kampf verwenden könnten, für den ich liebend gern tausendmal sterben würde. Welch eine Schande! Wie gemein! Ich legte die Feder auf den Tisch und sagte ihnen, daß ich nicht mehr schreiben wolle. Gefragt warum,

⁺Es war Genosse Farhoudi gemeint, der an der ersten Bankenteignung durch die O.I.P.F.G. teilgenommen hatte. Daraufhin kam der Feind irgendwie zu einem Foto von ihm. Da wir jedoch (Farhoudi und ich) keinen Kontakt miteinander haben sollten, wohnte er im 2. Stock.

sagte ich, daß ich solche Fragen nicht beantworten wolle. Sie sagten etwas zu mir, aber ich blieb ruhig und blickte sie nur haßerfüllt an. Man sagte nichts mehr, und ich wurde in meine Zelle zurückgebracht.

In der nächsten Nacht brachten sie mich noch einmal in den Untersuchungsraum. Ich sagte ihnen, daß ich kein Wort sagen würde und ihre Fragen nicht zu beantworten wünsche.

Sie brachten mich in den Raum, und dort sagte ich das gleiche zu Khatayi. Er wollte mich überreden. "Schau, es ist in deinem eigenen Interesse, wenn du antwortest und..."

Das Telefon läutete; nachdem er eine Weile geredet hatte, sagte er zum Schluß: "Oh, ja, wir sind gerade beim Reden...ja, ja...wir reden gerade mit der lieben Leila. Mein wirklich nicht, ich denke nicht daran das zu tun und glaube nicht daß das notwendig sein wird. Sie wird hier reden..gut, warten sie noch eine Weile zu...nein,nein...ja, sicher!" Obwohl er sein Bestes gab, damit seine Stimme am Telefon möglichst natürlich klang, hatte ich das Gefühl, daß alles nur gestellt war. Vielleicht hatte ich auch unrecht, aber das war für mich nicht wichtig. Er drehte sich mir zu und sagte: "Du weißt, die von der SAVAK ..waren jetzt am Telefon, sie haben mir noch ein paar Tage Zeit gegeben....du wirst doch unsere Fragen beantworten, nicht wahr?" Ich sagte ihm: "Ich bin nicht gewillt, euch zu helfen, ihr könnt mich behandeln, wie ihr wollt, ihr könnt brutal oder freundlich sein, das macht keinen Unterschied für mich. Ihr werdet mich nicht zur geringsten Zusammenarbeit mit euch bringen. Ich werde eure Fragen nicht beantworten." Er war sichtbar hilflos und wußte nur zu gut, daß es keinen Sinn hatte, dieses fruchtlose Gespräch weiterzuführen; dazu kam die Tatsache, daß er so oder so eine Entscheidung treffen mußte, so sagte er: "Ehrlich.. .. was können wir machen, um dich dazu zu

bringen, unsere Fragen zu beantworten?"

Es war so komisch und ich wollte lachen. Mir war nie der Gedanke gekommen, daß sie mich so etwas fragen würden. Ich sagte: "Das hat mit mir nichts zu tun. Es tut mir leid, ich kann euch nicht helfen." Er sagte kein Wort mehr.

Ein Treffen mit Genossen Ali Reza Nabdol

Während dieser Tage nahmen die Streitereien mit den Wärterinnen an Stärke zu. Ich wollte mit niemandem reden. Eine Zeitlang hatten sie meine Hände von den Fesseln befreit. Aber nun blieben sie den ganzen Tag an das Bett gefesselt. Nur zu den Mahlzeiten nahmen sie die Fesseln ab.

Meine Erinnerungen an diese Zeit sind eher verschwommen, aber es scheint mir, daß sie vier Tage nach dem letzten Verhör mitten in der Nacht in mein Zimmer stürzten, mich aufweckten, meine Hände fesselten und mich in den Untersuchungsraum brachten. Da sie mich plötzlich aufgeweckt hatten, war ich noch ein bißchen benommen. Genosse Nabdol saß auf einem Stuhl. Er sah ganz ausgemergelt aus, seine Augen lagen tief in den Höhlen. Seine rechte Hand lag auf dem Knie und schien irgendwie unnatürlich, (später erfuhr ich, daß, als sich der Genosse aus dem dritten Stock des Polizeispitals stürzte, die Knochen seiner rechten Hand zerschmettert wurden; nach der Operation blieb sein rechter Arm fünf Zentimeter kürzer als sein linker). Als mich der Genosse sah, leuchteten seine Augen vor Glück auf. Ich war sehr erstaunt darüber, daß mich die Folterknechte hierher gebracht hatten. Ich war neugierig, was sie damit bezweckten.

Man stellte einen Stuhl vor den Genossen Nabdol hin und befahl mir, mich zu setzen. Khatayi fragte mich: "Welche Funktion hattest du bei der Vorbereitung und Herausgabe der Flugblätter in Siahkal?" Ich sagte nichts und wandte meine Aufmerksamkeit Genossen Nabdol zu. Er blickte mich aufmerksam an und wartete ob ich antworten würde. Khatayi, der nicht auf meine Antwort wartete und augenscheinlich andere Ziele verfolgte, fragte mich noch einmal: "Wer schrieb den Text, wer tippte die Flugblätter?" Auch diesmal antwortete ich nicht. Mein Schweigen war so vollständig und ausdrucksvoll, daß es

nicht als Niederlage gewertet werden konnte. Wenig später wandte sich Khatayi dem Genossen zu und stellte ihm dieselben Fragen. Es war offensichtlich, daß Genosse Nabdél die Fragen des Feindes analysierte. Eine Weile sprach er nicht, dann wiederholte er, was er schon bei seinem eigenen Verhör gesagt hatte. Danach sprachen sie nicht mehr zu mir; sie sagten den Polizisten, daß das alles war und sie mich wieder mitnehmen könnten.

In meiner Zelle dachte ich stundenlang über diese Taktiken des Feindes nach. Ich konnte darin keinen Sinn finden. Zuerst ließ ich das, was mein Genosse gesagt hatte, in Gedanken vorüberziehen. "Kann der Feind wirklich aus dem, was gesagt worden ist, den leisesten Nutzen ziehen?" Ich wiederholte die Wörter immer wieder und kam zu der Einsicht, daß der Feind aus dem, was der Genosse gesagt hatte, unmöglich profitieren konnte.

"Was sollte dann dieses Theater?" Ich konnte darauf keine Antwort finden. Wie dem auch sei, ich bin dem auf den Grund gegangen. Sie haben dem Genossen eine Frage gestellt, von der sie wußten, daß er die Antwort in meiner Anwesenheit wiederholen würde. Ihre Absicht war es, mir zu zeigen, wie einfach er ihre Fragen beantwortet hatte; damit wollten sie meine Moral schwächen und meinen Widerstand zerstören. Darum haben sie mir, nachdem der Genosse geantwortet hatte, keine Fragen mehr gestellt. Wenn ich heute daran denke, sehe ich, daß diese Aktion gestellt war: Das Betreten des Untersuchungszimmers, das Sitzen gegenüber Genossen Nabdél, unbedeutende Fragen und unbedeutende Antworten.... ja, das war eine Falle des Feindes, die man nur in Bezug auf das revolutionäre Verhalten des Genossen erkennen konnte. Genosse Nabdél war ein wahrer Revolutionär, der bis zum allerletzten Augenblick seines glorreichen Partysiums gekämpft hatte.

Soweit ich aus meiner Erfahrung sagen kann, sind körperliche Torturen ohne psychische Folter und ohne solche gestellten Aktionen völlig unwirksam. Deshalb versucht der Feind alles mögliche, Zweifel am Kampf aufkommen zu lassen und zwischen den Genossen Mißtrauen zu säen. Einen Menschen in Hoffnungslosigkeit und Resignation zu sehen, hat eine demoralisierende Wirkung. Andererseits gibt einem die Standhaftigkeit und der Widerstand anderer Kämpfer Kraft und Enthusiasmus, der Folter des Feindes zu widerstehen und ihren Fallen zu entgehen. Deshalb ist es von großer Wichtigkeit, daß jeder Revolutionär an seinen Prinzipien festhält, wenn er vor dem Feind steht, und daß er immer in Anwesenheit des Feindes so spricht und sich so verhält, daß er die Moral der anderen Genossen stärkt. Der Feind versucht auf verschiedene Weise, dieses Verhalten zu zerstören. Das wirksamste Mittel, diese Bemühungen zu entschärfen, ist, daß man ihm nicht erlaubt, freundlich zu sein. Wir müssen uns so verhalten, daß er aus seiner unehrlichen Freundlichkeit keinen Nutzen ziehen kann.

Um mich zum Sprechen zu bringen, wandten sie noch eine andere Methode an. Damit ich mich nicht langweilte (- das ist zum Lachen -) brachte man mir zwei Stenotypistinnen in meine Zelle, die mit mir plaudern sollten. Während einer oberflächlichen Unterhaltung sollten sie mir einige Fragen stellen. Der Feind glaubte, daß ich darauf hereinfallen würde. Sie waren frech und schamlos und vom Feind so verhetzt, daß sie mich niemals hätten täuschen können. Anfangs versuchten sie mein Vertrauen zu gewinnen und sagten: "Meine liebe , sag was du willst, wir mögen dich sehr gerne. Du hast das Recht, uns zu beschimpfen. Natürlich glaubst du, daß wir dich verhören wollen. Du kannst nichts dafür, du weißt noch nicht, daß das nicht der Fall ist. Aber du wirst bald bemer-

ken, daß wir nur normale Beamtinnen sind, die am Morgen kommen und nach der Arbeit wieder gehen. Genauso wie in einem anderen Büro. Wo wir arbeiten, ist uns einfach gleich, solange wir nichts mit dem Ablauf zu tun haben." Ich sagte ihnen: "Paßt auf, findet besser jemand anderen für eure Gute Nacht- Geschichten. Ich kann nicht einmal der Putzfrau hier vertrauen."

Zwei Nächte später brachten sie mich wieder ins Untersuchungszimmer. In dieser Zeit erfuhr ich mehr darüber, was der Feind über mich wußte. Aber sie hatten bis jetzt die Fragebögen noch nicht ausfüllen können. In meiner Zelle fand ich Gelegenheit, über die Zusammentreffen und Verhöre nachzudenken. Ich kannte nun alle Informationen, die der Feind über mich, meine Arbeit und meine Verbindungen hatte. Mein Widerstand während der zahlreichen Verhöre hatte Früchte getragen, und um meine Situation zu klären, konnte ich nun die Fragebögen ausfüllen, ohne dem Feind irgendeine nützliche Information zu geben. Noch einmal überdachte ich alle Geschehnisse in der letzten Zeit, analysierte unklare Punkte und kam zu einem Schluß.

Mit der Absicht, die Papiere knapp, aber unklar und mit geänderten Sachverhalten auszufüllen, ging ich in das Untersuchungszimmer.

Khatayi, dieser niedrige Folterknecht, wollte meine Genossen verleumden, er sagte: "Wir haben über Pujan einige Neuigkeiten erhalten, es ist mir peinlich, darüber zu reden. Eine Frau ist hier, die sagt, daß Pujan mit ein paar anderen ihr Haus überfallen und sie gekidnappt hat, und die Frau war so aus der Fassung, daß sie nicht aufhören konnte zu schimpfen!"

- "Ha, ha, sehr lustig! Ihr könnt nicht einmal eine glaubwürdige Lüge erfinden!"

- "Ehrlich, es ist wirklich wahr, ich werde die Frau morgen herbringen lassen".

Er redete so eindringlich und überzeugend, daß wenn einer nur den kleinsten Zweifel an den

Genossen gehabt und auch nicht gewußt hätte, daß sie ihr Leben unermüdlich in den Dienst des Volkes stellen, man sich ernstlich gefragt hätte, ob nicht vielleicht doch ein Funken Wahrheit in dem steckte, was Khatayi gesagt hatte. Er kam mit diesen niedrigen Anschuldigungen am Ende des Verhörs, und um sicher zu gehen, daß seine Rede den gewünschten Effekt erzielt hatte, fügte er freundlich hinzu: "Möchtest du Pujans Sachen sehen? Sie sind alle in dem großen Raum nebenan: Waffen, Flugblätter, seine Bergsteigerausrüstung und alles!" Wir gingen in diesen Raum. Die Sachen waren auf zwei Tischen ausgebreitet. An der Wand hing eine Attrappe mit den Kleidern Pujans. Als ich mich dieser Puppe näherte, fühlte ich, daß es an der Zeit war, ihm zu zeigen, daß seine gemeinen Anschuldigungen nicht die geringste Wirkung auf mich hatten. Ich küßte die Kleider. Khatayi und die anderen schauten mich bestürzt an. Um meine Zuneigung zu dem toten Genossen zu zeigen, sagte ich: "Oh ja, wenn ich die Kleider anschau, kann ich mir den Genossen klar vorstellen." Um ihre Bestürzung zu verdecken und ihr dummes Benehmen zu rechtfertigen, zeigten sie mir noch ein paar Stücke, als ob nichts geschehen wäre. Dann wurde ich in mein Zimmer zurückgebracht.

Nach diesem Geschehen wurde ich noch zweimal in das Zimmer von Khatayi gebracht. Und dann waren die Verhöre, die anderthalb Monate gedauert hatten, zu Ende. Die Papiere waren voll mit Unwahrheiten, die ich ihnen aufgetischt hatte. Khatayi hatte all meine Launen, Reaktionen, Haltungen aufgenommen. Als man das dann vor "Gericht" vorlas, konnte ich nicht aufhören, über das kindische, unzusammenhängende und schlecht geschriebene Material zu lachen. Man wurde aus dem Text nicht klug. Der Kern der Sache war, daß ich Fragen so beantwortete, daß nur die ermordeten Genossen die Infor-

mationen hätten vervollständigen können. Zum Beispiel fragten sie, warum ich jeden Tag vor der Universität gewartet hatte. (Information vom Nachbarn meines Bruders, der ein Spitzel war). Ich sagte ihnen: "Ich weiß darüber nichts. Genosse Behrouz wußte es wohl. Vielleicht wollte er, daß ich ihn begleite, um ihn zu decken". Auch auf die unwichtigsten Fragen hatte ich nicht wahrheitsgemäß geantwortet.

Die Freundlichkeit der Folterer - eine andere Falle

Gehen wir zurück zu den Ereignissen, nachdem mein Hungerstreik fehlgeschlagen war. Es war die Zeit, in der der Feind mich unbedingt ver- hören wollte.

Nachdem ich wieder normal zu essen begonnen hatte, änderten sie völlig ihre Taktik und ver- suchten mich mit Freundlichkeiten fast zu er- sticken. Eine Zeitlang brachten sie mir exo- tische Speisen, die normalerweise den Offizie- ren vorbehalten waren. Bis dahin wußte ich nicht, daß es zweierlei Essen gab: eines für gewöhnliche Polizisten und Gefangene und ein anderes für Offiziere und Beamte. Ich war äußerst überrascht und sagte: "Wollt ihr mich aufpäppeln, damit ihr mich foltern könnt? Aber ich sage euch gleich, daß ich keine Informa- tionen habe, die ihr aus mir herausbringen könntet. Ich wollte, ich hätte eine, es wäre mir ein Vergnügen, sie euch nicht zu sagen!" Sie taten so, als ob sie nicht wüßten, wovon ich redete, und als ob es ihre einzige Sorge wäre, daß es mir gut ginge, als wäre ich eines ihrer Familienmitglieder.

Später fand ich heraus, daß sie verhindern wollten, daß die ausländischen Vertreter bei Gericht irgendwelche Anzeichen von Folter se- hen konnten. Das war einer von vielen Tricks, die sie anwendeten. Manchmal gaben sie den Ge- fangenen sogar Medikamente, die Fettleibigkeit verursachen, um bei Bedarf "gesunde" Gefangene vorzeigen zu können.

Die für mich verantwortlichen Wärterinnen ka- men direkt und indirekt den Wünschen der Un- tersuchungsbeamten nach, indem sie mich mit gezielter Zärtlichkeit überschütteten und über private Dinge, wie etwa ihre Familienangelegen- heiten sprachen. Da sie auch Frauen waren und

pro Tag vierundzwanzig Stunden mit mir im selben Raum verbrachten, glaubten sie, aus mir etwas herauszubekommen. Im Falle der Genossin Shahin Tavakholi versuchten sie mit einem Trick, über Genossen Djamshid Rodbari etwas herauszubekommen. Zwei Frauen wandten ihr den Rücken zu und begannen leise zu reden: "... in welchem Raum haben sie Djamshid gebracht..oh, Zimmer 173.. ich weiß... gut... der mit dem nördlichen Akzent...ja!"

Am Nachmittag kam ein Polizist zu ihr herein und sagte, daß Genosse Djamshid verhaftet worden sei und im Zimmer Nr.173 wäre, alles in einem freundlichen Ton. Was sie augenscheinlich damit bezweckten, war, daß Genossin Shahin, nachdem sie von Djamshids angeblicher Verhaftung erfahren hatte, denken sollte: "Ich muß jetzt kein Geheimnis mehr daraus machen, dem Feind hätte das ja nur genützt, solange sich der Genosse auf freiem Fuß befunden hatte.."

Die ersten Tage nach dem Hungerstreik war ich über die außerordentliche Freundlichkeit der beiden Frauen erstaunt. Hatten sie vergessen, daß ich ihre Feindin war? Worin lag der Sinn der Freundlichkeit? Ich konnte die Ursache für soviel Freundlichkeit nicht herausfinden, so nahm ich an, sie wären eben freundliche Menschen.

Sobald ich aufwachte, nahmen sie die Handschellen ab, brachten mir Milch, Tee und Eier und befahlen dem Laufburschen, mir eine große Tasse Tee zu servieren: "Ashraf ist Türkin, sie trinkt gerne Tee."

-Sie kauften von ihrem eigenen Geld Früchte und bestanden darauf, daß ich sie auch annahm, als ob ich ihr Gast wäre. Sie steckten mir die geschälte Frucht in den Mund und sagten wie eine Mutter: "Verfluchte SAVAK-Agenten! Sie haben das kleine Mädchen beinahe umgebracht... welch rohe Menschen! Nun, man muß fair sein,.. die Polizisten sind nette Menschen!" Und, sie

ob sie plötzlich ihr Lügen bemerkten: "... Gut, natürlich, es sind auch hier Offiziere, die nicht viel besser sind als SAVAK-Agenten."

Sie sagten das zusammen mit anderen Schmeicheleien wie: "Ashraf ist wirklich ehrlich - und schau die Nase an - wie hübsch und meine Güte welch schöne Zähne!" Eine von ihnen fügte hinzu: "Sie gleicht meiner ältesten Tochter wie ein Ei dem anderen!"

So benahmen sie sich nach dem Hungerstreik. Nun, die ganze Zeit waren sie nicht so liebenswürdig, als Reaktion auf meine Haltung bedienten sie sich auch weniger freundlicher Taktiken. Mit ihrem Benehmen wollten sie mir zeigen, daß sie gute und ehrliche Menschen wären, und daß nur einige wenige foltern. Eine sagte: "Weißt du, diese Folterer foltern sich selbst zuerst und dann erst das Opfer- ihre Nerven sind völlig zerrüttet," und über Niktab^{+) :} "er regt sich, während er foltert so auf, daß er sicher einmal einen Herzanfall mit der Peitsche in der Hand bekommen wird."

Dennoch verhielt ich mich während dieser Zeit normal und versuchte dabei, ihr Verhalten zu analysieren, um darauf zu kommen, was hinter diesem feinen Benehmen steckt. Man kann dem nicht auf den Grund kommen, wenn man nur einzelne Handlungen analysiert und diese isoliert betrachtet. Alles in allem wollte der Feind mit dieser Strategie, die in der Vergangenheit von Shiakal schon oft Früchte getragen hatte, den Kampfgeist seines Gegners brechen.

^{+) Niktab ist vor kurzem wegen seiner Verbrechen in seinem Auto in die Luft gesprengt worden. (Anmerkung des Übersetzers)}

Wer ist der Gefangene?

Von Tag zu Tag wurde mir die berechnende Freundlichkeit der Wärterinnen bewußter, und ich dachte an ihre schädliche Wirkung, weil sie mich beruhigen sollten. Nein, ich darf ihnen nicht erlauben, mich so zu behandeln.

Daher versuchte ich bei jeder Gelegenheit mit ihnen Gespräche zu führen, die meiner Meinung nach klärend auf sie wirken konnten. Ich erklärte ihnen zum Beispiel das Wesen ihrer Arbeit, die sie zu Kriminellen gemacht hatte. Danach waren sie gezwungen, die Art ihres Benehmens zu ändern. Ihr sogenanntes freundliches Benehmen konnten sie nicht mehr als zwei Tage durchhalten - die üblichen Streitereien, Beleidigungen und Verspottungen begannen wieder. Die tägliche Wiederholung meines Verhaltens brachte sie in Wut. Ich hatte gesiegt. Sie sagten: "Wenn man diesem Mädchen Honig gibt, behauptet es, es ist kein Honig, sondern Gift."

Welch dummen Argumente! Sie dienten dem Feind und waren so Klassenfeinde, und doch nahmen sie meine Reaktion persönlich. Ich lachte über sie und sagte: "Ich kann nicht der Freund meines Klassenfeindes sein. Die Freundschaft des Feindes ist mit der Freundschaft eines Wolfes gleich zu setzen. Wir leben im gleichen Raum und ihr besteht darauf, in Abwesenheit der Folterknechte so zu tun, als wäre nichts geschehen. Die Tatsache, daß wir noch Klassenfeinde sind, bleibt bestehen."

Jetzt, wenn ich daran denke, lache ich darüber, wie ich ihnen klarmachte, daß ihre Behauptungen von Grund auf falsch waren.

Obwohl sie sich sehr anstrebten, gelang es ihnen nicht Spannungen zu vermeiden. Wie könnte es auch anders sein? Wir waren verfeindet und standen einander gegenüber. Was sie wirklich glücklich machte, stimmte mich wütend, und umgekehrt. Sie hatten ihr ganzes Leben in

Banalität gelebt. Auch ihre Witze waren reaktionär. Sie machten meine Genossen lächerlich und ahmten sie nach. Ich nahm das natürlich nicht hin und provozierte sie mit meiner Reaktion. Anfangs war es schwer für sie einzuschätzen, daß ich auf so etwas - ihrer Meinung nach - Triviales wie meine Genossen nachzuahmten, reagierte. Sie fragten sich wahrscheinlich, wie ich ihre fünf Minuten vorher gespielte Freundlichkeit hatte vergessen können.....! Später erkannten sie, daß das Herabwürdigende meiner Genossen sich nicht mit ihrer falschen Freundlichkeit in Einklang bringen ließ, und so wiederholten sie ihre Fehler nicht mehr. Sie wollten mich als Individuum, unabhängig von meiner Organisation, betrachten. Sie richteten ihre Angriffe nicht gegen mich persönlich, glaubten aber, alles was sie wollten, über meine Organisation sagen zu können, ohne daß ich mich aufrege. Es war klar, daß die Organisation und ich nur in ihren beschränkten Gehirnen keine Einheit waren. Manche ihrer Haltungen finde ich noch heute verwirrend. Sie waren zeitweise sogar stolz auf mich, als ob ich ihr Liebstes und Nächstes wäre. Einmal, nachdem sie von den Folterern über meine Haltung unter der Folter gehört hatten, kamen die zwei Weiber ganz freundlich in mein Zimmer. Sie waren respektvoll, sehr freundlich und konnten es kaum erwarten zu reden: "Alle reden über deinen Widerstand!" Später erfuhr ich im Ghasr Gefängnis, von einem Mädchen, daß eine dieser beiden ganz stolz über meinen Widerstand unter der Folter gesprochen und zu ihnen gesagt hatte: "Ihr seid nichts. Ich beaufsichtige sogar eine Guerillakämpferin."

Tag um Tag verging. Wenn sie nicht freundlich sein konnten, begannen sie wieder zu spotten und zu höhnen. Sogar die einfachen Polizisten, die der Garde angehörten und somit zu den gehirnlosesten Söldnern zählten, machten mit.

Ich legte großen Wert darauf, gute Verbindungen zu ihnen zu haben. Die Tatsache, daß der Feind diese Leute gegen uns aufbrachte und für seine Ziele ausnutzte, beunruhigte mich, da sie in großer Not, in Elend und Unwissenheit lebten und wir für ihre Befreiung aus der Sklaverei kämpften. Die Wärterinnen und Offiziere zeigten ihre Unterstützungen für die Polizisten und, um sie gleichzeitig gegen uns aufzuhetzen, erwähnten sie unsere Angriffe auf Polizeistationen. Ich aber fragte sie: "Wenn sie es wirklich ernst meinen, warum geben sie euch immer die gefährlichsten Aufträge und die niedrigsten Löhne? Warum verachten sie euch, behandeln euch ungerecht, und haben nicht den geringsten Respekt vor euch?" Doch sie waren unfähig mich zu verstehen und taten was ihre Vorgesetzten ihnen befahlen. Eines Tages, gleich nach meiner Verhaftung, kam ein Polizist herein und spottete: "Volk.. .. Volk!!!!, wo ist das geliebte Volk jetzt, wird es dich befreien?" Die Weiber lachten schallend und sagten: "Lustig..wie originell..welch guten Witz du machst!...Volk...Volk..! Jetzt bist du eine Gefangene und von unserer Gnade abhängig. Es ist in deinem eigenen Interesse, dich gut zu benehmen..!"

Ich konnte ihr Geschwätz nicht ertragen, so sehr ich mich auch bemühte. Unsere Gedanken und Haltungen waren genau entgegengesetzt. Wie konnten sie wissen, daß ich mich nicht als Gefangene betrachtete. Verglichen mit ihrer sklavischen Abhängigkeit, ihren bedauerwerten Existenzen und ihrem trivialen Leben, fühlte ich mich frei.

Sie wußten nicht, daß sie die Gefangenen waren und nicht ich. In meinen Gedanken war kein Platz für das Wort "mein". Was soll dieses "mein" bedeuten? Mich ekelte vor diesen kleinbürgerlichen Gewohnheiten. Für mich, mein Vorteil...ich...ich!

Ich wollte keinen Mittelweg einschlagen. Ich

wollte weder ihre Zuneigung, noch ihr dauern-
des Gezänk. Wenn sie mich schlugen, war ich
besonders wütend, weil sie nachher jedesmal
so selbstzufrieden waren. Sie sagten etwa:
"Was kannst du machen? Nichts! Du bist nicht
imstande, auch nur irgend etwas zu tun." Sie
hatten recht. Meine Hände waren die ganze Zeit
fest ans Bett gebunden. Sie legten mir sogar
auf dem Weg zur Toilette Handschellen an. Ich
nahm mir vor, ihnen wegen Kleinigkeiten keinen
Anlaß zu Angriffen zu geben, denn ich konnte
ihren selbstzufriedenen Gesichtsausdruck nicht
leiden, und noch dazu, wenn ich dies selbst
proviziert hatte. Wegen der unliebsamen Nach-
wirkungen meines Verhaltens, änderte ich mein
Auftreten etwas.

In meinem Leben außerhalb des Gefängnisses
fiel es mir schwer, mitansehen zu müssen, wie
jemand hilflos und traurig war. Hier erlebte
ich die gleichen Gefühle, wenn ich diese Frau-
en anschaute. Einmal wurde eine von ihnen so
wütend, daß sie nervöse Zuckungen bekam. Sie
in einem solchen Zustand zu sehen, ließ mich
nachdenken. Ich sagte mir: "Ich habe ja kei-
nen persönlichen Haß gegen sie. Wenn die Pro-
bleme hier dennoch einen persönlichen Klang
bekommen haben, ist es nicht richtig, mich ihr
gegenüber so zu verhalten und sie mit meinem
Verhalten zu quälen." Ich war mir schon damals
bewußt, daß, den Menschen ohne Klassenzusam-
menhang zu betrachten, sinnlos ist. Ich wußte,
daß es idealistisch ist, in einer Gesellschaft,
in der sich alles Klasseninteressen unterord-
net, abstrakt vom Menschen zu reden. Dennoch
hatte ich immer noch Spuren dieser Haltung be-
wahrt, daß - der Mensch (an sich) ein zu acht-
tendes Wesen sei, was mich zur Änderung mei-
nes Verhaltens diesen Weibern gegenüber brach-
te. Obwohl es mit meiner Überzeugung nicht in
Einklang zu bringen war, beunruhigte mich der

Nervenzusammenbruch des Weibes. Ich bin mir vollkommen sicher, daß ich diese Entscheidung nicht getroffen hätte, wenn ich mir damals der Bedeutung meiner Arbeit völlig bewußt gewesen wäre. Ich hätte bemerkt, wie ich die Moral dieser Weiber und der Folterknechte schwächen kann, das hätte ihre Selbstzufriedenheit, auch im Umgang mit anderen Genossen zerbrochen; wenn sie nicht gewußt hätten, wie sie mit mir fertig werden sollten, hätten sie mich sicher in eine Einzelzelle gebracht; ich wünschte mir sehr, diese kleinbürgerlichen Existenzen aus meiner Zelle loszuwerden.

Die zwei Frauen und die zwei Polizisten suchten dauernd Anlaß zum Lachen und zum Erzählen ihrer Erlebnisse. Wenn sie nach einem freien Tag zurückkamen, redeten sie tagelang über das, was sie gemacht hatten, besonders über Eiscreme, die sie gegessen und über Filme, die sie gesehen hatten. Manchmal legten sie besonderen Nachdruck auf diese Dinge, damit ich mir leid täte. Ein anderer Zeitvertreib war, mit den Offizieren obszöne Witze auszutauschen. Gelegentlich sprachen sie mit den Polizisten auch über die Gründe der Armut.

Ich mischte mich in ihre Gespräche ein. Ich sagte ihnen nicht gleich, welchen unvorstellbaren Blödsinn sie von sich gaben, sondern lenkte das Gespräch in eine Richtung, daß sie nicht umhin konnten, gewisse Schlußfolgerungen zu ziehen. Ab und zu fragte ich auch selbst die Polizisten wie sie lebten und erklärte ihnen einiges. Daß ich diesen einen Wert beigemessen hatte, war natürlich umsonst gewesen, denn sie waren voll und ganz in ihr kleinbürgerliches Leben integriert und hatten sich mit den strengen Militärdisziplinen identifiziert. Es war furchtbar anzusehen, wie unterwürfig sie sich den Weibern gegenüber benahmen, um eine Offiziersration zu bekommen. Das Schlimmste war ihr widerliches Gerede über Frauen. Die-

ser abscheuliche "Meinungsaustausch" wiederholte sich täglich während sie neben meinem Bett saßen. Die ganze Zeit war entweder vom Essen oder solchen Dingen die Rede. Es ekelte mich manchmal dermaßen an, daß es mir tatsächlich übel wurde.

Wenn vor meiner Verhaftung die Rede von Folter war, sagte ich: "Die ärgste Folter ist, zu einem kleinbürgerlichen Leben verdammt zu sein!" Nun war ich mitten in einer solchen Welt. Ich hörte zu und sah, doch ich konnte nichts dagegen tun. Sollte ich mich verschleiben durch permanente Streiterei, nur, weil sie immer von diesen Banalitäten erzählten? Ich versuchte mit niemandem zu reden und sie nicht zu beachten, das hatte Fragen zur Folge: "Warum redest du nicht?" Ich sagte, daß ich nicht gestört werden wollte oder ganz einfach direkt: "Ich will nicht mit euch reden, und ihr könnt aufhören mit mir zu reden!" Aber sie wollten nicht! Je länger ich schwieg, desto schlechter behandelten sie mich. Sie machten die Fessel enger, verweigerten mir Wasser, verzögerten meinen Toilettengang und sprachen über ihr "glückliches Leben". Die Situation wurde schlechter als vorher und es konnte nichts dagegen unternommen werden, oder vielleicht wußte ich nicht, was.

Ich stellte mir einen Zeitplan zusammen, um nachzudenken über Themen wie: Warum ist der bewaffnete Kampf der einzige Weg, um zu siegen?... Oder ich rezitierte jeden Tag Gedichte, und so weiter. Aber aufgrund ihrer ständigen Störversuche gelang es mir nicht, diesen Zeitplan einzuhalten. Für die Wärterinnen war ein "Gefangener" dasselbe wie ein Sklave, und so behandelten sie mich auch. Es war nicht einmal erlaubt; so lange zu schlafen wie ich wollte. Jedes Mal, wenn ich am Einschlafen war, rüttelten die Polizisten an meinem Bett. Ihre wilden Stöße gegen das Bett

waren wie ein Erdbeben: "Aufstehen, aufwecken! Es wird für die ehrenwerten Damen langweilig, wenn du schläfst!" Beim geringsten Anlaß krugerten sie mich. Ich durfte zweimal am Tag auf die Toilette gehen, als wäre es eine Gnade! Die Weiber begleiteten mich zusammen mit einem Polizisten auf die Toilette, sie ließen die Tür angelehnt. Wenn ich ein drittes Mal gehen mußte schrien sie so laut, daß man sie bis zum Ende des Korridors hörte. Und das machte die Offiziere darauf aufmerksam, daß ich auf die Toilette ging. Jeder machte eine beleidigende Bemerkung und kehrte ins Zimmer zurück.

Im Fall der Genossin Shahin Tavahkoli regten sie sich auch wegen des Essens auf. Genossin Shahin aß wenig (zwei oder drei Löffel). Das Weib schrie: "Hier kannst du nicht tun, was dir gefällt... du mußt genug essen!" Oder sie wollten plötzlich, daß wir uns Hände und Füße waschen und machten deshalb viel Krach. Insgesamt gesehen, gingen sie aber nur so weit, wie wir es ihnen erlaubten. Sie kannten unseren Haß und unser furchtloses Auftreten und wußten, daß eine schlechte Behandlung ernste Folgen für sie haben konnte- diese Erfahrung hatten sie schon mehrmals gemacht.

Einmal lagen zwei Wärterinnen neben Genossin Shahins Bett auf dem Boden. Die Genossin, deren Hände an das Bett gefesselt waren, dachte nach, wie sie den Stuhl, der in der Nähe der Weiber stand, auf ihre Köpfe werfen könnte. Sie streckte sich aus, war aber nicht lang genug und so konnte sie den Stuhl nur wegstoßen. Es war sehr laut. Die Wärterinnen erschrakten so, daß eine von ihnen in Ohnmacht fiel.

Wenn ich bei den Verhören nichts sagte, regten sich die Wärterinnen jedesmal sehr auf, obwohl sie immer betonten, nichts mit Verhören zu tun zu haben. Sie sagten: "Verhöre

sind nichts für uns, aber ich kann daine Haltung nicht leiden! Wenn ein "Gentleman" wie Khatayi den Raum betritt, schaut du ihn nicht einmal an. Wie arrogant!" Manchmal drückten sie sich stärker aus. Ich sagte lediglich, daß sie ruhig sein sollten, weil es sie nichts angehe. Ich hätte sie beschimpfen sollen. Meine Entscheidung nicht zu fluchen, vermittelte den Eindruck, als wäre ich unfähig, mir eine gewisse Aggressivität anzueignen. Meine Proteste schienen immer höflich.

Während der Verhörzeiten waren Gezänke und Streit an der Tagesordnung. Das hatte, wie ich bereits erwähnt habe, natürlich einen Grund. Sie bestraften mich auch, indem sie mir kein Wasser gaben, meine Fesseln enger schnallten, usw. Damals aber, als die zwei Pseudo-Stenotypistinnen (die ich schon erwähnt habe) versuchten, aus mir etwas herauszubekommen, war das Benehmen der Weiber sehr zuvorkommend. Meine Handfesseln wurden gelöst, ausgenommen während der Nacht; ich durfte sogar, von Polizisten eskortiert, im Zimmer auf und ab gehen. Das war der Höhepunkt der Freundlichkeit. Verglichen mit Genossen Hamid Tavahkoli im gegenüberliegenden Zimmer, dessen Hände und Füße Tag und Nacht an das Bett gefesselt waren, und nur während der Mahlzeiten abgenommen wurden, konnte ihr Umgang mit mir schon als Freundlichkeit bezeichnet werden.

Nach vier Tagen ununterbrochener Folter war Genosse Tavahkoli sicher, daß seine Genossen das Haus verlassen hatten, erst dann nannte er dem Feind die Adresse. Das kann nicht als Schwäche ausgelegt werden, weil die Genossen Ubereingekommen waren, daß nach vierundzwanzig Stunden nach Festnahme die Adresse genannt werden kann. Genosse Eskandar Sadeghi-Nezhad hatte diesen Punkt besonders betont. Weil sich in diesem Haus eben gewisse Operationsunterlagen befunden hatten,

nahm Genosse Pujan die Evakuierung nicht ernstlich in Angriff; auch Genosse Eskandav verabsäumte dies. Genosse Pujan verließ das Haus nicht - es kam zur Tragödie des 3.Khordad.

Als Genosse Hamid von der Tragödie am 3.Khordad (persischer Monat) und dem Martyrium der Genossen Pujan und Payrove Naziri gehört hatte, geriet er vor Schmerz so außer sich, daß er trotz der gefesselten Hände seinen Kopf gegen die Wand stieß und sich ernstlich verletzte. Er wurde ins Hospital gebracht und kam nach einigen Tagen wieder zurück. Seither fesselten sie seine Füße und Hände so fest sie konnten ans Bett. Verglichen damit bekam ihre Freundlichkeit zu mir einen Anschein von Ehrlichkeit. Sie schienen vergessen zu haben, daß ich ihr Feind war.

Alle zehn bis zwölf Tage kehrten sie nach Hause zurück. Aber auch während sie arbeiteten, "versuchten" sie so gut wie möglich zu leben.

Diese zwei Weiber waren Schauspieler, die Opfer ihrer eigenen Maskerade geworden waren. Für mich waren sie Krebsgeschwüre, die ich auszurotten wünschte.

Das war natürlich eine Schwäche meinerseits, daß ich nicht wußte, wie ich auf ihr Benehmen reagieren sollte. Ich war unglücklich, wenn ich mit ihnen freundlich redete, und nach zwei Tagen kritisierte ich mich selber, weil ich so freundlich gewesen war. Ich zog den Schluß, daß so bald man sich des Zieles der Folter durch den Feind bewußt ist, man gegen ihn kämpfen mußte. Aber ihre Ziele waren nicht so klar, wie es zuerst ausgesehen hatte. Natürlich konnte ich nicht ihr ganzes Verhalten der Tatsache zuschreiben, daß sie mich verhören wollten, was auch nicht

immer der Fall gewesen war. Aber eines war völlig klar: Sie waren Feinde und als solches war ihr Benehmen verabscheuungswürdig. Ich kritisierte mich, weil ich wegen der Bedingungen im Zimmer niedergeschlagen war, und fragte mich ob ich vom Feind etwa ein Besseres erwartet hatte. Ich durfte mich über die Lage nicht beklagen. Der Feind konnte mich hinstecken, wo er wollte. Aber ich konnte mir über das seichte Geschwätz der Weiber nicht klar werden. Ich dachte, daß das auf jeden Fall im Sinn des Feindes war, ganz gleich, ob dies bewußt oder unbewußt geschah. Trotzdem konnte ich mich mit dieser Lage nicht abfinden. Ich dachte, wie vorteilhaft es wäre, wenn meine Wärter, auch wie bei den männlichen Genossen, dauernd wechselten. Mein Verhältnis zu den Offizieren hatte sich nun ins Lächerliche gewandelt. Sie taten ihr Bestes, um ihrem Benehmen den Stempel der Legalität aufzudrücken. Sie sprachen frei über ihre Verbrechen. Wenn sie für dies oder jenes plausible Argumente suchten, konnte ich nicht umhin, sie zu verspotten. Oft sprachen sie mit mir wie mit einem kleinen Mädchen. Einer der Offiziere war bei einem Schußwechsel mit Genossen Behrouz verletzt und gerade aus dem Hospital entlassen worden. Er hinkte vor mir hin und her und sagte: "Schau nur, was dein Bruder gemacht hat...!"

Während seiner Verhaftung hielt Genosse Behrouz keinen Augenblick still, obwohl er vom Feind umzingelt war. Bevor sie ihn von hinten zu fassen bekamen, gelang es ihm, einige Söldner außer Gefecht zu setzen. Nachdem sie seine Arme gepackt und seine Beine gebrochen hatten, schoß er immer noch weiter, wenn er auch nicht mehr ins Herz traf. Das hatte zweierlei Gründe: den Feind zu erschrecken und sicher zu gehen, ihm keine ungenutzten Kugeln in die Hände fallen zu las-

sen. Der Feind hatte das ganze Terrain umzingelt und hoffte auf eine einfache Verhaftung, doch der Mut des Genossen Behrouz vereitelte ihren Plan. Er erschreckte sie mit seiner Kühnheit und seinem Mut so, daß sie es immer wieder in den leuchtendsten Farben schilderten.

Khatayis Benehmen war typisch für einen Folterknecht. Er versäumte es nie, sich über mich lustig zu machen. Manchmal war ich richtig einfältig und kam nicht gleich dahinter. Sobald ich nachzudenken begann über das, was er gesagt hatte, brach er in Gelächter aus. Eines Tages zeigte er mir ein Foto und fragte, wen ich darauf erkenne. Es war das Bild eines Mädchens, das aussah, als wäre es eben dem Grabe entstiegen; mit eingesunkenen Augen, abgemagert und erschöpft. Ich wollte ihm das Bild zurückgeben, aber als ich sein tückisches Grinsen sah, wußte ich, daß er sich über mich lustig machte. Ich schaute noch einmal das Photo an und da erkannte ich mich selbst (ein Foto, das am 1. Tag meiner Verhaftung gemacht worden war). Ich ließ es mir nicht anmerken, daß ich es beim ersten Mal nicht erkannt hatte. "Kennst du sie?" fragte er wieder. Ich antwortete nicht auf seine Frage, sagte aber: "Ich sehe ihre Augen, die voll Haß und Rache auf den Feind geheftet sind."

Opfer der Armut und der Unwissenheit

Die Polizisten der Garde wurden nun jeden Tag ausgetauscht. Ich war froh über diese Abwechslung. Jedesmal, wenn die Weiber draußen waren, sprach ich mit den Polizisten. Der Großteil von ihnen kam aus den Dörfern. Sie hatten dort keine Arbeit gefunden und waren so zur Polizei gekommen. Einige von ihnen hatten vorher in Fabriken gearbeitet.

Ich fragte sie über die Lage in den Dörfern und Fabriken aus. Gelegentlich sprachen wir dann über Politik, da einige etwas politisch bewußt waren. Sie sprachen über die Ungerechtigkeiten, die man ihnen zugefügt hatte und drückten ihre Unzufriedenheit mit dem Regime aus.

Einige von ihnen wollten wissen, wie es möglich war, für die Freiheit der Völker zu kämpfen, ohne persönliche Interessen im Auge zu haben. Ihre Neugier war manchmal so groß, daß sie die Befehle der Weiber vergaßen und mit mir redeten, manchmal sogar in ihrer Anwesenheit. Diese Polizisten sprachen auch mit den männlichen Genossen, die ihnen manche Frage erklärten. Das Benehmen der Genossen hatte sie fasziniert. Einige von ihnen lachten fröhlich, wenn sie Genossen Nabel erwähnten und erzählten, was er zu sagen pflegte. Man merkte, daß sie ihn mochten.

Diese Polizisten agierten als Berichterstat-ter für jene Genossen, die in Einzelhaft waren. Ihre Berichte wurden auch nach außen gebracht.

Einige von ihnen öffneten sogar die Handfesseln der Gefangenen und legten sie wieder an, sobald sich jemand näherte.

Als Resultat ihrer Beziehungen zu den Genossen, begannen die Polizisten mir zu vertrauen. Sie versuchten mir zu helfen. Wenn die Weiber mir kein Wasser geben wollten, gaben

sie es mir. Das war eine nette Geste ihrerseits. Für mich war es unwichtig, ob ich das Wasser bekam oder nicht, aber ich legte großen Wert auf ihre kleinen Gesten.

Später, als ich in den Keller des Polizeihauptquartieres gebracht wurde, erlebte ich noch mehr solcher freundlicher Gesten. Dort gelang es mir, mich mit den Polizisten anzufreunden. Ich betrachtete sie nicht als "Beamte", denn sonst hätte ich sie zu meinen Feinden zählen müssen. Ich wußte, daß sie ein Opfer der Armut und Ungerechtigkeit der Gesellschaft waren, gegen die wir kämpften. Ich sagte mir immer wieder, daß sie ein Teil von uns waren, und die Tatsache, daß sie gegen uns eingesetzt wurden, war für mich mehr ein vorübergehendes Phänomen. Es war unsere Pflicht, diese Phänomene zu analysieren und den Unterschied zwischen diesen Polizisten und den wirklichen Feinden des Volkes zu bestimmen. Ich zweifelte nicht daran, daß sie sich eines Tages ihrer Pflicht bewußt werden und die Mauer, die uns trennt, niederbrechen würden. Ich entdeckte ihre feinen Eigenschaften. Ich war freundlich zu ihnen und sprach sie mit "Bruder" an. Doch ich hatte nicht sehr viel Zeit, mit ihnen zu reden, da sie dauernd ausgewechselt wurden.

Dennoch gab es Gelegenheit dazu: Es waren aufrichtige, ehrliche Gespräche. Ich vermittelte ihnen ein Stück aus dem Buch "Die beredsame Puppe" von Genossen Samad Behrangi, und ich sagte ihnen: "Nun schauen wir, ob ihr eure Hausaufgaben gemacht habt. Wie lautet die Antwort auf "Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer?" (Das sagte der Sergeant im Keller liebend gerne zu den Gefangenen). Sie antworteten: "Ein Licht, wie schwach es auch sei, ist immer

ein Licht." Manchen sagte ich diese Zeile:
"Der, der sich mit der Unterdrückung abfindet, unterstützt die Unterdrücker."

Ich erinnere mich an einen Polizisten, der, wenn er bei meiner Zelle vorbeiging, diese Zeile in seinem Dialekt als Geste der Freundschaft hersagte. Seine Stimme hallte wider in meinen Ohren: "Der, der sich mit der Unterdrückung abfindet, unterstützt die Unterdrücker."

Ich entsinne mich auch noch anderer unvergeßlicher Gesten. Als es Zeit war, die Wärter zu wechseln, flüsterte mir ein freundlicher Polizist zu: "Falls ich morgen nicht hier bin, werde ich meinen Kollegen sagen, daß sie sich gut benehmen sollen, du weißt, was ich meine. Sie alle wollen dir helfen, wenn sie können."

Dann ging er den Korridor auf und ab: "Wenn ich morgen nicht hier bin, kommt ein Kollege. Jeder, der mit der rechten Hand in der Hosentasche in deine Zelle kommt und dich grüßt, ist ein Freund von mir, ihm kannst du vertrauen!"

Die Freundlichkeiten bestanden darin, daß sie zur Toilettenzeit unsere Türen offen ließen, nicht zuhörten, wenn die Genossen miteinander sprachen, über bestimmte Zwischenfälle keine Berichte abfaßten usw. Wir maßten diesen ehrlichen Freundlichkeiten großen Wert bei.

Die Polizisten im Polizeipräsidium jedoch halfen ganz bewußt dem Feind. Sie hatten die Eigenschaften des Lumpenproletariats, und sie waren auch sehr heimtückisch. Weibliche Gefangene behandelten sie andere als die männlichen; der Unterschied lag in den verschiedenen Obszönitäten. Man mußte ihnen groß und entschlossen entgegentreten und sie nicht viel sagen lassen.

Die Polizisten auf dem Korridor waren anders.

Einige von ihnen sympathisierten mit unserer Sache und waren deshalb freundlich. Aber die Freundlichkeit hatte auch noch andere Wurzeln. Da die feudale Kultur noch immer ihre Gedanken und Handlungen bestimmte, waren sie zu uns Mädchen deshalb nett, weil wir das schwächere Geschlecht darstellten. Dieser Kategorie gehörten auch solche an, die gerne ein Auge auf Mädchen werfen. Mit denen lehnten wir freundschaftlichen Kontakt ab.

Die Gefängniswärter verboten den Polizisten strengstens, mit uns zu reden. Sie wußten genau, daß diese Polizisten die Lügen, die sie über uns gehört hatten, bald aufdecken würden. Das war nicht im Interesse der leitenden Beamtenclique.

Dennoch waren einige Polizisten sehr nett und taten alles um uns aufzuheitern. Sie kauften den Gefangenen zum Beispiel Zigaretten von ihrem eigenen Geld.

Einmal fragte mich einer, ob Behrouz mein Bruder sei, ich bejahte und fragte ihn sofort, ob er etwas über seine Folterungen wußte. Er antwortete mit unglücklicher Miene: "Ich werde niemals in deiner Anwesenheit über ihn reden." Ich bestand darauf, doch er wollte nicht: "Nein, nein, ich kann nicht." Ich sagte: "Stell dir vor, wir seien nicht Bruder und Schwester. Es ist für mich sehr wichtig, es zu wissen." Ich konnte ihn nicht überreden, er sagte: "Weißt du, eine Wunde, durch ein Schwert hervorgerufen, heilt, aber eine Wunde durch die Zunge nicht. Wenn ich dir von seiner Folter erzähle, werde ich deinem Herzen eine bleibende Wunde zufügen. Für den Rest meines Lebens fände ich keine Ruhe mehr!" Ich bestand nicht mehr darauf. Es wäre unredlich gewesen, diesen reinen Charakter durch nachdrückliche Fragen zu belasten. Es gab noch unzählige solcher ergreifender Vorfälle wie diesen.

Wir wußten genau, daß ihre Versklavung ein direktes Ergebnis der Armut und des Elends in unserer Klassengesellschaft war. Sie litten unter ihrer Arbeit. Wir konnten diese Versklavung auch bei jenen entdecken, die Freude an der Arbeit zu haben schienen. Sie waren das Produkt einer Gesellschaft, in der die Klassenunterschiede geradezu ins Auge sprangen und all die Folter, Gefängnisse, Unterdrückung und Hinrichtungen waren für jene da, die sich gegen Armut, Leiden und Versklavung erhoben hatten.

Diese imperialistisch-orientierten Kapitalisten, mit dem Schah an ihrer Spitze, widersetzen sich dem Lauf der Geschichte. Sie wissen genau, daß das Ende der Klassengesellschaft gleichzeitig ihr eigenes Ende wäre.

Ja, bei unseren Gefängniswärtern konnten wir die Leiden der Versklavung entdecken. Diese Versklavung anzusehen, vermehrte unseren Haß gegen den Feind um das Hundertfache. Sie erinnerte uns daran, daß wir gegen das Elend, die Not und die Unterdrückung unseres Volkes kämpften und das macht jede Folter, jede Beleidigung und Erniedrigung erträglich. Wie konnte man diese Unterwürfigkeit der Wärter ertragen? Sogar, wenn er mir ein Glas Wasser gab, mußte er es zuerst dieser Schlampe anbieten, als Respektbezeugung. Es gab vieler solcher Szenen. Ich sagte mir: "Wer die Gegenwart nicht haßt, kann die Zukunft nicht lieben!"

Genosse! Denk ans Fliegen, Vögel sind vergänglich!+

In diesen Tagen, Anfang Sommer, war ein Genosse nach dem anderen verhaftet worden. Das geschäftige Treiben im Büro nahm kein Ende; die Folterknechte waren 24 Stunden am Tag beschäftigt. Man konnte rund um die Uhr die Schreie der Opfer unter der Folter hören. Die Folterknechte rannten ohne ersichtlichen Grund herum wie tolle Hunde. Das Weib zum Beispiel sprang auf, wenn es die Schreie der Opfer hörte, rannte auf den Korridor und schrie: "Du Hurensohn! Komm, rück doch vor der Folter heraus damit!"

In manchen Nächten betranken sich die "Leib-eigenen" und begannen auf dem Korridor zu schreien, stampften mit den Füßen, sangen Lieder, in denen sie die Namen der Genossen nannten und verhöhnten. Vierundzwanzig Stunden am Tag verbrachten sie in dem Gebäude, entweder folterten oder verhörten sie; sie schliefen nicht mehr als zwei, drei Stunden. Ich fand das sehr merkwürdig und fragte mich: "Ist es das, wofür sich die Polizei Tag und Nacht anstrengt: für ein reaktionäres Ziel zu arbeiten, ohne zu schlafen?"

Tatsächlich war es Geld, Position, Eigenliebe und ihre Neigung zum leichten Leben, was sie anspornte. Ich wünschte, die Genossen draußen würden erkennen, wie außerordentlich schwer ihre Aufgabe ist und daß sie, um so einem Feind gegenüberzutreten zu können, zehnmal härter arbeiten müßten. Ich war mir gegenüber kritisch, weil ich draußen gelegentlich faul gewesen war und meine Zeit mit unnützen Aktionen vergeudet hatte.

+ pers. Sprichwort, sinngemäß: Wenn auch einzelne sterben, der Kampf geht weiter!

Jedesmal, wenn sie jemand verhaftet hatten, sprangen sie vor Freude und wurden mit Geld überschüttet. Im Laufe eines Monats bekam das Weib dreitausend Toman (ca. 1000 Dm) allein für Überstunden und Extraleistungen!

Nach dem Zusammenstoß in der Niru Havai Avenue wurden einige Söldner befördert. Sie fielen regelrecht übereinander her: jeder wollte noch fähiger und fleißiger als der andere erscheinen, in der Hoffnung auf Macht und Auszeichnung. Ihre brutale Behandlung der Genossen war ein Zeichen der Unterwürfigkeit ihren Herren gegenüber. In diesem Jahr waren die meisten Verhaftungen von der Polizei durchgeführt worden, und das erfüllte sie mit Stolz.

Jedesmal, wenn der Schrei eines Opfers unter der Folter verstummte, freuten sie sich und sagten: "Gut, gut! Er hat gestanden! Dummer Kerl, wenn du es sowieso machst, hättest du es schon früher tun können.....!"

Während die Genossen gefoltert wurden, war mein ganzer Körper angespannt, doch ich bemühte mich, vor den Söldnern gelassen zu wirken. Sie sagten spottend: "Du siehst, wie deine Genossen (sie betonten höhnisch das Wort "Genossen") mit der Wahrheit heraussücken. Niemand ist mehr von euch übrig. Niemand kann sich gegen die enormen Kräfte der Regierung wehren. Schau, Mossadagh, der die Regierung unter Kontrolle hatte, konnte auch nichts ausrichten. Wie kann ein halbes Dutzend von euch die Regierung stürzen?" Ich antwortete: "Das glaubt nur ihr. Das ist nur der Anfang der Revolution und ihr könnt mir glauben, daß ihr die Grabesruhe und den Scheinfrieden der letzten Jahre nicht mehr beibehalten könnt. Alle eure Gefängnisse werden voll sein und es wird dort keinen Platz mehr geben. Ihr seid deswegen aufgebracht, doch

verleugnet ihr die Tatsache, daß gerade diese Situation beweist, daß die Zeit reif ist für die Revolution!"

Manchmal zitierte ich Genossen Pujan: "Wenn wir zu handeln beginnen, werden wir viele Genossen unserer Organisation verlieren. Es ist möglich, daß sogar die Organisation selbst zerstört wird. Doch das ist nicht wichtig, solange andere Organisationen den Kampf weiterführen. Wir sind stolz darauf, mit dem bewaffneten Kampf begonnen und damit die Totenstille, die unser Land einhüllte, durchbrochen zu haben!" Ich fügte hinzu: "Wenn wir auch sterben, bleibt der Weg doch bestehen."

Oft hörte ich während des Essens die Schreie der Gefolterten. Es fiel mir schwer, meine Gefühle zu kontrollieren und weiterzuessen. Ich fühlte, daß ich ihnen vor Augen führen mußte, wie unwichtig ihre Arbeit war und sie darauf auch nicht stolz zu sein brauchten, da wir all dies erwartet hatten; und daß unser Sieg am Ende sicher war, so wie der Tag auf die Nacht folgt.

Wenn niemand im Raum war und ich die Folterknechte hörte, ballte ich die Fäuste, knirschte mit den Zähnen, fühlte ein Würgen im Hals, ich erstickte vor Haß, ich war in einem Zustand, als würde ich gleich explodieren. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, und natürlich konnte ich auch nichts tun.

Wären meine Füße nicht gefesselt gewesen, wäre ich in die Folterkammer gerannt und hätte dem Genossen gesagt, daß er das nicht tun dürfe, was der Feind verlangte: nämlich reden. Sollte ich etwa von meiner Zelle aus rufen: "Genosse, denk an das Fliegen, Vögel sind vergänglich"! Wen könnte meine Stimme bei solchem Lärm erreichen?

Mich übermannte der Schmerz. Welch bittere Augenblicke! Ich fühlte, daß irgendetwas zum Vorteil des Feindes vor sich ging, -und konnte es nicht verhindern. Diese Unfähigkeit quälte mich sehr.

Schließlich kam ich dann in eine solche Gemütsverfassung, daß ich wünschte, die Folter möge nicht aufhören. Wenn man dem Feind von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, möchte man die herausfordernden Schreie des gefolterten Genossen hören, trotz aller Liebe für sie, man will das Schweigen nicht, wenn Kapitulation der Preis ist. Im Kampf geht die Liebe zu einem Genossen auf ein höheres Ideal über. Wenn er diesem Ideal den Rücken kehrt, wie kann man ihn dann noch lieben?

Ich muß hinzufügen, daß die Folter nicht immer mit der Schwäche der Genossen endete. Denn manchmal gibt ein Genosse eine falsche Adresse an, oder er verliert das Bewußtsein. Auf jeden Fall verwendet der Feind die Niederlage einiger Leute, um die Moral der anderen zu schwächen. Um das zu erreichen, erwähnt er konkrete Beispiele und unterstützt diese mit dem üblichen "freundlichen" Ge- rede. "Schau, du bist sehr einfältig. Hier denkt jeder an sich. Wenn sie draußen sind, reden sie groß, aber wenn sie hierherkommen, sagen sie alles. Man muß schon verrückt sein, für jemand anderen so viel zu ertragen!" So versuchten sie den Widerstand zu brechen. Die Söldner, diese Verräter des Volkes, konnten sich vor Freude nicht beherrschen, wenn jemand keinen Widerstand leistete. Ihre Augen leuchteten vor Gier nach Geld. So war es ihr größter Wunsch, jemand zu verhaften. Es war deutlich zu merken, daß die erschlagende Wirkung, einen Genossen zum Reden zu zwingen, nicht allein darin bestand, den

einen oder anderen Genossen verhaften oder gar töten zu können, oder eine geheime Unterkunft ausfindig zu machen, oder nur das Volk denken zu lassen: die Revolutionäre haben eine Niederlage erfahren, sondern auch darin, daß der Feind dadurch neuen Mut bekommt und folglich zu noch aggressiveren Maßnahmen greift und dadurch die Aktivitäten anderer Genossen draußen stark einschränkt. Darüber hinaus benutzt er solche Erfolge auch, um andere Gefangene zu demoralisieren und zum Reden zu bringen.

Meine Methode, die boshafte Reden und Sticheleien des Feindes zu bekämpfen, war, ihm nichts zu glauben, was immer er auch sagte. Ich sagte mir selbst: "Ich muß dem Feind gänzlich mißtrauen." Nichtsdestoweniger gab es Situationen, in denen ich einfach nicht meine Augen schließen und annehmen konnte, daß alles Lüge war. Einmal, als ich auf dem Weg zur Toilette war, begegnete ich einem Jungen, von Polizisten eskortiert, der in gebeugter Haltung und mit vergrämtem Gesichtsausdruck zum Waschraum ging. Als die Wärterinnen ihn sahen, befahlen sie sogleich, den Polizisten sich zu beeilen und befahlen dem Jungen: "Senk deinen Kopf!" Der Junge folgte dem Befehl wie ein Sklave. Ich fand diese Szene schockierend. Ich wünschte, ich könnte ihn schütteln und anschreien: "Schäme dich! Halt den Kopf hoch!" Ich konnte die Tatsache nicht übersehen, daß jemand nach einer halben Stunde oder Stunde Folter redete. Auch das war Wirklichkeit.

Vertrauen und Willenskraft werden über die Folter siegen

Es war unerträglich, die Selbstzufriedenheit des Feindes zu sehen, wenn jemand Schwäche gezeigt hatte. In solchen Augenblicken fühlte ich einen noch tieferen Haß und versuchte zu erkennen, warum manche nicht schweigen können, ob ihre Folter so unerträglich ist, daß ein Widerstand unmöglich wird. Dann dachte ich an den ans Unglaubliche grenzenden Widerstand einiger Genossen und fragte mich: "Gibt es eine ärgere Folter als die, die der mutige Genosse Nikdavoodi (16) erleiden mußte, der nachher an ihren Folgen starb ohne ein Wort zu sagen?"

Welche Folter konnte schlimmer sein als die, die Genosse Behrouz Dehghani ertragen hatte? Der Genosse ergab sich nicht trotz ärgster Folter und fügte dem Feind so eine Niederlage zu. Ist es nicht Tatsache, daß, nachdem der Feind die Djangal-Genossen⁺ aufs ärgste gefoltert hatte, er nach dem tapferen Widerstand dieser wahren Revolutionäre ihre Körper an Pfeiler gebunden und sie dann erschossen hatte?

Waren die Folterungen, die die Djazani Gruppe lange Zeit (17) erleiden mußte, weniger bestialisch als die der anderen Gefangenen? Und doch zeigten diese Genossen heldenhaften Widerstand und gingen mit hoch erhobenem Kopf daraus hervor. Es ist falsch, zu glauben, daß die eine Folter des Feindes weniger grausam ist als die andere. Ich halte es für meine Pflicht, an den heroischen Widerstand eines Genossen der Djazani-Gruppe zu erinnern. Nachdem der Feind alle erdenk-

⁺) Gemeint sind einige Mitglieder der Bergguerilla-Einheit, die den bewaffneten Kampf mit dem Siahkal-Aufstand begonnen hatten.

liche Folter versucht hatte und den Genossen trotzdem nicht zum Reden bringen konnte, brachte er die elektrische Platte herein und sagte voller Freude zum Genossen: "Nun werden wir dich draufsetzen, dann wirst du reden!" Der mutige Genosse, der sich infolge der Folterungen kaum bewegen konnte, hatte sich mit viel Mühe der Platte genähert und gesagt: "In Vietnam verbrennt sich ein Buddhist für seinen Glauben. Erwartet ihr wirklich von mir, einem Kommunisten, daß ich mich vor einer Elektroplatte fürchte?" Dann setzte er sich auf die Platte.

Bis dahin war ich mir des Mutes und der Kühnheit solcher Kämpfer nicht bewußt gewesen. Kämpfer wie Genosse Masoud Ahmadzadeh(18), Genosse Majeed Ahmadzadeh(19), der tapfere Mojahed Ali-Asghar Badi-Zadeghan(20), Genosse Abbas MEFTHAHI(21), Genosse Homayon Katirai(22), Genosse Gyrus Sepehri(23), Genosse Shahrokh Hedayati(24), Genosse Asghar Arab(25), Genosse Mohammed Taghi-Zadeh(26) und viele andere, deren Namen später neben den bereits erwähnten noch genannt werden.

Zum gleichen Zeitpunkt, als ich bei einigen mangelnden Widerstand sah und mir überlegte, ob deren Folterungen wirklich unerträglich gewesen waren, zwangen diese heldenhafte Kämpfer, die wirklich an die Freiheit des Volkes glaubten, mit ihrem außerordentlichen Widerstand, den Feind auf die Knie. Hiermit gingen sie ein in die Geschichte von Kraft, Willen und Überzeugung derer, die kämpfen.

Ich kann nicht umhin, immer wieder zu erzählen, was ich über Genossen Masoud Ahmadzadehs Widerstand unter der Folter ge-

hört habe: Nachdem er verhaftet worden war, wandte der Feind die grausamsten Foltermethoden an, um ihn zum Sprechen zu bringen. Es wurde alles an ihm ausprobiert - ohne Erfolg. Genosse Masoud war stets bestrebt, vor den anderen Genossen im Gefängnis - mir und zwei weitere Genossen, die ich später erwähnen werde, eingeschlossen - die äußerlichen Spuren, die die Folter hinterlassen hatte, zu verbergen. Er war in seinem Widerstand so unerschütterlich, daß er dachte, der bloße Anblick der Folterspuren könnte die Genossen erschüttern.

Der Genosse Masoud war einige Tage zusammen mit einem anderen Genossen in einer Zelle. In dieser Zeit hatte der Feind ihm mit glühenden Kochplatten tellergroße Wunden auf dem Rücken beigebracht.

Aber der Genosse Masoud versuchte dies vor dem Zellengenossen zu verbergen. Nur wenn der andere schlief, wechselte er das blutige und eitrige Unterhemd.

Eines Tages aber erwachte der Genosse und sah die Verletzung. Erschüttert rief er den anderen Gefangenen zu, wie bestialisch der Feind den Genossen gefoltert hatte. Genosse Masoud aber versuchte nur, ihn zu beruhigen; er wollte nicht, daß diese Nachricht sich verbreitete.

Die Versuche des Feindes, Genossen Masoud durch jede erdenkliche Folter zu brechen, waren fehlgeschlagen. Keine einzige Information über sich oder die Organisation war in die Hände des Feindes gefallen. Er behielt alle Geheimnisse über die Guerilla und die kämpfenden Genossen für sich. Sein Widerstand war so stark, daß sogar ein Oberhaupt der Armee, der sein Folterknecht war, nach dem Schei-

tern sämtlicher Versuche durch die Folter zum Ziel zu gelangen, zu ihm sagte: "Ihr seid unser Todfeind. Das weißt Du selbst auch. Aber ich habe Hochachtung vor Dir, und ich muß zugeben, daß ich jemanden wie dich nie gesehen habe."

Alle Folterknechte des Feindes waren dem Genossen gegenüber voller Ehrfurcht, und trotz all ihrer Barbarei behandelten sie ihn immer mit Achtung.

So bin ich in meinen Überlegungen zu dem Schluß gekommen, daß es verschiedene Gründe gibt, die jemanden unter der Folter Aussagen machen lassen, die für jeden verständlich und analysierbar sind. Wir stehen am Anfang des revolutionären Lebens, und die Bewegung befindet sich in ihrer ersten Phase. Es ist zwar richtig, daß wir in der Vergangenheit viele unserer Schwächen überwunden haben, aber sie ganz zu vernichten haben wir wohl noch nicht erreicht. In dem revolutionären Leben achten wir auch nicht allzusehr auf unsere Schwächen; vielleicht sind wir Optimisten und von daher nachlässig mit unseren Schwächen umgegangen. Wir üben nicht genug Selbstkritik und Kritik an unseren Genossen. Anstatt die Schwäche zu vernichten, die in uns steckt, decken wir sie zu. Aber auch das Leben draußen, außerhalb des Gefängnisses, erlaubt es uns nicht, solche Schwächen zu haben. Wenn wir gefangengenommen werden, foltert uns der Feind; er versucht mit verschiedenen Mitteln unsere Schwachpunkte herauszufinden; wir werden isoliert und darin entsteht eine günstige Situation für das Wiedererwachen alter Schwächen. Wenn diese Schwächen sich entwickeln, sind wir schließlich nicht mehr imstande, gegen sie zu kämpfen, und so ist es möglich, daß ei-

nige Verrat begehen. Deshalb müssen wir immer hart sein mit uns selbst, Selbstkritik üben und permanent gegen unsere Schwächen kämpfen, versuchen sie zu vernichten und nicht dem Feind durch die Entdeckung einer Schwäche die Möglichkeit geben, diese zu seinem Vorteil auszunutzen. So können wir ganz sicher und überzeugt sein, daß die Kraft unserer Überzeugung und unser Wille stärker ist als alles andere und daß niemand sie brechen kann.

Stärkung der Willenskraft der Genossen ist die Pflicht jedes Revolutionärs im Gefängnis

Ich wußte, daß Taten der Propaganda notwendig waren. Einige Zeit nachdem ich den schwachen Jungen gesehen hatte, sah ich einen Genossen auf dem Korridor. Er hielt seinen Kopf hoch und sah sich mit einem glücklichen und frohen Ausdruck um. Er war sehr erfreut, als er mich sah. Wir lächelten einander zu und grüßten uns bewegt. Wir wußten nicht, was wir in diesem Augenblick zueinander sagen sollten, um unseren Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Mich an den anderen Jungen erinnernd, sagte ich zu diesem mir unbekanntem, aber dennoch vertrauten Genossen: " Genosse! Bleib immer fröhlich! " Es kann sein, daß nur ich wußte, was ich meinte.

In diesen Tagen sprachen die alten Weiber immer über den Besuch, den Alam, dem Gefängnis abstaten wollte. Sie sagten, daß er vielleicht meine Zelle besichtigen würde und ich dann aufstehen und mich höflich benehmen sollte! Ich konnte es nicht ertragen, diese Reden anzuhören. Der Gedanke, einen dieser Vampire zu sehen, die das Blut tausender Arbeiter und Bauern auf dem Gewissen haben und die auf deren Kosten ihren Ausschweifungen fröhnen, erfüllte mich mit Wut. Ich wußte, wenn ich ihm gegenüberstünde, würde ich alles daransetzen, ihn anzugreifen.

Bei der Erwähnung seines Namens kam mir der Gedanke, warum ich z.B. Khatayi nicht die Augen auskratzen sollte? Könnte ich nicht

[†]Einer der ergebensten Diener der Pahlavi-Dynastie. Er war ein Minister des Verräters Schah. Außerdem war er einer der berüchtigsten Feudalherren. Nach der "Landreform" wurde er einer der größten Kompradorenbourgeois im Dienste der Imperialisten.

einen von ihnen töten oder wenigstens schwer verletzen? Wäre das nicht Propaganda, die die Moral der Genossen heben würde? Nachdem ich mir diese Fragen gestellt hatte, kam ich zu dem Schluß, daß es keinen Grund gäbe, so etwas nicht zu tun. Im Falle Khatayis beschloß ich ihm die Augen auszukratzen, wußte aber nicht wie. Ich dachte, daß ich das mit meinen Händen machen könnte und wollte es zuerst an meinen Augen versuchen. Doch schien das ziemlich schwierig, ja fast unmöglich. Als Khatayi einmal in meiner Nähe saß, beobachtete ich ganz genau seine Augen, um zu sehen, ob es möglich wäre. Ich bemerkte, daß es so, wie ich es geplant hatte, nicht möglich war. Ich sah Khatayi nie wieder in meiner Zelle. Es war nur Makhafi, der von Zeit zu Zeit in meine Zelle hereinschaute.

Ich überlegte mir, ihm ein Glas ins Gesicht zu schleudern. Als er einmal bei mir saß, fragte ich den Polizisten nach einem Glas Wasser, das er mir dann auch brachte. Makhafi wandte sich in der Zeit der Frauen zu und unterhielt sich mit ihnen. Ich wartete, daß er sein Gesicht so drehte, damit ich ihn mit einem Schlag blind machen konnte. Ich trank ein bißchen Wasser, währenddessen wurde er hinausgerufen.

Würde sich die Gelegenheit ergeben, erachtete ich es als meine Pflicht, etwas in der Art zu tun. Täte ich es nicht, würde ich ein schlechtes Gewissen haben. Als Makhafi aufstand und hinausging, war ich richtig unglücklich und beschloß, es das nächste Mal zu tun. Doch ich hatte nie wieder eine zweite Chance. Sie kamen jetzt seltener in meine Zelle und standen dann auch nur kurze Zeit an der Tür.

Es war die Zeit der vielen Verhaftungen. Die Folterknechte waren vollauf mit ihren

Verbrechen beschäftigt. Die ständigen Verhaftungen und Folterungen der Genossen brachten mich in Wut. Ich wurde streitsüchtig und herausfordernd. Die Frauen, die mich einige Zeit in Ruhe gelassen hatten, begannen nun wieder, mich in der schon geschilderten Weise zu behandeln: sie fesselten meine Hände, ließen die Toilettentür offen, befahlen den Polizisten mich auf dem WC zu beobachten, lachten mich aus,.....

Die ersten Tage der Verhaftung waren schon lange vorbei, als mich die Weiber fesselten und schlugen und ich nichts anderes tun konnte als schimpfen. Nun, da die Offiziere nicht mehr hereinkamen, mußte ich aus Propagandagründen die Weiber strafen. Ich fragte mich, welche Konsequenzen es für mich nach sich ziehen würde, wenn ich sie einmal schlug. Ich kam darauf, daß das eine eigennützige Frage sei und deshalb falsch. Daher fragte ich mich, ob es richtig wäre, es zu tun und welchen Effekt es auf die anderen Genossen haben würde. Eines aber wußte ich gewiß: wenn ich das täte, was sie von mir verlangen wäre mein Leben sinn- und ziellos. Ich faßte einen Entschluß und wartete geduldig auf eine Gelegenheit, den Plan auszuführen.

In der Zwischenzeit wurden die beiden Weiber den Genossen gegenüber immer frecher und dreister. Genossin Daneshgani (27) war gerade verhaftet worden, und die Weiber begannen über uns Witze zu machen geradeso wie es ihre Zeitungen gerne hatten, denn sie waren unfähig, etwas weiter zu denken, als sie es in diesen Zeitungen lasen.

Ich fühlte, daß ich ihnen schnell eine Antwort geben mußte. Eines Tages, als wir im Waschraum waren und das Weib geschäftig ihre Befehle gab, "wasche die Hände nicht in

diesem Becken! Wasche sie hier..", und so weiter, warf ich mich auf die Schlampe und schlug sie so fest ich konnte! Dieses Weib, das sonst so gerne mit seiner Kraft prahlte, hatte solche Angst, daß es sich in eine Ecke verkroch und nicht einmal um Hilfe schrie. Der Polizist war so verwirrt, daß er, anstatt mich zu fesseln, das Weib festhielt. Ich fuhr fort, sie zu stoßen und zog gleichzeitig ihren Kleiderkragen zu, um sie zu erwürgen. Durch den Aufruhr im Waschraum wurden die Offiziere herbeigelockt. Sie überwältigten mich und trugen mich in die Zelle zurück. Dort begannen sie mich brutal zu schlagen, doch aus Zufriedenheit über das, was ich getan hatte, fühlte ich keinen Schmerz. Ich hatte ihre Reaktion natürlich erwartet und nahm sie deshalb nicht mehr wichtig. Sie legten mich auf das Bett und schlossen meine Hände mit Handschellen so fest es ging an das Kopfende des Bettes und banden meine Füße mit einem Strick ans Fußende. Farid, der sogenannte höfliche Folterknecht der Polizei und Niktab schlugen mich ins Gesicht. Mit der äußersten Hilflosigkeit von Menschen, die keine andere Möglichkeit mehr sehen, um ihre Wut abzureagieren, boxten sie auf mich ein. Da meine Hände ans Kopfende gefesselt waren, war ihnen das leicht möglich. Nach einiger Zeit verließen sie die Zelle. Die Stricke um meine Knöchel waren so fest, daß meine Füße blau wurden. Ich hatte große Schmerzen in den Knöcheln und auch in den Handgelenken. Ich konnte den Kopf kaum bewegen, da meine Arme eng mit Handschellen an das Kopfende gebunden waren. Mich überkam eine sonderbare und schmerzhaft Müdigkeit. Man hatte mich so mit einem Wärter alleine gelassen. Ich fühlte mich sehr glücklich, aber dem Polizisten schien es sehr unbehaglich zu sein. Er versuchte, die Fesseln ein bißchen zu lockern. Er war bestrebt, etwas für mich zu

tun, ging hinaus und kam mit einem Glas Wasser zurück. Er half mir trinken und sagte: "Warum machst du dir solche Unannehmlichkeiten..." Er wiederholte das wie ein Bruder, der es als seine Pflicht ansieht, die Schwester zu beraten.

Nach drei oder vier Stunden betraten einige Folterknechte schimpfend und Witze reißend den Raum, und trugen mich mit dem Bett hinaus. Sie blickten mich haßerfüllt an. Es waren Monouchehri (Pseudonym Azghandi), der mich verhaftet hatte, Nakhjavani, das Schwein mit seinen hervorquellenden Augen, Niktab mit seinem üblichen hilflosen Blick, Farid, Mahkfi, Khatayi, Amiri...

Man trug das Bett durch den langen Korridor. Wenn jemand sagte: "Vorsichtig! Halte es ordentlich, es kann fallen", dann sagte ein anderer: "Ah, keine Angst, sie ist sie eine Katze mit sieben Leben". Ich nahm an, daß sie mich in die Folterkammer bringen. Ihre Reden hatten eine stärkende Wirkung auf mich und ich schrie sie an: "Wenn ihr mit dem Katzenleben Widerstand leisten und vor euch nicht zu Kreuz kriechen meint, dann möchte ich gern eine Katze mit sieben Leben sein". Sie gingen noch einige Stufen hinunter und dann vernahm ich ein Geräusch, das sich wie das Starten eines starken Motors anhörte. Es kam mir seltsam und ungewöhnlich vor. Die Wärterinnen hatten mir schon von Einzelzellen erzählt, die an Wassersysteme mit kochendem oder eisigem Wasser angeschlossen seien. Ich dachte, daß das Motorengeräusch vielleicht aus diesen Zellen kam. Sie öffneten die Tür eines dunklen Raumes, stellten mit viel Lärm das Bett hinein und sperrten wieder zu. Ich lag da und erwartete, daß heißes oder kaltes Wasser unter mein Bett rinnen würde. Ich versuchte

meinen Kopf zu bewegen, um zu sehen, wo ich war, aber ich konnte nichts sehen. Ich konnte nur etwas Buckelförmiges erkennen. Gelegentlich sah jemand durch das kleine Loch in der Tür. Ich freute mich über meine innere Ruhe. Ich wußte, wenn sich kaltes oder heißes Wasser über mich ergießen würde, daß das meine Solidarität für das unterdrückte Volk, das tagtäglich mit viel schlimmerem Leid ringen muß, verstärken würde. Ich erinnerte mich an jenen Arbeiter in Ahwaz, der für ein Stück Brot am Tag bei Sommertemperaturen von 50 Grad neben dem Schmelzofen arbeiten mußte, oder an jene armen und unschuldigen Kinder aus Täbriz, die im Winter 1970 auf dem Weg zur Schule erfroren, da sie keine warmen Kleider hatten, oder an Hunderte von Bauern rund um Täbriz, die jedes Jahr erfrieren. Ich wußte, die Foltern im Gefängnis waren lediglich kurzfristige Beispiele der langwierigen und andauernden Foltern, die das Volk zu erleiden hatte. Alle Arten der Folter die die Armen und ich zu ertragen hatten, hielt ich mir vor Augen, und ich kam zu dem Schluß, daß es im Gefängnis gar keine Folter gibt, die schlimmer ist als die Leiden, die ich die Leute habe ertragen sehen, Menschen, die ich so gerne hatte und immer lieben werde.

Nach einiger Zeit - ich weiß nicht wie lange - öffnete ein Polizist die Tür. Sein Gesicht kam mir bekannt vor, es war derjenige, dessen Zuneigung ich bereits erwähnt habe. Ich hatte ihm schon früher gesagt, was ich mit der Wärterin vor hatte. Als er mich sah, sagte er vorwurfsvoll: "Ich sagte dir doch, daß du das nicht machen solltest"! Dann schaute er hinaus und sagte einem anderen Polizisten, er solle aufpassen. Er kam dann zurück und lockerte meine Fesseln ein wenig.

Ich wurde bis zum Abend allein gelassen, abgesehen von den gelegentlichen Blicken, die die Polizisten durch den Spion warfen. Währenddessen hörte ich schreien und schlagen und wieder dieses Motorengeräusch. Ich war neugierig und wollte wissen, woher das Geräusch kam. (Später erfuhr ich, daß das der Motor des Ventilators war, der das Gefängnis kühlte). Das Schreien und Schlagen brachte mich auf den Gedanken, daß es sich hier um Zellen handelte, in denen meine Genossen ununterbrochen gefoltert und nie in Ruhe gelassen werden- die "furchterregenden Zellen", von denen die Frauen so gerne erzählten.

Der Wärter öffnete am Abend die Tür (er war ein Polizist vom Geheimdienst, der Shokr hieß). Er sagte: "Hallo", und fragte mich, wie es mir ginge. Ich sah ihn gleichgültig an. Er tat überrascht und fragte mich noch einmal: "Was ist passiert? Warum hat man dich hierhergebracht?" Ich fragte ihn: "Soll ich dir über deine eigenen Handlungen Rechenschaft ablegen?" "Nein, wirklich, das hat nichts mit mir zu tun", antwortete er. (Natürlich haben sie nie etwas mit Dingen zu tun, sie sind sehr nette Leute wie Farid!!!!)

"Ich habe gehört, daß du die Dame geschlagen hast. Aber ich will so eine Lüge nicht glauben", sagte er. Wegen der qualvollen Schmerzen in meinem Nacken, meinen Handgelenken und Knöcheln (mir kam es vor, als würden die Stricke meine Knochen durchschneiden) und aufgrund der Tatsache, daß ich angekettet war, sprach ich ruhig mit ihm. Doch es machte mich sehr unglücklich, zusätzlich zu den Schmerzen mit so einem Folterknecht reden zu müssen. Ich wollte, daß er die Zelle verläßt. Er kam näher, berührte die Fesseln und fragte: "Tut es

weh?" Ich sagte nichts. Er lockerte die Fesseln, so daß ich merken sollte, daß er es eigentlich nicht durfte, es aber aus Freundlichkeit tat. "Du wirst dich jetzt besser fühlen", sagte er. Ich antwortete: "Von besser ist nicht die Rede, aber wenn du meine Meinung wissen willst, so sollst du meine Fesseln ganz entfernen. Es ist mein Recht, einen Feind des Volkes, einen Folterknecht zu schlagen, der Feind des Volkes soll in Ketten gelegt werden, nicht ich." Ich wollte ihm zu verstehen geben, daß er den Befehl hatte, meine Fesseln zu lockern. So fragte ich etwas anderes: "Kannst du die Fesseln aufmachen und auf der anderen Seite des Bettes befestigen?" Natürlich durfte er das nicht ohne Befehl des höheren Tieres. Nach einer halben Stunde kam ein anderer Polizist mit dem Namen Golshahi herein und spielte mir Ähnliches vor. "Warum haben sie deine Hände oben zusammen gebunden?" fragte er. "Das muß schmerzvoll sein! Nun, laß mich deine Fesseln entfernen und deine Hände an die Seite des Bettes fesseln. Ja... so...".

Ich weiß bis heute noch nicht, warum sie das für notwendig erachteten, dieses Theater zu spielen. Machten sie das tatsächlich selbstständig? Später spielten die beiden zu ihrer eigenen Belustigung dieses Spiel weiter, denn sie glaubten, ich sei darauf hereingefallen.

Diese niedrigen Knechte, die ihre Begierde nicht einmal innerhalb des Gefängnisses im Zaume halten konnten, verlängerten die Zeit des Fesseln und Entfesseln, um des eigenen innerlichen Vergnügens willen, das sie dabei hatten. Bei solchen Auftritten warf ich meinen Kopf zurück, sah sie scharf an, und sagte ihnen im Befehlston: "Hände weg!" So gebot ich ihren entarteten, verdor-

benen Gedanken Einhalt. Das Ergebnis war
wirklich positiv.

ERINNERUNGEN AN DAS LEBEN IN EINZELHAFT

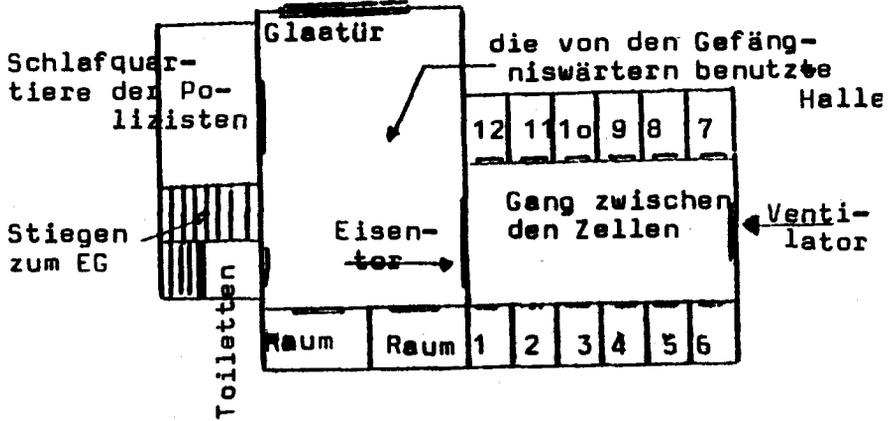
Das Tiefparterre des Polizeihauptquartieres

Das Informationsbüro des Geheimdienstes ist ein dreistöckiges Gebäude. Während des Jahres, in dem ich dort gefangengehalten war, waren im ersten Stock viele Beamte mit Paßangelegenheiten beschäftigt. Die Folterkammer, das Zimmer des Leiters und die Zellen der Gefangenen waren im Erdgeschoß. Diese Räume wurden früher von Geheimdienstleuten benutzt, aber da die Zahl der Gefangenen anstieg, wurden sie in diesem Jahr als Zellen hergerichtet.

Der Keller war früher offensichtlich für die Registratur und Ablage benutzt worden. In diesem Jahr jedoch bauten sie 12 dunkle, feuchte Zellen ein, jede 2 x 1.5 Meter groß. In einigen von ihnen lag nur ein grober Teppich, in anderen gab es Betten, an die die Gefangene gefesselt wurden. Die Zellen hatten kleine Blechtüren mit einem Guckloch und sie waren nur von außen zu versperren. Oberhalb der Tür war ein rechteckiges Mauerloch, das von einem Maschennetz bedeckt war, in dem ein kleines schwaches Licht brannte. Es waren zwei Reihen mit je sechs solcher Zellen; dazwischen ein schmaler Gang, in dem die Polizisten auf und ab gingen. Ein großes, eisernes Tor trennte diesen Gang von dem Raum, den die Gefängniswache benutzte. Dort gab es ein großes Zimmer, in dem die Polizisten schliefen und zwei weitere Räume, die von den Wachen benutzt worden waren und später für die Wärterinnen bereitgestellt wurden. Es gab auch eine Tür mit Milchglasscheiben, die auf den Hof hinausging. Auf der anderen Seite der Halle waren Stufen, die ins Erdgeschoß führten.

Der Keller im Polizeihauptquartier

Hof



Jetzt haben sie auch draußen im Hof Zellen gebaut. Im Moment gibt es im Ganzen 25 oder 26 Zellen; das alles stellt einen Teil des Komitees (gemeinsames Gremium der SAVAK und der Polizei) dar. In jeder Zelle befand sich ein Gefangener. Einige Genossen mit schweren Brandwunden und gebrochenen Gliedmaßen waren an die Eisenbetten gefesselt. Die Polizisten gingen ununterbrochen auf dem Gang zwischen den Zellen hin und her. Als ich meine neue Umgebung betrachtete, bemerkte ich, daß ich nur mit den Polizisten zu tun hatte. Ich blickte mich in der Zelle um und war glücklich, nach zwei Monaten zum ersten Mal allein zu sein. Welch ein unerwartetes Geschenk! Ich war ganz für mich allein, ohne Lärm und ohne die Wärterinnen. Zur Essenszeit entfernten sie meine Fesseln und ich aß mein Abendessen. Sie brachten mir einige unreife Marillen; das überraschte mich. Ich wollte sie nicht annehmen. Ich glaubte, sie gehörten dem Wärter. Aber dann sagte man mir, daß sie zur Ration der Gefangenen gehörten. Ja, sie waren sehr bestrebt, daß die Gefangenen Vitamine bekamen: zerquetschte Trauben, faule Gurken und saure Melonen.

Spät in der Nacht wollte ich auf die Toilette gehen. Ich wartete, bis ein Polizist durchs Guckloch schaute und bewegte dann meinen Kopf; er öffnete die Tür und ich sagte ihm, was ich wollte. Er sagte nichts, schloß schnell wieder die Tür und ging weg. Nach einer halben Stunde hörte ich die befehlende Stimme der Wärterin, die ihm anordnete, meine Handschellen zu öffnen. Draußen wollte ich mich ein bißchen umsehen, doch die Polizisten bildeten einen Ring um mich und die Frau befahl, mich festzuhalten. Sie hielten mich so fest, als hätten sie Angst, daß, wenn sie locker ließen, ich mich in Luft auflösen würde. Die Frau führte diese Prozession in Richtung Toilette; ich versuchte die Polizisten beiseite zu schieben, indem ich mit Armen und Beinen um mich stieß. Bei der Tür zum Waschraum ließen sie mich los und entfernten sich mit einem peinlichen Ausdruck im Gesicht ein Stück von der Toilette.

"Komm, beeil dich!" schrie sie.

"Ich habe den Polizisten gesagt, sie sollen sich weiter wegstellen", antwortete ich.

"Nein, die müssen genau hier bleiben!"

schrie sie wieder. Ich blickte sie an und befahl ihr mit drohender Stimme: "Sag ihnen, daß sie weggehen sollen!"

"Hör mal, es ist wie es ist, ob du willst oder nicht", schrie sie. "Von nun an gehst du so zur Toilette. Du verdienst nicht mit Respekt behandelt zu werden!" Ich warf ihr einen haßerfüllten Blick zu und sagte: "Du glaubst, du kannst mich auf diese Weise verletzen, du Schlampe!" Sie zersprang fast vor Wut und sagte zu den Polizisten: "Führt sie zurück!" und zu mir: "Du gehst entweder so zur Toilette oder gar nicht!"

Ich kam zurück in die Zelle, dort fesselten

sie wieder meine Arme und Beine und gingen hinaus. Ich erinnerte mich an den heldenhaften Arani (28), und wie sie diesen großen Revolutionär in eine kleine Zelle gesteckt hatten mit nur einem Stück trockenem Brot.

Die Tür öffnete sich noch einmal, und diesmal war es die zweite Frau. Mit idiotischem Stolz gab sie den Polizisten die Schlüssel und befahl ihnen, mir die Fesseln abzunehmen. Ich ging von zwei Polizisten und der Frau begleitet auf die Toilette. Dieses Mal blieb sie bei der Tür stehen wie gewöhnlich und lehnte die Türe an. In der Zelle fesselten sie mich jetzt nicht mehr ans Bett, sondern banden mir Hände und Füße lockerer als vorher.

Diese Nacht kamen Niktab und Farid in meine Zelle und fragten mich, weshalb ich mich so benommen hätte. "Wir wollten dir die Hülle auf Erden bereiten, aber die Dame hielt uns zurück...und..." Ich sagte kein Wort und schaute sie nicht einmal an. Auf dem Weg hinaus, mußte Niktab seinem Namen "niktabi"⁺ wieder alle Ehre machen, so ergriff er die Kette, die meine Beine fesselte und knallte sie fluchend gegen das Bett.

Ich schlief die Nacht durch und wurde am Morgen von einem Klopfen an der Wand geweckt. Es kam von der Nachbarzelle. Es war ein Genosse, der mir Guten Morgen sagte. Ich war außer mir vor Freude. In einem Gefängnis, wo man umgeben ist von Feinden und niemand anderen zu Gesicht bekommt als sie, freut man sich schon über das Klopfen eines Genossen und wünscht, daß es immer anhalten würde. Der Genosse klopfte sehr fest und wollte, daß ich ihm antworte, aber ich war an mein Bett gefesselt, weit weg von der Wand und konnte daher nicht einmal mit dem Kopf

⁺ die wortgetreue Übersetzung lautet: einer mit einem guten und charmanten Wesen. 144

gegen die Wand schlagen. Doch ich antwortete, indem ich meine Ketten an den Füßen schüttelte. Nach dem Frühstück, bestehend aus einem Stück Brot, etwas Käse und einer großen Schale Tee, begann ein neuer Wärter die Zelle zu untersuchen. (Die Wärter und Polizisten wurden alle 24 Stunden abgelöst). Er öffnete die Tür und kam herein. Er war ein Türke von 45 - 50 Jahren und wurde Farhang⁺ genannt. Er versuchte freundlich zu sein und sagte: "Wir Türken sind ein bißchen zu temperamentvoll und verlieren immer zu schnell unsere Beherrschung..." Er fügte hinzu: "...ich sagte diesen Verhörern, sie sollten mich eine Zeit mit dir reden lassen, ich werde dich schon auf den richtigen Weg bringen, sodaß du dem Schah einen Brief schreibst..."

Ich war ganz erschüttert. "Was?! Was hast du gesagt! Dem Schah einen Brief schreiben?" Plötzlich war ich mit Haß erfüllt und erinnerte mich an den Verräter, der einen Brief an den Schah geschrieben hatte. Das zu tun und eine solche Schande auf sich zu nehmen wäre die schlimmste Erniedrigung und das größte Elend. Ich zitterte vor Haß und Rache. Ich sah Farhang an und begriff, daß ich meine Zeit vergeudete, mit solch einem Idioten zu diskutieren. Gleichgültig sagte ich zu ihm: "Was zum Teufel willst du? Offensichtlich hast du keine Ahnung...Du bist total verrückt, alter Trottel..." - "Du wirst sehen...", sagte er frech, "nach einiger Zeit wirst du draufkommen".

Mein Genosse klopfte andauernd an die Wand. Von Zeit zu Zeit klopfte er auf dem Weg zur Toilette an meine Tür und sagte etwas, oder ich hörte andere schreien: "Ein Glas

⁺"Farhang" bedeutet übersetzt "Kultur"

Wasser, Offizier!" "Wie spät ist es", und so weiter. Welch ein netter Ort. Die Genossen konnten einander hören und damit Selbstvertrauen und Solidarität spüren. Wir konnten die Reaktion jedes einzelnen auf den Feind und auf die Polizisten hören. Da ich jetzt allein in meiner Zelle war, konnte ich einen Zeitplan aufstellen. Ich konnte Finger-, Zehen- und Nackenübungen machen. Ich konnte Gedichte rezitieren und über verschiedene Themen zusammenhängend nachdenken.....

Ungefähr zu Mittag kam Farhang wieder in meine Zelle und gab mir Ratschläge. Welch ein idiotischer und frecher Mensch. Wenn er nur ahnte, daß mit irgendeiner Sache Profit zu machen war, war er schamlos genug, sie zu tun, und nichts und niemand hätte ihn dabei aufhalten können.

Als Obersergeant gehörte er zu den treuesten Kettenhunden des Hofes, er war furchtbar stolz darauf, einmal mit dem Schah und seiner Familie nach Täbriz gefahren zu sein. Gleichzeitig war er auch Grundstücksmakler. Er begann über die Wärterin zu reden und bildete sich ein mich mit ihr versöhnen zu können. Ungeachtet dessen, was ich mir vorgestellt hatte, war die Frau gar nicht so böse über das, was ich ihr getan hatte - aus dem zu schließen, was sie anderen erzählt hatte, war sie anscheinend stolz auf diesen Vorfall.

Farhang kehrte am Abend zurück und sagte mir, daß die Weiber in meine Zelle kommen wollten, falls ich sie nicht beschimpfen werde. "Was sagst du dazu? Können sie kommen?" fragte er. Ich war in Verlegenheit. Ihr Kommen oder Gehen ging mich nichts an. Ich hatte nicht vor, sie zu beschimpfen, sagte aber Farhang, daß ich keinen

Grund sah, weshalb sie in meine Zelle kommen sollten. Mir waren sie gleichgültig. Daß sie meinen Angriff persönlich genommen hatten, war nicht wichtig. Sie kamen trotzdem herein und wir starrten uns gegenseitig an. Schließlich sagte sie zu Farhang: "Du mußt wissen, Farhang, ich habe immer gesagt, daß Ashraf wie meine eigene Tochter ist. Ein bißchen unbeherrscht....", und solche Sprüche. Ich wußte, daß sie eine Entschuldigung erwartete, und so sagte ich: "Nein, ich habe das nicht unüberlegt getan, ich hatte alles vorher geplant".

Ab dem folgenden Tag nahmen sie mir die Fesseln an den Füßen täglich eine Stunde ab. Das ermöglichte mir, auf das Klopfen des Genossen mit meinen Füßen zu antworten. Der Genosse klopfte den Takt der Melodie "Oh Genosse" an die Wand, und ich antwortete zur Mittagszeit, als meine Hände frei waren.

Ein Kämpfer ist niemals allein

An einem schwülen Nachmittag, als ich auf dem Rücken lag, war mir sehr heiß. Der Schweiß auf meinem Rücken verursachte mir einen brennenden Schmerz und ich versuchte mich zu bewegen, um meinen Rücken abzukühlen. Nach einer Weile dachte ich, gut, zur Hölle damit, legte mich zurück und begann ein Lied zu singen:

"Wenn der Feind fragt, wo Amir⁺ ist, deute ich auf meine Brust und sage, Amir ist in meinem Herzen, er kämpft noch immer." Ich ersetzte Amir durch andere Namen wie Samad, Behrouz, Djavad, Rahmad.... und sang weiter. Ich drehte meinen Kopf zur Wand und als ich die Linien darauf ansah, erinnerte ich mich an den heldenhaften Kampf, an dem Genosse Pujan und Genosse Payrove Naziri teilgenommen hatten. Von den Frauen im oberen Stockwerk hatte ich von ihrem Verhalten während dieser Auseinandersetzung gehört. Auch wenn sie sehr froh über den Tod der Genossen waren, (besonders über den des Genossen Pujan, der Mitglied des Zentralkomitees der Organisation gewesen war und eine wichtige Rolle bei seiner Gründung gespielt hatte), waren sie unfähig, ihre Bewunderung und ihren Respekt für die Genossen zu verbergen, für die mutige Haltung, mit der sie dem Feind entgegengetreten waren. Von dieser Schlacht wußte jeder. Die Söldner waren von dieser ersten Stadtguerillaschlacht so verwirrt worden, daß sie von ihr nur wie von einem unglaublichen Märchen sprachen. Sie fluchten und sagten: "Diese Bastarde hatten überhaupt keine Angst trotz der schwer bewaffneten Polizei. Und wie lange sie Widerstand geleistet haben!"

⁺Genosse Amir Parvis Puyan

Ich konnte mir die Genossen lebhaft vorstellen, wie sie entschlossen und voll Haß und Rache gegen den Feind kämpften und revolutionäre Parolen riefen. Ich fühlte mich sehr glücklich. Auch konnte ich mir den Feind vorstellen, der hilflos gegen diese tapferen Kämpfer war. Auch wenn der Feind durch unseren Fehler eine Adresse erfuhr, so blieb es ihm nicht erspart, dort den bewaffneten Guerilleros entgegenzutreten, und am Ende erbeutete er nur Leichen. Voll Erregung und Haß drehte ich meinen Kopf weg und murmelte: "Oh, Haß! Du bist genauso wichtig wie die Liebe! Und dann sang ich das Lied "Revolte".. zu einer Melodie von Koue Oghli.

Wie die Genossen die Stille der Zelle durchbrechen

Es war drei Uhr Nachmittag. Der Lärm der Wachablösung erfüllte den Keller. Ich hörte eine Stimme: "Wie heißt du?" und dachte, ein Polizist spräche mit einem Gefangenen. Aber die Frage wurde immer wieder gestellt. Es war draußen so laut, daß sich die Stimme fast verlor. Ich hörte ein lautes Klopfen an der Wand und diese Stimme klang in meinen Ohren: "Wie heißt du?" Erst dann verstand ich, daß mein Nachbar im Schutz des Lärms draußen mit mir sprach. Das war eine gute Idee von ihm; ich hatte nicht daran gedacht. Wir tauschten unsere Namen aus und erzählten uns, warum wir verhaftet worden waren. Wir fragten einander, ob wir uns nicht dem Feind ergeben hätten. Draußen wurde es still und wir hörten auf zu reden. Als ich zur Melodie von "Oh, Genosse" zu pfeifen begann, klopfte er laut an die Wand. Ich hörte auf und wartete, um zu erfahren, weshalb er geklopft hatte. Ich fing wieder an zu pfeifen und hörte das Klopfen wieder. Ich verstand, daß ich nicht pfeifen sollte, wußte aber nicht, warum nicht und wollte ihn ein anderes Mal fragen.

Nach einer Weile hörte ich den Genossen die Melodie "Oh, Genosse" pfeifen. Er pfiff die erste Zeile und ich folgte mit der zweiten, und so pfiffen wir zu Ende. Ich hörte den Wärter ärgerlich sagen: "Wer pfeift diese dumme Melodie! Wo glaubt ihr, daß ihr seid? Auf einer Party?" Ich hörte ihn den Gang entlanggehen. Dann erfuhr ich, weshalb der Genosse immer klopfte, wenn ich pfiff. Er war an den Händen nicht gefesselt und konnte so beim Guckloch hinausschauen, und sehen, wenn jemand kam. Ich erkannte, daß hier die Wärter versuch-

ten, jegliche Kommunikation unter den Gefangenen zu vereiteln, damit sie sich ganz isoliert fühlten. Ich fand, daß man gegen diese Wünsche des Feindes kämpfen mußte, das Pfeifen war eine Möglichkeit. Durch das Pfeifen konnten wir untereinander Kontakt aufnehmen und unsere Moral stärken. Ich hörte die Schritte der Wärter sich entfernen und begann wieder zu pfeifen. Dieses Mal freute ich mich über einen weiteren Genossen, der mitmachte. Wir drei piffen weiter. Der Wärter kam zum Abendessen herein, er löste meine Handschellen und ging in die anderen Zellen. Da ich nicht mehr ans Bett gefesselt war, nutzte ich die Möglichkeit, zur Wand zu gehen und eine Botschaft zu klopfen. Der Genosse klopfte die Antwort, eine revolutionäre Melodie. Sobald ich Schritte hörte, ging ich von der Mauer weg. Sie brachten das Essen, das aus Spalterbsen, zwei Stück Auberginen in einer Brühe und einem Stück Brot bestand.

Die Zahl der Gefangenen, die mitpiffen, stieg an. Man konnte von allen Enden pfeifen hören und für die Wärter war es schwer, zu wissen, woher das Pfeifen kam. Das war unsere Art, sie zu ärgern. Sobald sie sich einer Zelle näherten, verstummte das Pfeifen und ertönte aus einer anderen Zelle.

An einem Badetag ließen sie die Gefangenen für 10 Minuten aus ihren Zellen heraus und brachten sie dann wieder zurück. Draußen rasierten sie die männlichen Genossen, die dann nur noch 5 Minuten fürs Baden Zeit hatten. Das gab wieder einen Tumult und es fand sich eine gute Gelegenheit, mit dem Genossen in der Nachbarzelle zu reden. Mein Nachbar war ein Mitglied der Arman Khalgh Gruppe (29). Ich fragte ihn über ihre Strategie aus. Wir sprachen über ver-

schiedene Dinge und fühlten eine Art Freundschaft zwischen uns. Unser Gespräch dauerte nicht lange. Die Polizisten hörten uns reden und versuchten herauszubekommen, woher das kam. Der Genosse klopfte ein Warnsignal und sagte: "Morgen....." Aber am folgenden Tag wurde er in ein anderes Gefängnis gebracht.

Wir werden siegen

Eines Tages hörte ich in der Zelle neben der Tür eine weibliche Stimme. Es war nicht die Stimme einer Wärterin. Konnte es Genossin Feran[†] sein? Ich riet richtig. Genossin Roghiye wurde in die Zelle Nr.1 neben dem Eisentor gebracht und Genossin Shahin in meine Nachbarzelle. Wir begannen gleich zu klopfen. Es wurde uns nie langweilig, da wir beide wußten, mit welcher Begeisterung wir uns jede Zeile des Gedichtes, das wir an die Wand klopfen, verständlich machten. Die Zeile: "Wir dürfen keinen einzigen Schritt zurückweichen bis zum Tod" aus dem Lied "Oh, Genosse" klopfen wir öfter als alle anderen.

Am Morgen wurden die Türen normalerweise sehr laut geöffnet. Sie stellten uns ein bißchen Brot und Käse vor die Tür. Wir wachten von diesem Lärm auf, und der Wärter löste die Handschellen (in diesen Tagen waren die Handschellen nur bei Nacht angelegt). Bei der ersten Gelegenheit klopfte ich an Genossin Shahins Wand, damit sie sich für die Morgengymnastik vorbereitete. Wir begannen die Übungen mit einer Melodie- es ist mir entfallen, welche es war- und benutzten Redewendungen wie zum Beispiel: "Man muß Sport treiben um fröhlich zu bleiben", und so weiter. Dabei konnte ich die Genossin schwer atmen hören.

Da wir nun alle drei in diesem Gefängnis waren, änderte sich die Atmosphäre fühlbar. Wir waren keinen Augenblick ruhig, und versuchten unter allen Umständen, die Stille des Gefängnisses zu durchbrechen. Dies fühlten wir als unsere Pflicht, denn der Kampf sollte unter jeder Bedingung weitergehen.

[†]Genossin Roghiye Daneschgari wurde von ihrer Familie mit diesem türkischen Namen gerufen.

Es war ein relativ turbulenter Tag. Die Polizisten tratschten in einer Ecke. Das war eine gute Gelegenheit, Gedichte zu rezitieren. Ich saß an der Tür und sprach einen Teil des Gedichtes von Nguyen Van Troy.

Es gibt Momente, die für die jeweilige Etappe der Revolution entscheidend sind, es gibt Worte, die mehr ausdrücken als Melodien,

Menschen, von denen du glaubst, sie seien von der reinen Wahrheit geprägt.

Van Troy, bist du tot?-

Nein!Nein! Du bist ewig lebendig.

Wann kann dich das Volk vergessen?"

Genossin Roghiye sang weiter:

Du hast so mutig mit dem Tod gekämpft

und dein ganzes Sein

war ein unauslöschliches Feuer.

Wie ein Bolschewik muß man kämpfen.

Was für eine Wirkung auf unser feuriges Herz kann das Feuer der Geschosse haben?

Obwohl du schon lange tot bist, mein Genosse, klingt es mir in meinen Ohren

wie dieses Gesetz verwirklicht wird:

"- Nur Blut ist die Antwort jeden Blutes!-"

Shaĥin sang zu Ende:

Van Troy, mein Mitkämpfer

wir nehmen deine Worte von ganzem Herzen auf.

Der Mensch muß mit erhobenem Kopf leben

und ebenso sterben.

Er darf sich nie dem Feind ergeben und muß

für die Freiheit des Volkes

sein ganzes Leben opfern können.

So, wie du es getan hast.

Dann waren die kurzen Gedichte an der Reihe.

Genossin Shaĥin sprach:

Auf dem Schlachtfeld der Liebe
wird nur der, der wirklich liebt, getötet.
Der schlaue Fuchs schützt sein schäbiges
Dasein.

Der wirklich Liebende fürchtet sich nicht,
sein eigenes Ich für andere zu opfern.

Ich antwortete:

Doch der, der voll Liebe ist, wird niemals
sterben;
Sein Name steht geschrieben im Buch der ewi-
gen Liebe.

Abschließend las Genossin Roghiye ein Ge-
dicht, das sie zum 3. Khordad (Tod des Ge-
nossen Pujan Payrove Naziri und Eskandar
Sadeghi-Nezhad) geschrieben hatte:

Oh, Feind! Mörder der Menschlichkeit!
Sei dir bewußt:
Mit dem Fall jedes Genossen,
mit dem Tod jedes Kämpfers,
erneuern wir unseren Schwur für das Volk
und seine Freunde.

Die männlichen Genossen saßen alle neben
der Tür und hörten uns zu. Genosse Habib
Farzad (30) war erst kurz zuvor in den Kel-
ler gebracht worden. Er war voller Leiden-
schaft und Begeisterung; wenn er uns zuhörte,
war er gerührt.

Er begann mit "Oh, Genossen! Nehmt die Waf-
fe in die Hand..." Seine raue Stimme hallte
im Keller wider. Die anderen Genossen ba-
ten ihn aufzuhören. "Bitte Genosse, nicht.
Die Söldner werden kommen und den Genossin-
nen das Singen verbieten.." Er gab nach.

So war also die Stimmung in diesen Tagen im
Keller: von Überall hörte man pfeifen. Die
Lieder von Freiheit, die Internationale und

die Melodie aus "Z" zur Erinnerung an Siahkal. Genossin Roghiye und ich piffen auch manchmal türkische Melodien. Das war unsere Art, die Befehle der Wärter zu mißachten, die uns verboten hatten, miteinander zu sprechen und unsere revolutionäre Freundschaft aufrecht zu erhalten. Wenn immer es still war, klopfen wir die Melodie von "Venceremos" (wir werden siegen) an die Tür. Die anderen Genossen machten es genauso, um zu zeigen, daß sie noch lebten. Da die Wärter den Sinn unseres Klopfen nicht verstanden, kamen sie an die Tür und fragten die Genossen, was sie wollten. Um es zu rechtfertigen, verlangten wir dann dies oder jenes.

Es gab so viel zu tun, daß die Zeit zu kurz schien. Wenn sich gerade keine Gelegenheit bot, zu singen oder Gedichte zu lesen, machten wir Figuren aus Brot, z.B. eine geballte Faust, Gewehre, Maschinenpistolen, Granaten, kleine schwarze Fische, Tulpen, einen Dolch usw. und tauschten sie dann in einem geeigneten Moment aus. Wir nützten die kleinste Gelegenheit, um miteinander Kontakt aufzunehmen. Manchmal ließen die Polizisten hinter dem Rücken von Farhang und den Wärterinnen unsere Zellentüren offen, sodaß wir einander sehen konnten, wenn wir zur Toilette gingen. Es war so aufmunternd die Genossen zu sehen, Botschaften auszutauschen und sich die erhobene, geballte Faust zu zeigen. Genossin Roghiye, die gleich neben dem Eisentor ihre Zelle hatte, forderte mit erhobener Faust und revolutionären Parolen die vorbeigehenden Genossen auf, Widerstand zu leisten und ausdauernd zu sein.

Die Weiber wollten uns beim Toilettengehen immer Schwierigkeiten machen. Zuerst muß-

ten die Polizisten ihre Genehmigung einholen, und jedes Mal fanden sie dann eine Ausrede wie: "Sagt ihnen, sie sollen warten! Wir sind gerade beim Essen." Und so weiter. Da meine Zelle am Ende des Ganges war, mußte ich den ganzen Gang entlang gehen, um zur Toilette zu gelangen. Da konnte ich die Genossen sehen, wie sie an dem Guckloch zum Zeichen der Freundschaft die Hand oder den Kopf bewegten. Die mir von den Genossen entgegengebrachte Freundlichkeit ermutigte mich sehr, und ich sagte mir: "Der Schmerz der Folter, wie unerträglich er auch gewesen sein mag, wird bald vergessen sein. Man kann sich dann an der Freundlichkeit des Volkes, der Genossen, drinnen und der kämpfenden Genossen draußen wärmen. Man kann daraus Kraft schöpfen und den Kampf unter allen Umständen mit tieferem Haß gegen den Feind weiterführen."

Die Söldner geben ihre Erniedrigung zu

Eines Tages kam Farhang in meine Zelle und fing an, wie üblich, dummes Zeug zu reden. Er wollte mir wieder Ratschläge erteilen und quatschte über die kleinbürgerlichen Vergnügungen des Lebens. Ich sagte zu ihm: "Weißt du, ich schere mich keinen Pfifferling um das, was du sagst, so, und jetzt halt den Mund!"

Aber er war viel zu frech, um sich dadurch vom Reden abhalten zu lassen. Er lachte auf, hörte plötzlich auf und sagte mit ungläubiger Miene: "Wirklich, was für ein Mensch bist du? Wie könnt ihr all diese Folter ertragen und still bleiben? Du scheinst dich vor nichts zu fürchten. Ich sah dich an dem Tag, als sie dich von Evin zurückbrachten, da hingst du an der Schulter eines Polizisten mehr tot als lebendig. Ich sah keine Möglichkeit, daß du überleben würdest. Nun sag mir, warum erträgst du all diese Folter?" Ohne eine Antwort abzuwarten fuhr er fort: "...Ich sage dir etwas, ich habe für dieses System mein Leben lang gearbeitet und alles, was ich habe, habe ich ihm zu verdanken, aber wenn ich eines Tages von euch verhaftet würde, würde ich sofort alles, was ihr wissen wollten sagen, ohne auf einen Schlag ins Gesicht zu warten. Ich kann nicht begreifen, was für Menschen ihr seid. Ich glaube, ihr habt den Verstand verloren." Und als ob er seine Erniedrigung erkannt hätte, senkte er seine Stimme und erzählte vom Mut zweier Kämpfer, die 1953 zum Tode verurteilt worden waren. Er hatte an ihrer Hinrichtung teilgenommen und war voller Bewunderung für ihren Mut, als sie dem Erschießungskommando gegenüberstanden.

An den folgenden Tagen fragte er mich öfter über die Ziele unseres Kampfes. Ich versuchte über die Revolution und die Ziele unserer Organisation zu sprechen. Oft schämte ich mich, daß ich überhaupt mit einem Menschen, der bis zum Hals im Morast persönlicher Interessen steckt, ohne Hoffnung auf Besserung über solche Dinge sprach. Aber er gab nicht auf. Oft antwortete ich ihm auf seine Fragen: "Der Sieg ist unser; ihr werdet alle unschädlich gemacht werden", und so weiter.

Einmal kam mitten im Gespräch die Wärterin herein, ich hielt gerade eine Rede über die Gerechtigkeit unserer Sache. Die Wärterin war weniger schwachsinnig als Farhang und erfaßte gleich, daß es für sie keinen Sinn hatte, mit uns zu argumentieren. Sie wandte sich an Farhang und sagte: "Du hast keine Ahnung, was "Liebe" ist, nicht wahr? Es ist nichts, was man mit reden beweisen kann. Und es gibt nicht die Liebe schlechthin. Manche Leute lieben ihre Kinder, andere ihre Mütter, nun, und diese Leute lieben auch etwas und du kannst nichts machen..."

Am Abend war ein Schlager vom Tonband zu hören. Die Söldner vertrieben sich die Zeit, indem sie solche Musik hörten, mit Zündhölzern spielten und Früchte aßen. Farhang kam mit einer Birne herein und bestand darauf, daß ich sie nehmen sollte. Er machte das auch bei den Genossen, und oft gab er sein eigenes Obst den Genossinnen. Ich verstand ihn nicht. Er versuchte, mir die Birne eine halbe Stunde lang aufzureden. Ich wurde ärgerlich und sagte: "Wie oft soll ich sagen, daß ich sie nicht will?" Ich hätte genauso gut gegen eine Wand reden können. Zum Schluß legte er die Birne auf das Bett und ging. Sein Benehmen

machte mich wütend. Haßerfüllt nahm ich die Birne und zerdrückte sie mit meinen Händen und machte mir Vorwürfe, daß ich sie nicht schon eine halbe Stunde früher genommen hatte. Er hätte sich dann auch früher aus dieser verdammten Zelle verzogen.

Er war die Frechheit und Schamlosigkeit in Person. Ich konnte so rau und schroff sein wie ich wollte, es hatte keine Wirkung auf ihn. Er wurde von den anderen Genossen und Genossinnen auch nicht besser behandelt. Trotzdem behielt er seine Maske der Freundlichkeit bei. Dann kam ich darauf, daß mein Verhalten ihm gegenüber anders war als gegenüber den Offizieren und Verhörern. Ich war nicht roh zu ihm, sondern ich machte mich über ihn lustig. Ich weiß nicht weshalb. Vielleicht hatte es etwas mit seinem eigenartigen Charakter zu tun.

Die Tür der Zelle war offen und ich hörte Genossin Shahin einen Vers lesen, den sie im Zusammenhang mit Farhang geschrieben hatte:

Gerade brachte mir der Wärter Weintrauben. Hinter den roten Weintrauben meinte ich die blutigen Hände des Henkers zu sehen,

dann hörte ich den verräterischen Wärter sagen: "Komm, mein süßes Kind, iß sie."

Ich nahm sie nicht entgegen.

Wie konnte der Wärter denken, daß meine Trauer durch ein paar Weintrauben verschwinden würde.

49 Trauben der Wut, 49 Tropfen Blut.

Ich sehe in ihnen das Blut meiner Lieben

das Blut meiner ermordeten Genossen.

Die Süßigkeit des Geschenkes ist Gift

für mich, nein, noch bitterer als das.

Ich zerdrückte die Trauben vor Zorn und

zählte die Blutstropfen: 15,2,3,2 und 1

23 Blutstropfen, 23 Keime des Zorns!
Es waren noch 26 Trauben übrig!
Ich zerdrückte sie in der Hoffnung, sie
würden nun zum Blut meiner verrotteten
Feinde werden. Ja, sogar ein Geschenk des
Feindes ist Zorn und Haß erzeugend.

Farhang war nicht der einzige Söldner, der
zeigen konnte, wie niedrig und schamlos ein
Mensch sein kann. Der Gefängnisdirektor
Sheikhavandi war ein anderes Beispiel (Er
war einer der Offiziere, die vor kurzem aus
Israel zurückgekommen waren). Ich hatte ge-
hört, daß zwischen ihm und der Wärterin ei-
ne gewisse Feindseligkeit bestand. Als er
das erste Mal kam, sagte er: "Jetzt wird
es dir noch besser gehen. Ich bin froh, daß
du sie mal geschlagen hast." Ich war nicht
überrascht, daß es auch zwischen Söldnern
Feindschaft gab, so etwas gibt es immer,
wenn persönliche Interessen im Vordergrund
stehen. Sogar, wenn die Erfüllung dersel-
ben persönlichen Interessen eine scheinbare
Freundschaft und kurze Einigkeit fördert,
kann sie nie von langer Dauer sein.
Jedenfalls sagte ich nichts darauf und ig-
norierte ihn total. Ich hatte nicht die Ab-
sicht mit Offizieren zu reden. Er kam prak-
tisch jeden Tag und erkundigte sich nach
meiner Gesundheit und so weiter. Obwohl ich
kein Wort sagte und ihn haßerfüllt ansah,
gab er nicht auf. Er bestand darauf, daß
ich etwas sagte. Oft quatschte er eine Stun-
de und sagte, daß er ein ganz gewöhnlicher
Offizier sei und mit den Folterungen nichts
zu tun habe, daß sich seine Arbeit nur auf
die Gefängnisleitung beschränke, daß er
die Gefangenen unabhängig von ihren Verge-
hen, trotz allem mit Respekt behandle und
so weiter.

Ich sagte ihm immer wieder: "Ich kenne eu-

ren Beruf. Ihr sagt alle das Gleiche und benehmt euch gleich. Was meine Meinung angeht, so seid ihr alle gleich. Ihr seid alle Feinde des Volkes".

Sheikhavandi und Farhang waren eine eigene Menschengattung. Andere Söldner änderten angesichts meines Verhaltens ihr Benehmen, nicht so diese Söldner. Einmal schrie ich sie an: "Verschwindet aus meiner Zelle!" Daraufhin blieben sie zwei Tage weg! Obwohl ich zur Strafe während dieser zwei Tage ans Bett gefesselt war, freute ich mich, daß ich sie aus meiner Zelle hinausgeworfen hatte. Farhang ließ sich nicht blicken, und Sheikhavandi war möglicherweise aufgrund anderer Dinge im Keller nicht mehr zu sehen.

Am gleichen Tag nahm mir ein Polizist zur Essenszeit die Fesseln ab; ich rannte gleich zur Tür und sah, daß Genossin Roghiye in die gegenüberliegende Zelle gebracht worden war. Ich sprang vor Freude in die Luft und machte ihr ein Zeichen mit der erhobenen Faust. Nach dem Essen fesselten sie mich wieder ans Bett.

Einige Tage darauf wurde ich krank. Mir wurde von Farhang die übliche Gefängnisration gebracht mit einigen schmerzstillenden Tabletten und Hustensaft. Ich sah ihn gleichgültig an, schimpfte aber nicht. Dieses Verhalten forderte ihn wieder zum üblichen Kommen und Gehen heraus. Wie dem auch sei, ich hatte mich für einige Tage glücklich gefühlt über diesen bescheidenen Sieg!

Standfest mit hochehobenem Kopf trotz Folter

Meine Hände waren nun frei und ich konnte durch das Guckloch hinausschauen. Einmal sah ich einen Krankenwärter vor der Zelle Nr.9 stehen. Ich wurde neugierig und wollte wissen, wer dort gefangengehalten wurde. Ein Arzt oder Krankenwärter war ein Zeichen, daß der Gefangene sehr brutal gefoltert worden war. Der Krankenpfleger trat auch in Genossin Roghiyeh's Zelle ein. Sie hatten die Zehen der Genossin mit einem Feuerzeug verbrannt und gaben nun eine Salbe darauf. Der Krankenpfleger verließ die Zelle nach kurzer Zeit, aber ich schaute noch immer durchs Guckloch. Sie drehten den Ventilator auf. Ich schaute zu den anderen Gucklöchern und bemerkte, daß auch die anderen heraussehnten. Der Genosse aus der Zelle Nr.9 (ein Kämpfer der Armonkhalg Gruppe) kam unter großen Schwierigkeiten aus seiner Zelle heraus. Ein Polizist wollte ihm helfen, doch der Genosse stieß ihn zur Seite. Er war offensichtlich brutal gefoltert worden. Sie hatten seinen Rücken und auch seine Handrücken verbrannt, seine Hand schien verdreht, wegen seiner frischen Wunden an den Fußsohlen konnte er nur schwer gehen, das heißt, er zog die Füße nach. Trotz all dieser Schmerzen bewegte er sich mit Würde und Stolz, ohne auf körperliche Schmerzen zu achten. Er war auf dem Weg zur Toilette. Mir wurde schwindelig, als ich die Spuren der Folter am Körper eines Kämpfers sah. Als er sich entfernt hatte, drehte ich mich um, warf mich gegen die Wand und schlug mit den Fäusten dagegen. Alles in mir zog sich zusammen, und ich spürte ein brennen-

des Rachegefühl in mir. Ich fragte mich: "Weshalb dürfen diese Unmenschen solche Verbrechen begehen? Jetzt weiß ich, warum sie den Ventilator einschalten, - man soll nicht hören, wie der Genosse die Füße nachschleift." Wir wurden Zeugen vieler solcher Szenen. Aber zu sehen, wie aufrecht und erhobenen Hauptes diese mißhandelten Körper dahinschritten, erfüllte einen mit Kraft, den Feind noch mehr zu hassen.

Genosse Asgar-Arab-Harisi, erfüllt von unbegrenztem Haß auf den Feind, war ein weiterer kompromißloser Kämpfer.

Er war ein junger, bewußter Arbeiter, der von jedem wegen seines Widerstandes gegen den Feind bewundert wurde - selbst vom Feind. Ich war Zeugin seiner Folter und erinnere mich, wie er nicht einen Ton von sich gab, als er brutal ausgepeitscht wurde. Aufgrund seines unbeugsamen Willens erfuhr der Feind eine äußerste Erniedrigung und sagte erschöpft: "...verdammte, es scheint, als würden wir das Bett und nicht Asgar auspeitschen!" Der Genosse gab auch nach grausamen Foltern nicht nach und fuhr fort, den Feind zu beschimpfen. So verließ er seinem lebenslangen Haß gegen den Klassenfeind Ausdruck. Er wurde 24 Stunden am Tag ans Bett gefesselt, aber sobald man die Fesseln entfernte, fiel er den nächstbesten Söldner an. Deshalb ketete man auch seine Füße zusammen, wenn er in den Waschraum ging. Seine Arme wurden von zwei Polizisten festgehalten. Oben hatte jeder Gefangene einen Wächter, er aber hatte zwei.

So behandelte dieser mutige Sohn des Volkes den Feind - und dieser war gezwungen, ihn zu bewundern. Eines Tages fragte ihn

eine Wärterin, die ihn für jemand anderen hielt, wie es ihm gehe. Der Genosse, der keinem Söldner erlaubte, freundlich zu ihm zu sein, schrie: "Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten, du selbstsüchtige Verräterin!"

Alle Söldner wußten von dem grenzenlosen Haß des Genossen gegen sie und ihre Ausbeuter-Herren; deshalb wagten sie sich auch nicht in seine Nähe. Als ihn SAVAK-Agent Fahimi nach der Folter einmal fragte, warum er immer so ein zorniges Gesicht mache, hatte Asgar in seinem auffallenden türkischen Akzent geantwortet: "Ich bin so wie ich bin, ich habe eben so ein Gesicht."

Als Fahimi nicht nachließ zu fragen, zog Genosse Asgar eine Grimasse und schrie ihn an: "Hier, ist es dir so recht?"

Genosse Asgar glaubte daran, daß es keinen Unterschied gebe, zwischen einem schwachen und starken Feind: Ein Proletarier spricht zu seinem Klassenfeind nur durch den Gewehrlauf.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß für einen Kämpfer kein Schmerz und kein Leiden schlimmer ist, als dem Feind gegenüber den Stolz zu verlieren und aufzugeben. Deshalb verletzte es mich sehr, wenn ich die Schwäche mancher Gefangenen sah. Zum Beispiel verlangte der Gefangene auf Zelle 4 von den Polizisten Zigaretten, andere Gefangene folgten ihm. Der Aufseher kam herüber und schrie: "Wo, glaubt ihr, daß ihr seid? Auf einer verdammten Party?(seine übliche Redensart) Nein, ihr werdet keine Zigaretten bekommen!" Ich ging in der Zelle auf und ab und fühltemich wegen dieses Zwischenfalles ziemlich unglücklich. Ich dachte an Genossen Camillo aus Kuba, der den Rekruten Katzenfleisch zum Essen gab, um ihre Widerstandskraft zu testen. Das war nur einer

von vielen Tests, die die neuen Guerilleros zu bestehen hatten, um ihre Bereitschaft zu zeigen, mit allen Härten fertig zu werden.- Und nun konnte mancher Gefangene nicht ohne Zigaretten auskommen. Natürlich wußte ich, daß nicht alle Gefangene Guerillas waren. Die meisten von ihnen brachten der Revolution Sympathie entgegen, und ihr einziges Verbrechen bestand darin, im Besitz einiger verbotener Bücher und Flugblätter gewesen zu sein.

Ich entschloß mich, diese Bettelei zu verhindern. Aber wie? Ich könnte die Zigaretten, die ich von Fahrang immer angeboten bekam, nehmen und sie dann den Mitgefangenen geben. Ab dem nächsten Tag handelte ich auch so.

Gefängniswärter: Volk oder Feind des Volkes?

Eines Tages hörte ich das alte Weib wieder einmal keifen. Ich schaute durch das Guckloch und sah sie vor Genossen Habib Farzads Zelle. Sie war verärgert und aufgeregt und erzählte einem schmeichelnden, kriecherischen Gefängniswärter: "Wie frech diese Leute sind! Dieser Junge sagt mir, daß ich nicht zum Volk gehöre, und doch sagt er, daß jeder, der arbeitet, zum Volk gehört. Ich sagte ihm, daß ich hier jeden Tag von morgens bis abends hart arbeite, aber er besteht darauf, daß ich nicht zum "Volk" gehöre."

Ich hörte Genossen Habib antworten: "Nein, du bist kein Teil des Volkes, du bist ein Feind des Volkes. Nur hart zu arbeiten, bedeutet nicht automatisch, zum Volk zu gehören, es hängt vom Zweck der harten Arbeit ab. Du stellst dich freiwillig dem Feind zur Verfügung und unterstützt seine tyrannischen Ziele. Du bist gegen das Volk und nicht für das Volk. Du kannst unmöglich für das Volk sein- du bist sein Feind."

Augenscheinlich hatte das alte Weib Genossen Habib gefragt, wer das "Volk" sei, das wir mit solchem Respekt behandeln und der Genosse hatte geantwortet, es sei die arbeitende Masse.

Da sie die Genossen immer mit großer Liebe vom Volk sprechen hörte, und sie immer sagten, daß sie alles für das Volk erdulden würden, wünschte sie auch ein Teil des Volkes zu sein, und von diesen tapferen Kämpfern respektiert zu werden. Es war Ausdruck der höchsten Dummheit und Eigensucht, dies zu erwarten. Sie glaubte, daß sie, wenn sie von morgens bis abends arbeitete, als Teil des Volkes angesehen

würde!

An diesem Abend klopfte Genosse Habib die Melodie von "Venceremos"

an die Tür. Er hatte eine Nierenentzündung, dadurch mußte er jede Stunde auf die Toilette gehen. Das wurde zu einem richtigen Problem für ihn. Schlechtes Essen, Nervosität als Ergebnis der Folter und ständig das Schreien der gefolterten Genossen hören zu müssen, hatten bei ihm zu einem allgemeinen Unwohlsein geführt, wodurch das Verdauungssystem und überhaupt der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen war. Daß man ihm nicht erlaubte, rechtzeitig in den Waschraum zu gehen, war ein weiteres Problem.

Wegen der besonderen Umstände durfte der Genosse Habib auch außerhalb der festgesetzten Zeit in den Waschraum gehen. Die Söldner fingen aber jedesmal an zu lachen wenn er an die Tür klopfte, und machten üble Witze darüber!

Sie öffneten die Tür dann doch, und er kam heraus, die Jacke über die Schultern gehängt. Ich hörte Lärm, und als ich hinausschaute, sah ich den Gefängniswärter ihn schlagen, stoßen und schreien: "Warum zum Teufel, hast du die Jacke so angezogen! Verdammt, zieh' deine Füße nicht so nach!" Es war so ein Lärm, daß ich nicht alles hören konnte, was gesagt wurde. Später fand ich heraus, daß die Wärterin den Wärtern aufgetragen hatte, Habib wegen der Streitigkeiten am Morgen eine Lektion zu erteilen.

Eine Stunde später, während des Abendessens, hörte man noch mehrmals Lärm aus Genossen Habibs Zelle. Der Polizist berichtete, daß Habib sich geweigert hätte, zu

essen und in den Hungerstreik treten wollte. Die Wärterin ging in seine Zelle, und ich hörte sie schreien: "Du mußt essen! Ich werde dir nicht erlauben, in den Hungerstreik zu gehen. Ein Gefangener muß tun, was man ihm sagt. Du kannst nicht machen, was du willst.." und so weiter. Ich hörte den wütenden Protest des Genossen, aber ich verstand nicht, was er sagte. Denn seine Zelle war von meiner etwas entfernt.

Einen Augenblick war es still und dann ging Amini, der die Genossen verhörte, hinein. Wieder hörte ich Habib protestieren. Nach einer Weile kam Amini heraus und befahl den Wärtern, ihn in Ruhe zu lassen. "Warum, zum Teufel, laßt ihr euch auf eine Diskussion mit ihm ein?" fügte er noch hinzu.

Die folgenden Tage in der Zelle

Ich war der Meinung, daß man seine Zeit sinnvoll zu verbringen hätte und daß die Aktivitäten der Kämpfer auch in Gefangenschaft mit den allgemeinen Zielen des Kampfes in Einklang stehen sollten. Ich und andere Genossen setzten uns ein tägliches Arbeitsprogramm auf: körperliches Training, Gedichte rezitieren, sich mit den Genossen durch Klopfen verständigen, kleine Kugeln aus Teig zu formen und sie zum Scheibenschießen verwenden- etwas, was noch am ehesten einem richtigen Übungsschießen gleich kam. Das konnten wir nur machen, wenn der Ventilator eingeschaltet war, sodaß man uns nicht hören konnte. Wenn der Ventilator ausgeschaltet war, machten wir es auf dem Fußboden. Und das stellte eine andere Art von Zielübungen dar. Außerdem versuchten wir uns auf ein bestimmtes Thema zu konzentrieren, Teig zu formen und zu bearbeiten, um daraus kleine Statuen zu bilden, oder wir lasen die Inschriften und Texte an den Wänden und schrieben selber ein Lied an die Wand.

Die Luft in den Zellen war zum Ersticken. Die Wärterin fühlte sich als Chef des Kellers. Um ihre Autorität zu zeigen, befahl sie den Polizisten, eine Stunde täglich die Zellentüren halbgeöffnet zu halten. Sie erhoffte sich von dieser "großzügigen" Tat unsere Furcht und unseren Respekt. Jedenfalls hatten wir nun Gelegenheit miteinander zu sprechen.

Da ich kurzsichtig bin, konnte ich wegen der dämmrigen Atmosphäre im Keller gerade noch die gegenüberliegende Zelle erkennen. In dieser Zelle befand sich ein sozialer

Gefangener (nicht politisch), der mit allen Mitteln aus dem Gefängnis herauszukommen versuchte. Er verhielt sich daher ganz "korrekt" und saß immer ganz drinnen in der Zelle, er kam nie an die Tür. Die Genossen standen alle bei der Tür und redeten miteinander. Die Polizisten rieten uns, leise zu sprechen, damit Farhang uns nicht hörte. Einige der Genossen, die zu weit voneinander wegwaren, verständigten sich durch Zeichensprache.

An einem solchen Tag erzählte mir Genossin Roghiyeh alles über ihre Folter und das Verhör.

Sie war im Hause ihres Bruders verhaftet und nach vielen Drohungen gefoltert und ausgepeitscht worden; ihre Nägel hatten sie in einen Schraubstock gespannt und ihren Körper mit Zangen bearbeitet, ihre Augen hatten sie mit Scheinwerferlicht bestrahlt; ihre Zehen hatten sie verbrannt. Während der Folter zog man sie aus und setzte an verschiedene Körperteile Elektroden an. Ein paar Polizisten mußten vor der Tür stehen und von Zeit zu Zeit durften sie hereinschauen- um ihren nackten Körper anzusehen, eine alte Praxis der physischen und psychischen Folter. Doch die Genossin hielt den Folterungen stand. Die Schamlosigkeit des Feindes und seiner niedrigen und verkommenen Agenten kennt keine Grenzen.

Auch bei der Verhaftung der Genossin Shahin Tavakohli hatten die verrotteten Söldner der Polizei ähnlich schamlose und gemeine Taten verübt. Zwischen dem Haus und dem Polizeihauptquartier hatten sie die Hände und Füße der Genossin gefesselt und den Mund zugebunden. Während jeder von ih-

nen sich mit einer Flasche Arrak⁺⁾ stärkte, traktierten sie die Genossin in Übelster Art und Weise.

Da sie den Widerstand der Genossin Roghiyeh nicht brechen konnten, verlegten sie sich auf eine andere Gemeinheit. Nach der Folter stieß man sie in eine Zelle mit einem Polizisten als Wärter. In Wirklichkeit war es ein verkleideter Untersuchungsbeamter. Er tat so, als ob es ihm leid täte, schimpfte auf die Folterknechte und begann über seine Familie und Kinder zu reden, und wie schwer es sei, die Familie von seinem Lohn zu ernähren. Wenn sich jemand der Zelle näherte, sprach er leiser oder entfernte sich etwas von der Genossin. Um das Bild zu vervollkommen, vergoß diese hinterhältige Ratte auch einige Tränen über die Unmenschlichkeiten, die Genossin Roghiyeh zu erleiden hatte. So gewann er ihr Vertrauen. Andererseits glaubte die Genossin irrtümlicherweise, daß man unter der Folter entweder sterben oder sprechen und so zum Verräter werden würde. Sie war erstaunt, daß gute und vertrauenswürdige Genossen noch am Leben waren und glaubte den Unsinn der Söldner, daß die Gedanken der Genossen von einem speziellen Apparat gelesen werden könnten. Sie hatte früher schon so etwas von einem Universitätsprofessor gehört. So hatte sie keine Zweifel, daß die Söldner recht hatten.

Nachdem sie sich unter der Folter geweigert hatte, die Adresse der geheimen Wohnung zu verraten, glaubte sie nun den Genossen in deren Unterkunft durch den vermeintlichen "Polizisten" eine Nachricht überbringen

^{+) Arrak, ein stärker, persischer Schnaps; um tapferen Kämpfern gegenüberzutreten zu können, müssen sich die Söldner Mut antrinken.}

zu können. Sie glaubte, auf diese Weise verhindern zu können, daß die Söldner diesen "Wunderapparat" auch an andere Genossen anwendeten. Der "Polizist" versprach etwas zögernd, die Nachricht zu überbringen! Glücklicherweise hatten die Genossen das Haus schon verlassen, sodaß das Vorhaben des Feindes ins Leere ging. Die Genossin Roghiyeh war darüber sehr beunruhigt und fragte uns, ob das Verrat sei. Wir versicherten ihr, daß es nur Einfältigkeit und Mangel an revolutionärer Wachsamkeit sei.

Genosse Mohammed Taghi-Zadeh zeigte anderen Genossen, wie man Handschellen mit einem flachen Nagel öffnet- solche Nägel fielen manchmal aus den Besen, die das Personal verwandte . Zu fliehen war ein Traum, der keinerlei Beziehung zur Realität hatte. Es war nicht richtig, Gedanken nachzuhängen, wie z.B. dem, daß eine Bombe ins Gefängnis geworfen würde, und sich im Durcheinander für uns die Möglichkeit zur Flucht böte. Ich lehnte in der Theorie diese Art einer Flucht ab, denn meiner Meinung nach mißt dieses Gerede dem äußeren Faktor mehr Wert als dem inneren Faktor bei. Wir sollten uns bei der Lösung dieses Problems nur auf unsere Kräfte stützen und den äußeren Faktor beiseite lassen. Doch in der Praxis ging ich nicht ernstlich an dieses Problem heran, und zwar aus Mangel an einer echten Guerilla-Gesinnung. Nichts desto trotz war ich mir der Worte des Genossen Marighela (33) bewußt, der als Antwort für jene, die die Wirksamkeit des bewaffneten Kampfes ablehnten, sagte: "Einen Revolutionär kann man lehren, jahrelanges Gefängnisdasein zu ertragen, aber ein Guerillakämpfer

wird immer auch auf einen Plan zur Flucht sinnen."

Ich wußte, daß die Flucht aus dem Gefängnis die Aufgabe jedes Guerilla-Kämpfers ist und daß man einen konstruktiven und praktischen Plan dafür ausarbeiten mußte. Ich dachte bei mir, wenn ich das nicht plane, bin ich einer großen Unehrllichkeit überführt. Daß ich aber nichts Praktisches in dieser Richtung unternommen hatte, deutete ich so, daß ich nach einem Anlehungsobjekt gesucht hatte.

Eines Tages brachte mich die Wärterin in Genossin Shahins Zelle (wie schon einige Male). Ich zupfte unbewußt an dem Brot, das ich in der Hand hatte und Genossin Shahin spaßte: "Möglicherweise gräbst du auch am Boden deiner Zelle?"- "Jetzt noch nicht", antwortete ich, "zweifellos will ich hinaus, aber nicht hier... im allgemeinen Flügel....". Die Wärterin unterbrach mich: "Schlag dir das aus dem Kopf! Mit all den Wärtern und Polizisten hier ist eine Flucht unmöglich." Ich wartete auf eine Gelegenheit zu flüchten, plante aber nicht, eine solche zu schaffen. Wenn ein Guerilla auch jede Möglichkeit zur Flucht nutzen sollte, so waren die Möglichkeiten doch unbekannt. Ich wußte nicht, wieviele Wärter es gab, wo sie sich befanden, wann die Ablöse stattfand, usw.

So verbrachten wir die Zeit. Zweifellos waren, an einem Platz wie diesem, unsere Möglichkeiten begrenzt. Unser Dasein beschränkte sich auf das Rezitieren von Gedichten, Figuren formen und Farhang lächerlich zu machen. Ab und zu, wenn sich die Gelegenheit bot, sprachen wir auch mit anderen Genossen über Taktiken und Ziele

unserer Organisation. In diesem schicksalhaften Sommer wurde außerhalb des Gefängnisses Geschichte gemacht; wir verfolgten alles was geschah.

Während andere draußen die Sache der Bewegung weitertrieben, waren wir im Keller eingeschlossen. Gelegentlich brachte ein neuer Genosse Nachrichten mit. Auch die Wärterin kam gelegentlich mit Neuigkeiten- doch mit der Absicht, unsere Moral zu beeinträchtigen; so zB. erzählte sie uns von der Hinrichtung der "Arman-Khalgh"-Genossen.

Es war nun schon Anfang Herbst. In diesen Tagen verließ die Wärterin das Gebäude morgens und abends und blieb einige Stunden weg. Sie ging mit anderen Polizisten aus, und wahrscheinlich hatte ihr Ausbleiben etwas mit der Beobachtung des Hauses von Gobadi (34) zu tun. Denn sofort nach ihrer langen Abwesenheit berichtete sie uns von der Schießerei in dem Haus des Genossen. Sie freute sich sehr darüber und erzählte uns stolz: "Wir machten das Haus dem Erdboden gleich, und töteten drei Guerilleros." Sie ließ kein Wort über den heldenhaften Kampf der Genossen fallen. Wir waren uns dessen voll bewußt, daß das eine heldenhafte Schlacht gewesen sein mußte, wenn drei Guerilla-Genossen ihr Leben lassen müssen. Sie glaubte, daß uns solche Nachrichten demoralisierten, doch gerade das Gegenteil war der Fall. Es war ein klarer Beweis, daß der ungleiche Kampf gegen Ungerechtigkeit in voller Blüte war. Diese Opfer, diese Kämpfe gaben uns mehr Stärke, unseren kompromißlosen Kampf gegen den Feind auch innerhalb des Gefängnisses durchzuhalten.

Mitte Herbst wurde es sehr kalt. Obwohl ich mich unter der Decke zu einer Kugel zusammenrollte, konnte ich nicht schlafen. Ich glaubte, meine Gehirnzellen würden einfrieren. Ich legte den Mantel um meinen Kopf und band die Ärmel zusammen, um die Kälte abzuhalten. Das sah sicher lustig aus, half aber gegen die Kälte.

Jeder Genosse hatte irgendwelche Schwierigkeiten. Wegen Magengeschwüren vertrugen manche Genossen das Gefängnisessen nicht und aßen daher nur Brot.

Neue Gefangene waren angekommen und ich wartete auf eine Gelegenheit, mit ihnen zu reden. Die Tür einer Zelle war nur angelehnt, und so fragte ich den Genossen, ob es etwas Neues gäbe. "Ja", antwortete er glücklich, "die Guerilla hat Farids Hubschrauber abgeschossen; Farid ist tot." Ich war sehr glücklich und bat ihn dies zu wiederholen, was er dann auch tat. Vor Freude sprang ich in die Luft, bevor ich schließlich wieder an das Guckloch zurücklief und fragte, ob es noch etwas Neues gäbe. "Hast du von Mehrnush gehört?", fragte er, "sie war Mitglied der Fedayin Guerilla und wurde bei einer Aktion gegen den Feind getötet. Die Kunde von ihrem tapferen Kampf hatte sich bald verbreitet. Sie kämpfte so lange gegen den Feind, bis ein anderer Genosse fliehen konnte...."(35).

Dies war eine sehr aufwühlende Nachricht, und ich konnte mir gut vorstellen, wie tapfer die Genossin gegen des Feind gekämpft hatte, mit ihrer tiefen Liebe für das Volk und dem unerschütterlichen Glauben an die gerechte Sache und den Sieg.

Ich hegte große Bewunderung für diese Fe-dayin-Genossin und schwor bei ihrem Blute, im Kampf gegen den Feind immer kompromißlos zu bleiben.

Es war Nachmittag. Die Wärterinnen standen in der Nähe meiner Zelle und öffneten Oberstleutnant Amir-Aslani, den Direktor der 2. Abteilung des Geheimdienstes, nach, wie er in die Zelle eines Genossen ging. Mit äußerster Vorsicht sieht er heimlich durch das Guckloch und weicht dann sofort wieder zurück, steht dann eine Weile still, versucht den Mut zusammenzubringen, um in die Zelle zu gehen, geht dann doch nicht und wiederholt den Vorgang. Er wendet sich dann an den Begleitoffizier und fragt ihn, ob die Hände und Füße des Gefangenen wohl gefesselt seien. Der Offizier versichert ihm dies. Dann erst geht er in die Zelle, hält sich aber immer neben dem Offizier auf.

Ich wußte nicht, welcher mutige Genosse dem Oberstleutnant so eine Furcht eingejagt hatte.

Die Wärterinnen schüttelten sich dann vor Lachen; auch ich lachte über ihre Dummheit ihren Chef vor mir lächerlich zu machen. Außerdem mußte ich auch über diesen Feigling lachen. Ich mußte an die Kühnheit unserer tapferen Genossen denken, wenn sie diesen Parasiten gegenüberstehen und wie ihr Auftreten den Oberstleutnant in Schrecken versetzt haben muß, daß er es nur dann wagt, einem Genossen gegenüberzutreten, wenn dieser angekettet ist und sich auch dann noch fürchtet.

Genossin Roghiyeh war an Füßen und Händen ans Bett gefesselt, wegen eines Strei-

tes mit der Schlampe. Genosse Nabdell wurde in eine Zelle im Keller gebracht und auch an das Bett gefesselt, weil er im vorigen Gefängnis der Direktor geschlagen hatte. Damals hatten die anderen Gefangenen einen Heidenlärm veranstaltet und Parolen gerufen wie: "Yasha Aktai Yasha" ^{+) .}

Zum Mittagessen entfernten sie die Fesseln des Genossen. Unsere Zellentüren waren offen. Ich stand an der Tür und schaute zu Genossen Nabdells Zelle. Der Genosse kam zur Tür. Wir waren beide kurzsichtig und konnten nicht sehen, was der andere mit den Lippenbewegungen meinte. Ich sah sein erhobene und geballte Faust, er sumpte: "Wir werden wie die Bolschewiken kämpfen..". Er hörte einen Polizisten kommen und ging zurück. Der Polizist konnte von seinem Standpunkt aus meine Zelle nicht sehen, daher blieb ich an der Tür stehen. Der Genosse machte Leibesübungen.

Eines Tages erzählte mir ein Genosse erfreut, daß es draußen eine religiöse Gruppe gäbe, die den historischen Materialismus anerkenne. Ein anderer Genosse sagte, daß diese Gruppe die Linie des bewaffneten Kampfes angenommen habe. Ich war hoch erfreut, denn dies gab uns Hoffnung, nicht nur weil diese Gruppe unserer Linie zustimmte, sondern auch, weil wir gemeinsam mit anderen Gruppen gegen diesen blutrünstigen Feind kämpfen können.

Sie brachten mich in Zelle Nr.1, die neben dem eisernen Tor war. Ich konnte genau hören, was in der Halle gesprochen

^{+) "Aktai" war Genossen Nabdells Deckname. "Yasha" heißt auf türkisch "Lange leben".}

wurde. Eines Tages hörte ich die herrische Stimme der Wärterin: "Es ist deine Pflicht, das zu tun, was ich anordne..., nimm das Geschirr und wasche es ab." Der Polizist sagte: "Meine Arbeit ist zu wachen und nicht zu waschen", und er weigerte sich.

Ich freute mich über die Antwort des Polizisten und haßte ihre schrille Stimme noch mehr als sonst.

Ich dachte daran, wie wundervoll es in der kommunistischen Gesellschaft sein wird, in der es keine Ausbeuterklasse mehr gibt und jede Tyrannei ausgerottet ist. Der Gedanke, daß auch ich einen Teil, wie klein auch immer, zur Schaffung einer solchen Gesellschaft beitrage, hob meine Stimmung. Ich mußte plötzlich lachen. Als die Frau meine Stimme hörte, fragte sie mich, was ich mache. "Rezitierst du wieder Gedichte?" fragte sie. Ich bejahte.

Ende des Aban⁺) wurden alle Genossen ins Evin gebracht (alle außer mir, Genossin Roghiyeh, Genossin Shahin und Ahmad Riazi(36)). Sie hatten vor, Ahmad Riazi freizulassen. Der Keller war leer, und wir drei sollten auch ins Evin-Gefängnis gebracht werden. Ein paar Tage später setzten sie uns mit verbundenen Augen in eine Art Krankenwagen mit verdunkelten Scheiben und brachten uns ins Evin-Gefängnis.

⁺) Nach dem persischen Kalender; ungefähr Oktober.

ZURÜCK INS EVIN-GEFÄNGNIS

Ein kurzer Blick auf das Leben im Evin

Sie liessen uns aus dem Wagen aussteigen und brachten uns, immer noch mit verbundenen Augen in eine Halle. Aus den Augenwinkeln konnten wir einige Leute auf Stühlen sitzen sehen. Dann wurden wir (Genossin Shahin, Roghiyeh und ich) in verschiedene Räume gebracht. Als man mir die Augenbinde abnahm, sah ich Mustafavi, Fahimi, Tehrani, Hossein-Zadeh und Djavan. Als sie mich sahen, fingen sie an zu lachen und riefen: "Welch sinnlose Antworten du gegeben hast; du hast alles lächerlich gemacht. Wir mußten über deine Fragebogen sehr lachen!"

Dann sagten sie: "Nun geben wir dir Papier, und du kannst alles genau beschreiben." Man brachte Papier, darauf stand geschrieben: "Erkläre, weshalb du diesen Weg gewählt hast, und beschreibe alle deine Aktivitäten bis zur Gefangennahme." Sie bestanden darauf, daß ich ihnen genaue und ausführliche Antworten gebe.

Ich wußte, wenn sie einen Gefangenen vom Polizeipräsidium nach Evin überführten, wollten sie seine auf den Fragebögen gemachten Antworten auf deren Wahrheitsgehalt überprüfen. Man gab den Gefangenen im Evin noch einmal Formulare, auf denen die gleichen Fragen standen. Durch Vergleichen der beiden Formulare wollten sie sehen, ob der Gefangene falsche Angaben gemacht hatte. Auf diesem Wege prüfen sie die Richtigkeit der Verhörergebnisse; dieser Prozedur wird jeder unterzogen, der am Anfang von der Polizei verhört worden ist.

Ich wiederholte kurz die Angaben, die ich bei meinem Verhör auf dem Polizeihauptquartier gemacht hatte.

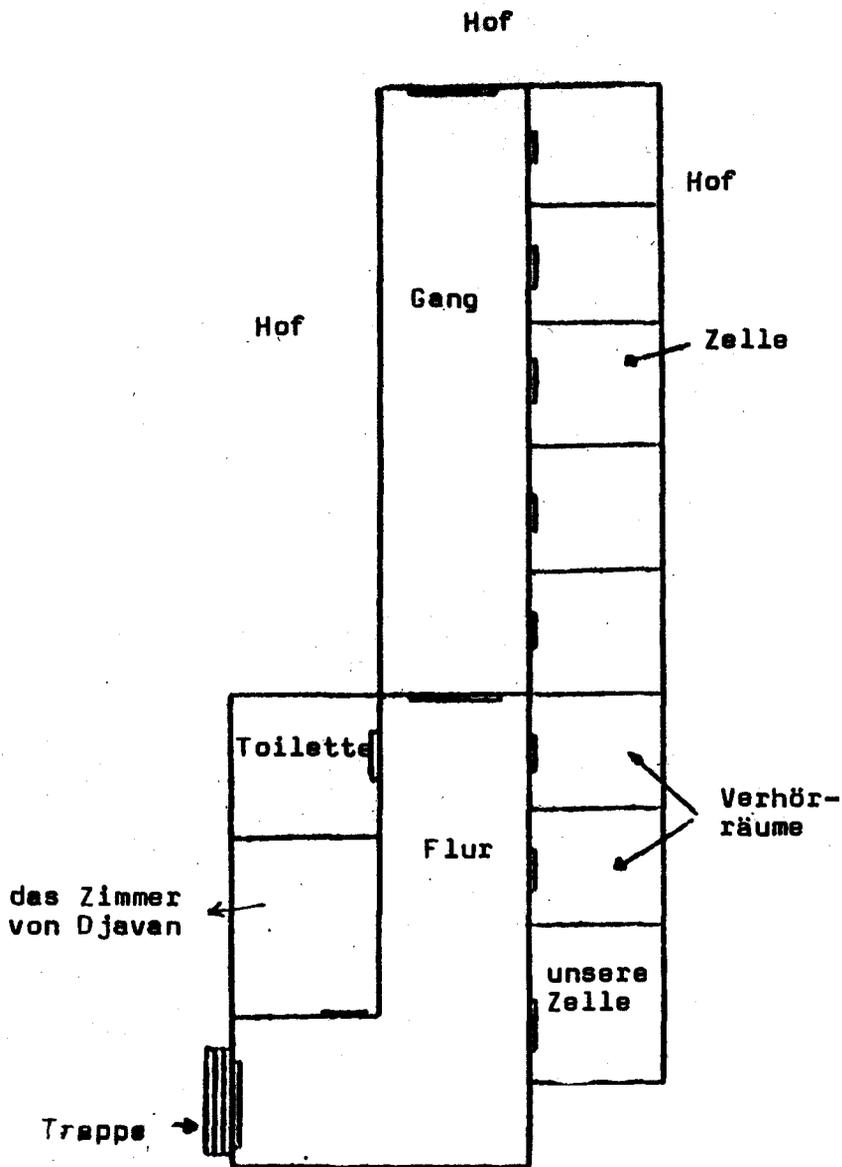
Die Schurken hatten noch die Frechheit zu sagen: "Es tut uns leid, daß Behrouz gestorben ist- er hatte viele Informationen, die uns nützlich gewesen wären." Der Schlächter Hossein-Zadeh sagte in bedauerndem Ton: "Ja, er nahm viel mit sich fort..."

Im Polizeigefängnis hatte ich von der Wärterin gehört, daß der Verräter Schah jeden Tag mit der SAVAK und Polizei telefonierte und sich über Verhöre, Folterungen und ihre Resultate erkundigte. Als er vom Tod des Genossen Behrouz hörte, meinte der Schah: "Das ist schade, ihr hättet aus ihm noch eine Menge Informationen herausbekommen können."

Zwei Tage war ich allein. Am dritten Tag brachten sie uns alle drei in einen Raum. Während der Tage der Einzelhaft machte uns schon allein der Gedanke, daß wir eines Tages wieder zusammensein könnten, glücklich. Aber als wir uns zum erstenmal wiedersahen, war unsere Freude so groß, daß wir nicht wußten, was tun. Wir umarmten uns immer wieder und weinten vor Freude. Eine halbe Stunde waren wir vor lauter Glück nicht fähig, ein Wort herauszubekommen.

Dann trug Genossin Roghiyeh ein Gedicht mit dem Titel "Der Sieg" vor, das sie selbst im Gefängnis geschrieben hatte. Das Gedicht brachte uns viel gemeinsam Erlebtes wieder in Erinnerung, und das machte es noch interessanter für uns.

Der ungefähre Plan des Evin Gefängnisses + unserer Zelle



Wir hatten einander soviel zu erzählen, daß wir zwei Tage und Nächte nicht schliefen. Wir erzählten einander, wie wir verhaftet worden waren, über unsere Erfahrungen mit dem Feind, über die Lügen, die man uns erzählt hatte; und was die Wärterin sich alles ausgedacht hatte um uns voneinander zu entfremden.

Vom zentralen Hof führten drei oder vier lange, enge Stiegen zu einer großen quadratischen Halle. Links war ein großer Arbeitsraum, der von Djavan benutzt wurde. Dann war ein 2.5 bis 3 m breiter Flur mit zwei Türen an der rechten Seite. Am anderen Ende war eine Tür zu einem anderen Flur, der zu drei, vier Räumen führte; die Toilette war gleich daneben. Auf dem Flur standen Stühle für die Gefangenen; sie wurden dort auch verhört. Unser Raum lag dieser Tür gegenüber.

Die Stille lastete auf uns; außer dem Krächzen der Krähen, die von Ast zu Ast flogen, war nichts zu hören. Sehr selten hörte man kurz einen Hund bellen. Diese Stille wurde von den Söldnern ausgenutzt, um Scheinhinrichtungen an Genossen durchzuführen, als eine Art psychologische Folter. Sie hatten das mit vielen unserer Genossen gemacht. Es spielte sich folgendermaßen ab: Früh am Morgen informieren sie einen Gefangenen, daß er zum Erschießen verurteilt sei. Sie verbinden ihm die Augen und fesseln ihn an einen Baum. Dann beginnt die übliche Zeremonie. Das Erschießungskommando steht in einer gewissen Formation dem Gefangenen gegenüber, das Todesurteil wird verlesen: "Du... (Identitätsangaben) bist angeklagt gemäß Artikel (§) ...des... Gesetzes und bist

zum Tode verurteilt. Das Urteil wird nun vollstreckt." Man gibt den Befehl: "Fertig, ziehen...", aber bevor noch "Feuer!" gerufen wird, kommt jemand angelaufen und schreit: "Stop, wir haben gerade den Befehl bekommen, die Erschießung zu verschieben!"

Durch solche "Shows" will der Feind dem Gefangenen einen Vorgeschmack des Todes geben, damit durch die erlittene Angst im Moment der Hinrichtung seine Moral und seine Entschlossenheit geschwächt wird, damit er, wenn er mit dem Tode bedroht wird (beim nächsten Mal) zusammenbrechen und reden würde.

In unserem Raum befanden sich drei Betten mit bequemen Matratzen und Kopfkissen. Die SAVAK-Leute waren "freundlich" und behandelten uns mit "Respekt".

Hossein-Zadeh, Djevan, Tehrani und zwei, drei andere, deren Namen ich nicht herausfand, besuchten uns einigemal in der Zelle, aber meistens kamen Mustafavi und Hushang Fahimi. Fahimi, der eine sehr hohe, weibische Stimme hatte, versuchte durch "wichtige" Bemerkungen mit uns einen freundlichen Kontakt herzustellen. Mustafavi, dumm und dreist, wie er war, trug jeden Tag, wenn er uns besuchte, einen neuen Anzug, um einen "romantischen" Eindruck zu hinterlassen. Zweifelsohne spielte er mit dem Hintergedanken, daß wir trotz allem Frauen sind.

Das Essen war hier schlechter als bei der Polizei, aber es war genug; nur das Frühstück war "hervorragend": Sie brachten uns täglich Marmelade und Butter oder Eier und Käse. Die Menge reichte für mehr als drei Personen. Wir konnten jederzeit Tee haben. Jede Stunde fragte uns ein

Soldat, ob wir Tee wollten. Was für ein eigentümliches Benehmen! Sie brachten uns sogar ein Radio und einige Kopien von dem "Buch der Woche", "Die roten Gelben" und das Buch "Blick" von Mustafa Rahimi. Wir waren mißtrauisch, denn das Radio konnte auch ein Aufnahmegerät enthalten. Ein Kabel, das von unserer Zelle in den Arbeitsraum Djavon's führte, erregte unsere Aufmerksamkeit. Wir untersuchten es, um seinen Zweck herauszufinden. Wann immer wir zur Toilette gingen, versuchten wir dahinterzukommen, ob es auch noch in andere Räume führte. Wir sprachen wegen des Radios und des Kabels auf jeden Fall leise; die wichtigsten Dinge schrieben wir auf den Fußboden, damit der Feind nichts erfuhr.

Wenn Fahimi und Mustafavi zu uns sprachen, beobachteten wir sie sehr aufmerksam und versuchten, über das, was sie sagten, herauszubekommen, ob sie uns wirklich abhören konnten.

Von Zeit zu Zeit kam ein SAVAK-Agent und fragte Genossin Roghiyeh, wie man TNT herstellt. Er stellte sich als Chemiestudent vor und behauptete, Untersuchungen zu machen. Wie dumm von ihnen, zu denken, daß wir solchen Unsinn glauben würden. Mustafavi sagte, daß dieser "Student" wirklich viel von Sprengstoff verstünde, und daß er jedesmal, wenn sie ein verdächtiges Haus betreten wollten, vorausging, um nachzusehen, ob es vermint sei, und daß er sodann den Sprengstoff entschärfe.

Anfang Dezember sahen wir von unseren Fenster aus, daß die SAVAK einige Autos (Aria, Benz) und zwei offensichtlich mit Munition und Lebensmittel beladene Militärlastwagen, in denen auch einige Sol-

daten saßen, bereitgestellt hatte. Der "einfache Chemiestudent" - so nannten wir ihn, wenn wir unter uns waren - dieser Mächtegern-Spion und Sprengstoffexperte hatte, wie auch einige andere Soldaten einen militärischen Tarnanzug (grün-grau) an, bestieg mit einer Gruppe in Zivil die Wagen und fuhr davon. Zuerst dachten wir, daß sie ein Haus umstellen wollten. Doch in Tarnanzügen mitten in der Stadt ein Haus zu umstellen, kam uns eher sinnlos vor. Hatten sie vor, in den Wald oder zu einem Manöver zu fahren? Wir sahen ihnen nach solange wir konnten und dachten nach, bis das zornige Gebrüll eines dicken SAVAK-Agenten, warum ein Soldat seinen Wagen nicht sauberhalten könne, unseren Gedankengang unterbrach.

Wir durften auf die Toilette gehen, wann wir wollten, sie mischten sich nicht mehr ein. Das war sehr wichtig für uns, denn so konnten wir andere Genossen sehen, die draußen auf den Stühlen saßen und darauf warteten, verhört zu werden. Wir verließen nacheinander die Zelle, mit der Ausrede auf die Toilette zu müssen. Wir tauschten Grüße aus, gaben Zeichen mit der geballten Faust, sagten Parolen und verliehen irgendwie unserer Solidarität Ausdruck.

Solche Ereignisse erfüllten unser Leben mit Freude und Enthusiasmus. Es waren glückliche und wertvolle Momente. Wir sagten zu denen, die die Fragebogen ausfüllten: "Ihr werdet vom Volk geprüft und müßt diese Prüfung bestehen!" Zu anderen sagten wir: "Wenn das Volk prüft, gibt es keine zweite Chance, seid vorsichtig!"

In einer Umgebung, wo der Feind alles

Mögliche versucht, uns ein Gefühl der Einsamkeit zu geben, indem er uns Lügen auf-tischt und andere Genossen als Verräter hinstellt, erfüllten uns die glücklichen Gesichter der wahren Freiheitskämpfer mit Eifer und Begeisterung, auch wenn wir nur einen Gruß austauschten, der revolutionäre Haltung und Verbundenheit zum Volk ausdrückte.

Wir trafen viele wahre Freiheitskämpfer auf diesem Korridor, deren Haltung so heldenhaft war, daß der Feind nicht umhin konnte, sie zu achten. Mustafavi sagte: "Nun wissen wir, daß, wenn jemand das Wort "Volk" mit solcher Leidenschaft ausspricht, er ein Mitglied der O.I.P.F.G. ist." In Wirklichkeit ärgerten sie sich sehr über die Art und Weise, in der ihre Fragen beantwortet wurden. Auf Fragen wie: "Staatsangehörigkeit, Beruf, Aktivitäten etc." schrieben unsere Genossen: "wir sind Bürger des iranischen Volkes; wir sind Guerillakämpfer des Volkes; wir kämpfen für das Volk, Sieg dem Volk."

Unsere männlichen Genossen wurden in Einzelhaft gehalten, aber einmal geschah es auch, daß sie 35 Genossen unserer Organisation zusammenbrachten. Die Genossen Masoud Ahmad-Zadeh, Hamid Tavakholi, Saeid Arian(37), Abbas Meftahi, Asakollah Meftahi(38), Ali-Reza Nabdel und andere Mitglieder der Volksmujahedin waren unter ihnen. Genosse Mahaf(39) wurde zusammen mit einem Genossen der Volksbefreiungsorganisation Iran in eine Zelle gebracht (40).

Hier waren Soldaten und Unteroffiziere als Personal angestellt, keine Polizisten. Um herauszufinden was sie über unsere Arbeit für die Revolution dachten,

sagte ich zu ihnen: "Ihr wißt, daß diese Schlächter hier meinen Bruder umgebracht haben." Einer dieser Soldaten erzählte Djavan, was ich gesagt hatte. Das war zwei Tage nachdem wir im Evin angekommen waren. Djavan holte mich in sein Zimmer und fragte, weshalb ich das gesagt hätte. Ich antwortete: "Ihr seid doch noch stolz darauf, ein Schlächter zu sein, was ist also falsch an meiner Rede?" Djavan runzelte die Stirn und sagte drohend: "Sei vorsichtig mit dem, was du sagst. Du bist nicht mehr bei der Polizei. Unsere Soldaten sind mir treu ergeben, sie sagen uns die geringsten Dinge. Außerdem weiß jeder, daß die SAVAK zusammen mit der Polizei Behrouz Deghani ermordet hat. Also weshalb sagst du so etwas!" Der Gipfel der Schamlosigkeit! In Gedanken vervollständigte ich den Satz: "...und damit haben sie den Volkzorn und den Wunsch nach Rache angeheizt." So wird es sein. Das Volk ruft: "Fürchtet unsere Wut, denn sie ist ein roter Damm unterdrückter Hoffnungen."

Hosseinis Frau war fünfunddreißig oder sechsunddreißig Jahre alt und trug einen Schleier. Sie besuchte uns öfters und behandelte uns mit Respekt und Demut. Einmal begleitete sie mich in die Stadt, um Brillen zu kaufen. Am Abend, als es dunkel geworden war, bestiegen wir ein Auto. Ich saß auf dem Rücksitz, er war total verdunkelt und hatte eine Tür nach vorne. Ein kleiner Gendarm in abgetragener Uniform begleitete uns. Ich beobachtete ihn genau, um herauszufinden, ob er bewaffnet war. Aber ich konnte nichts sehen. Wir fuhren zu Dr. Khorram. Da ich die Straßen nicht sehen konnte

te, wußte ich nicht, wo wir waren. Wegen meiner Kurzsichtigkeit und der abendlichen Dämmerung konnte ich nicht weiter als fünf Schritte sehen. Als wir ausstiegen, konnte ich nichts erkennen, außer dem Licht der Straßenlampen und vorbeihuschenden Schatten. Wir gingen zwanzig Meter, dann überquerten wir die Straße. Natürlich dachte ich die ganze Zeit an Flucht; doch so sehr ich mich auch umsah, ich vermochte mich nicht zu orientieren. Ich konnte nicht sagen, ob der Mann, der in unserer Nähe stand, ein normaler Passant oder ein Polizist war, oder ob es in der Nähe eine Gasse gab oder nicht. So verwarf ich meine Fluchtpläne.

Ich fragte die SAVAK-Söldner, ob wir mit unseren männlichen Genossen zusammen vor Gericht stehen würden. Sie antworteten: "Das würde einige von ihnen ins Unglück treiben. Denn diejenigen, die vernünftig sind und sich bei Gericht (gut) benehmen wollen, würden sich in eurer Anwesenheit schämen und somit würden sie dann die Richter zwingen, sie zum Tode zu verurteilen!"

So wurde uns die Art der "Gerichtsbarkeit der Sonne der Arier" klar vor Augen geführt. Auf diese Weise erfuhren wir, daß Todesurteil oder Gefängnis nichts mit dem zu tun hatte, was man getan hatte. In jeder Akte über den Gefangenen gibt es eine Seite, die die Ansicht der SAVAK über den Gefangenen enthält. Diese Stellungnahme hatte großen Einfluß auf das Urteil. Die Ansicht der SAVAK ist also maßgebend für das Strafmaß, das Verhalten des Gefangenen vor Gericht beeinflusste das Urteil nur gering. Natürlich

stimmte die Meinung der SAVAK nicht immer mit dem Verhalten der Genossen vor Gericht überein. So mußte die SAVAK dann ein zweites Gutachten formulieren. Dieses konnte so große Wirkung auf das Gericht haben, daß einer, der zuerst nur zu drei Jahren verurteilt worden war, dann zu zehn Jahren verurteilt wurde, und zehn Jahre in fünfzehn Jahre und fünfzehn Jahre in die Todesstrafe umgewandelt wurden. Bei einem Todesurteil hatte das Verhalten der Gefangenen vor Gericht keinen Einfluß, denn dies war schon von der SAVAK beschlossen worden.

Um unsere Verfassung auf die Probe zu stellen, sagten uns die Söldner immer wieder, daß, wenn wir uns vor Gericht "normal" verteidigen und nicht über unsere Ideologie und die Folterungen sprechen würden, wir zu maximal ein, zwei Jahren verurteilt werden würden. Sie fügten hinzu: "Seid ihr bereit, euch vor Gericht gut zu benehmen und keine Parolen zu rufen, dann werden wir euch zusammen mit den Genossen vor Gericht bringen!"

Wenn die Söldner mit revolutionärer Haltung und wahren Freiheitskämpfern konfrontiert sind, für die die Interessen der Revolution ihr ganzes Dasein sind, die niemals an sich selbst denken, sondern nur an den Fortschritt und den Sieg der Revolution, so sind sie hilflos.

An einem Tag redete Mustafavi von Todesurteilen, um uns Angst einzuflößen, aber unsere Genossen sprachen von dem Glück, ein Märtyrer des Volkes zu werden.... Die Hilflosigkeit des Feindes war ein Schauspiel.

Das Treffen mit Genossen Masoud- ein großes Ereignis

An diesem Tag brachten sie Genosse Masoud Ahmad-Zadeh zu uns. Wir alle drei standen hinter der Tür. Es ist unmöglich zu beschreiben, wie aufgeregt wir waren, ihn zu sehen.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür und unser Genosse wurde hereingebracht. Wir drei schüttelten ihm mit leidenschaftlicher Wärme die Hand. Sein Gesicht strahlte Freude und feierlichen Ernst aus. Als wir ihm die Hand gaben, bemerkten wir, daß er sie nur mit Mühe heben konnte. Wir schauten uns an und bereuten, daß wir ihm so sorglos die Hand geschüttelt hatten. So fragten wir ihn: "Tut dir die Hand nach so langer Zeit nach den Folterungen immer noch weh?" Er bewegte seine Hand ein wenig und sagte: "Nein, es ist nichts!" Er setzte sich auf den Boden und wir setzten uns stolz um ihn herum. Genossin Roghiyeh begann mit zitternder Stimme und Tränen in den Augen zu beschreiben, wie sie beim Verhör reagiert hatte. Sie stellte Genossen Masoud dieselbe Frage, die sie uns vorher schon gestellt hatte: "Hab ich deiner Meinung nach damit die Sache verraten?" Genosse Masoud schüttelte den Kopf und sagte: "Natürlich nicht. Das kann man nicht Verrat nennen!" Dann fragte er uns mit stolzem Lächeln: "Habt ihr etwas über Genossen Majid (Ahmad-Zadeh) gehört?" Mustafavi wollte ihn daran hindern, es uns zu erzählen. Wir taten, als bemerkten wir ihn nicht und fragten aufgeregt, was geschehen sei. Er erzählte es uns: "SA-VAK-Agenten verhafteten Genossen Majid

mit Hilfe des Verräters Azad-Sarve(41). Nachdem sie ihn in die Beine geschossen hatten, setzten sie ihn zwischen zwei Agenten auf den Rückstutz. Ein anderer Agent und Azad-Sarve saßen vorne beim Fahrer. Genosse Majid trug eine Granate bei sich. Die Agenten hatten sie beim Durchauchen nicht bemerkt; sie hatten ihm nur seine Waffe abgenommen. Majid nahm eine Zyankali-Kapsel in den Mund, entscherte seine Granate und warf sie nach vorne. Azad-Sarve, der Verräter hob die Granate sofort auf und wollte sie aus dem Auto werfen, doch sie explodierte in seiner Hand. Azad-Sarve und der Fahrer wurden getötet, Genosse Majid und die zwei Agenten verwundet. Einer der SAVAK-Agenten konnte aus dem Auto aussteigen und wollte um Hilfe funken. Doch in diesem Moment kam ein Streifenwagen, und als sie die Maschinenpistolen sahen, dachten sie, es wären Guerillas und schossen auf die SAVAK-Agenten, die sie dabei noch mehr verwundeten. Während Masoud ruhig dieses Ereignis erzählte, wand sich Mustafavi vor Frustration, ohne jedoch etwas zu sagen. Schließlich sagte er, um sich selbst zu trösten: "Das war nur ein Unfall." Wir lachten vor Freude und Masoud fuhr fort: "Azad-Sarve war der erste Verräter, der bestraft worden ist."

Wir hatten uns noch so viel zu erzählen, daß wir nicht wußten, wo wir beginnen sollten. Einen Augenblick lang war es still. Unser Genosse sprach wie gewöhnlich wenig und Shahin sagte zu ihm: "Du weißt, wie wichtig jedes Wort von dir für uns ist, warum also sagst du nichts!" Masoud lächelte. Ich hatte eine Frage an ihn, die

ein Genosse mir gestellt hatte, die ich aber nicht hatte beantworten können: "Wie ist die Organisation aufgebaut? Kannst du uns wenigstens soviel sagen, wie der Feind ohnehin schon weiß?" Mustafavi lachte und wiederholte das Wort "Feind" mit einem ironischen Unterton.

Der Genosse sprach ein wenig, aber ich fühlte, daß er über diese Sache nicht viel sagen wollte. So wechselte ich das Thema. Mustafavi war nun mit seiner Geduld am Ende und sagte: "Sogar wenn ich hier bin, redet ihr nur über die Interessen eurer Organisation." Dann wollte er Masoud wegbringen. Wir fühlten grenzenlose Liebe für unseren Genossen. Genossin Shahin, die ihn vor einigen Minuten das erste Mal gesehen hatte, empfand eine so reine und aufrichtige Liebe für ihn, daß sie ihn immer wieder umarmte. In diesem Augenblick wurden wir Zeugen eines Beispiels reinsten Verehrung, und wir erkannten, daß nur wahre Revolutionäre sich einer so großen Verehrung und Liebe erfreuen können. Das war das erste und letzte Mal, daß wir unserem heldenhaften und unvergeßlichen Genossen begegnet sind.

Treffen mit anderen Genossen

Einmal hatten wir Gelegenheit, die Genossen Saeid Arian und Hamid Tavahkoli zu treffen, wenn wir auch nicht viel mit ihnen sprechen konnten. Der nichtswürdige Hosseini war im Zimmer und verbot uns zu sprechen. Die elenden Kreaturen glaubten, daß wir in Weinen und Jammern ausbrechen würden, wenn wir uns ähnen. Sie hatten unsere hohe Moral unseres Widerstandes. Dieses Treffen zwischen Shahin, Hamid und Saeid waren extra für den Zweck arrangiert worden, um die Gefühle zwischen Bruder und Schwester, Ehemann und Ehefrau hereuszufinden um sie dann zu schwächen. Aber das Treffen dieser drei heldenhaften Genossen war so im Geiste von Guerillakämpfern, daß die SAVAK-Agenten bedauerten, sie zusammengebracht zu haben. Das einzige, woran die drei während ihres Treffens nicht dachten, war die familiäre Bindung; denn keine Beziehung ist so dauerhaft und erfreulich wie die zwischen Genossen. Diese drei Revolutionäre waren in erster Linie Genossen. Sie sangen revolutionäre Lieder und redeten nur vom Volk, für das sie so große Liebe hegten. Die SAVAK-Agenten wollten, indem sie von ihren eigenen Kindern sprachen, die Genossen Shahin und Saeid an deren Sohn Samad erinnern und sie so durch Emotionen schwächen und von Weg der Revolution abbringen. Aber diese wahren Revolutionäre dachten nicht nur an ihren eigenen Sohn und an einen Samad. Sie erinnerten sich an die elende Lage von Millionen Kindern auf der Welt, ihre hageren, wächsernen Gesichter; wie sie in Fabriken arbeiten, unter der Herrschaft von Marionettenregimen- wie dem des despoti-

schen Pahlavi-Regimes -, wo man von Kindheit an erniedrigt und ausgebeutet wird. Sie waren Freunde aller unterdrückten Kinder auf der Welt, und fühlten sich mitverantwortlich für die Aufgabe, sie aus den habgierigen Händen der Ausbeuter zu befreien. Saeid erinnerte Shahin an ein Arbeiterhepaar, das sie kannten, und sagte: "Du weißt, sie können keine Kinder haben, denn diese würden aus Mangel an Essen und Medikamenten sterben."

Einmal traf ich auch meinen jüngeren Bruder Mohammed. Vorher jedoch gab mir Mustafavi zu verstehen, daß er sich in schlechter Verfassung befände und sie ihn mir brächten, damit er sich beruhige, und ich mich daher normal benehmen und nicht Parolen und Guerilla-Lieder vortragen sollte.

Ich hatte Mohammed seit einem Jahr vor meiner Verhaftung nicht mehr gesehen und wußte daher nicht, wie er sich entwickelt hatte. War er der Organisation beigetreten? Auf jeden Fall war er aus irgendeinem Grund verhaftet worden. Der Feind wollte ihn dazu benutzen, die Auswirkung des Heldentodes von Genossen Behrouz unter der Folter zu neutralisieren, sie planten ein Fernsehinterview mit ihm. Mohammed und ich hatten Behrouz wegen seines revolutionären Charakters geliebt und wollten immer mit ihm zusammen sein. Ich konnte mich noch lebhaft daran erinnern, wie wir uns gefreut hatten, wenn er an die Tür klopfte, und wie schnell wir aufgesprungen waren, um zu öffnen. Er war es gewesen, der für uns sorgte - in materieller wie auch in geistiger Hinsicht. Er hatte den Weg der Revolu-

tion und zur Befreiung der Massen von jahrhundertelanger Ausbeutung verstanden. Er lehrte uns, diesen Weg entschlossen und mutig bis zum Sieg zu gehen. Bei jeder Gelegenheit sprach er mit uns über Marxismus, ganz gleich wie kurz die Zeit war; er drückte sich stets in klarer, einfacher Sprache aus. Wenn wir ihm Fragen stellten, versuchte er mit Geduld und Liebe die richtige Antwort zu finden. Es gab nichts in seinem Leben, das er nicht in den Dienst der unvergänglichen Sache der Revolution gestellt hätte. Er war überzeugt, daß wir auch unsere, des Lesens und Schreibens unkundige Mütter den Marxismus lehren könnten. Daher versuchte er es immer, wenn sich die Möglichkeit bot. Er kannte viele türkische Redewendungen, die die dialektischen Gesetze in einfacher Weise zum Ausdruck brachten. Viele davon enthielten tatsächlich sehr anspornende Parolen: "Bulanmassa, durulmaz."- "Ohne Revolution gibt es keine Ordnung" und "El chekmayen, el chekmaz, gerek Jan cheke dardi."- "Der wahre Pilger ist nicht vom Weg abzubringen, auch wenn er sein Leben dafür geben muß, Hindernisse zu überwinden."

Diese letzte Redewendung hat er oft wiederholt. Genossen Behrouz' Herz war voll Liebe und Vertrauen: Liebe für die unterdrückten Massen auf der Welt und Vertrauen in den endgültigen Sieg ihrer Revolutionen. Wie konnten wir ihn nicht lieben? Gerade hier lag der schwache Punkt bei Mohammed, den die SAVAK ausnutzen wollte.

Sie ließen Mohammed in Isolationshaft

und ließen in der Nebenzelle ein Tonband laufen, auf dem die Geräusche von Behrouz's Folterungen aufgezeichnet waren. Einige Male gaben sie auch frühmorgens in der Nähe seiner Zelle Schüsse ab und sagten ihm, sie hätten einige Genossen erschossen. Auch weckten sie ihn des öfteren um Mitternacht und gaben vor, ihn gleich foltern zu wollen. Die fortdauernde, psychische und manchmal auch physische Folter und die Tatsache, daß sein älterer Bruder Behrouz tot war, hatten ihn geschwächt. Als er zu mir in die Zelle gebracht wurde, sah er sehr blaß aus, konnte sich nicht konzentrieren und war nicht in der Lage, einen zusammenhängenden Satz zu sagen. Was er sagte, war ein sinnloses Durcheinander. Obwohl er seine Augen schloß, um sich besser konzentrieren zu können, schaffte er es nicht. Er mißtraute dem Feind dermaßen, daß er, als er zu mir gebracht wurde, zuerst nicht glauben wollte, daß ich tatsächlich seine Schwester war; er glaubte, daß dies wieder nur ein Trick des Feindes sei und daß es in seinem gegenwärtigen Zustand besser wäre, seinen Augen nicht zu trauen. Er sagte zu Fahimi: "Ich weiß, daß ihr mich foltern werdet, wenn ihr mich wegbringt, aber es macht mir nichts aus, ich werde doch immer sagen, was ich denke!" Dann zeigte er auf das Bild des Schahs an der Wand und sagte in kindlicher und naiver Art: "Nun, ihr wißt, das ist die Sache..... ich bin ihm gegenüber nicht loyal.. er ist der Feind."

Während er bei uns in der Zelle war, beeindruckte uns sein einfaches und ehrliches Auftreten. Ich verstand den tiefen Sinn seines einfachen Satzes: "Ich bin nicht loyal....." Wenn er mehr politische

Erfahrung gehabt hätte, wäre er besser in der Lage gewesen, seine wahren Gefühle auszudrücken, er hätte diese wirksamer und ausdrucksvoller formuliert.

Nach der Volksschule⁺ hatte Mohammed bereits mit 12 Jahren in mehreren Garagen und Werkstätten gearbeitet, und gleichzeitig am Abend gelernt. Nach einer Weile war er ein gut ausgebildeter und geschickter Arbeiter geworden, der für uns eine praktische Hilfe war.

Ich kannte ihn sehr gut und war mir seines Hasses auf den Feind bewußt. Es Überraschte mich daher gar nicht, als ich von dem Zusammenstoß hörte, den er mit Khatayi während seiner ersten Tage im Gefängnis gehabt hatte. Als Khatayi ihn wieder einmal um Mitternacht aufgeweckt hatte, um ihn zu quälen, stürzte sich Mohammed auf ihn und biß ihn fest ins Bein. Er ließ nicht mehr von Khatayi ab und man brauchte mehrere SAVAK-Söldner, um ihn wegzubringen.

An dem Tag, als er in unsere Zelle kam, waren wir alle drei bestrebt, durch das Gespräch seine Haltung zu stärken. Die Söldner beeilten sich uns zu trennen.

Später, als ich dann schon im Quasr-Gefängnis war, hörte ich, daß sie ihn, noch bevor er sich hatte erholen können, wieder gefoltert und dann über einen Monat in Isolationshaft gehalten hatten. Er war dann zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Ungefähr 20 Tage hielten sie uns im Evin. Mitte Dezember hatten sie dann einige Mitglieder der Volksbefreiungsorganisation gefangengenommen. Da sie nicht genügend Platz hatten, brachten sie uns ins Quasr-

⁺ 6. Schuljahr

Gefängnis. Es kommt auch gelegentlich vor, daß sie aus solchen Gründen einen, der in Isolationshaft ist, mit andern zusammentun müssen. Manchmal wurden auch Gefangene, die wegen geringfügiger Delikte im Gefängnis waren, aus Platzgründen freigelassen.

Bevor wir im Evin weggebracht wurden, brachten uns Hosseini 3 Bögen Papier, auf denen wir niederschreiben sollten, ob wir mit der Behandlung zufrieden gewesen waren oder Beschwerden hätten. Wir drei sahen uns überrascht an und fragten uns, welchen neuen Trick sie wieder ausspielen wollten. Sofort wurde uns dann auch der Grund für den "freundlichen" Empfang klar, den ich vorhergehend beschrieben habe. Sie wollten also wissen, ob die gute Behandlung dieser Tage unsere Meinung über die SA-VAK ändern konnte.

Genossin Shahin nahm die Bögen, warf einen kecken Blick darauf und schrieb: "Die Behandlung war nicht anders, als wir sie von euch erwartet hatten."

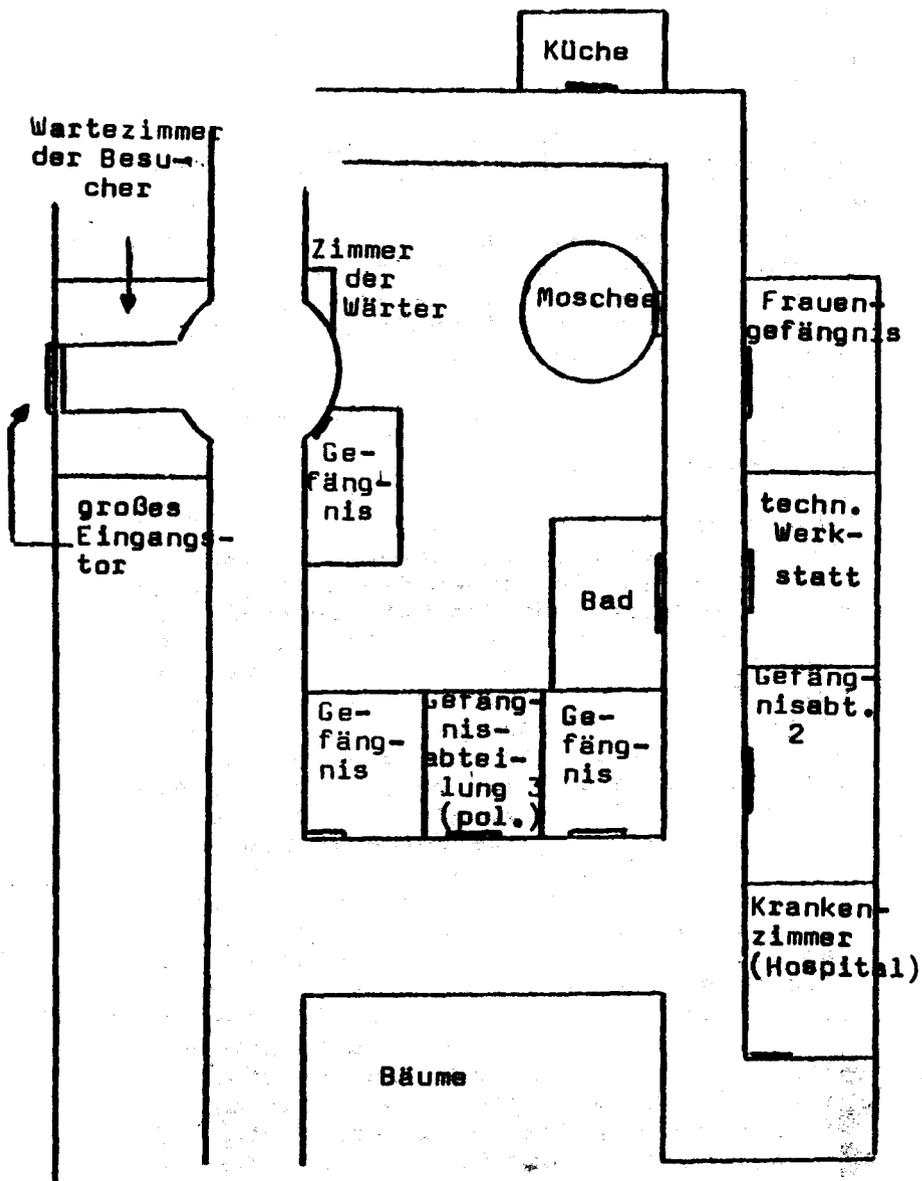
Roghiyeh und ich schrieben in etwa dasselbe, formulierten es aber etwas anders. Es war bekannt, daß Tee servieren und andere Gefälligkeiten einem bestimmten Zweck dienen. Bevor sie uns ins Quasr brachten, mußten wir noch ins Quezel Qualé-Gefängnis und ins Polizeipräsidium, wo sie Fingerabdrücke nehmen und Fotos von uns machten. Der Raum, in dem die Fingerabdrücke abgenommen wurden, war voller Zigarettenqualm; dort waren viele ungewaschene und unrasierte männliche Gefangene. Ein kleiner, alter Mann, der eine Schale mit Linsen und Reis in der Hand hielt, war überrascht, uns zu sehen; er wollte freundlich sein und bestand darauf, daß wir mit ihm das Essen

teilten. Ein anderer, sehr magerer und blasser Junge im Alter von 12 - 13 Jahren bot uns mit derselben Geste der Zuneigung und Solidarität sein Essen an. Daß wir unter solchen Umständen Zeugen derartiger Szenen wurden, bedeutete unvergeßliche Erfahrung für uns. Diese freundlichen und ehrlichen Gesichter behielten wir tief in unseren Herzen. Niemals werden wir deren reine und ehrliche Zuneigung uns gegenüber vergessen.

IM QUASR GEFÄNGNIS

Bessere Bedingungen im Gefängnis- nur eine andere Verschwörung gegen die Kämpfer

Wir kamen im Quasr-Gefängnis an. Nach dem Durchschreiten des Haupttores sahen wir zwei große Hallen, wo die Besucher empfangen wurden. Im Gefängnis gab es, abgesehen von der Frauenabteilung, noch 8 andere Abteilungen für politische und nicht politische Gefangene. Die Abteilung Nr. 3 und die Nr. 4 waren für politische Gefangene. Es gab auch ein Krankenhaus, ein Bad, eine Küche, eine Werkstätte und eine Moschee, die zwar aussah wie eine Moschee, doch voll von Gefangenen war. Wir wurden in die Frauenabteilung gebracht, die am anderen Ende des Gefängnisses lag. Neben der Tür stand ein Oberst mit blödem und stolzem Gesichtsausdruck, ein weiterer Offizier und einige Polizisten. Es waren der Gefängnisdirektor, der diensthabende Offizier und die Gefängnispolizei. Im Evin sagte man uns, um uns zu erschrecken, daß das Quasr-Gefängnis voll von verkommenen und verdorbenen Frauen sei, und, daß ein normaler Mensch es dort nicht aushalten könne. So erwarteten wir uns dort ein rauhes, aufreibendes Leben. Bevor wir die Frauenabteilung erreichten, kamen wir an einem Hof vorbei, wo wir einige Frauen spazierengehen sahen. Wir mußten einige Zeit im Gefängnisbüro warten. Wir sahen zum Fenster hinaus und grüßten einige der Frauen, die hineinschauten. Das war unsere erste kurze Begegnung mit den Frauen. Später entdeckten wir, daß sie entgegen dem, was



Ungefähre Skizze des Quasr-Gefängnisses - Erdgeschoß

die SAVAK gesagt hatte, sehr freundlich waren. Die Ausdrücke "verkommen" und "verdorben" paßten eher auf die SAVAK-Agenten, nicht auf diese unglücklichen Frauen, die durch soziale Ungerechtigkeit, Ungleichheit und Armut ins Gefängnis gekommen waren. Im folgenden werde ich einiges über das Unglück dieser Frauen und das, was sie mir anvertrauten, schreiben; obwohl es kaum jemanden gibt, der nichts darüber weiß.

Die Frauenabteilung war ein zweistöckiges Gebäude. Das Obergeschoß war für die sozialen Gefangenen und durch eine Tür vom Erdgeschoß getrennt. Sie war immer abgeschlossen, ausgenommen, wenn wir zum Luft-Schnappen hinausgebracht wurden. Im Erdgeschoß befanden sich die Direktion, das Abteilungsbüro, das Krankenzimmer und ein Raum für weibliche politische Gefangene.

Mastureh Ahmad-Zadeh und drei ihrer Freundinnen, die verhaftet worden waren, weil sie Kontakt mit unserer Organisation gehabt hatten, und ein Mädchen, dessen "Verbrechen" darin bestand, eine Broschüre besessen zu haben, waren die ersten weiblichen politischen Gefangenen in diesem Gefängnis. Als wir hierhergebracht wurden, waren sie entlassen worden und andere waren dazugekommen.

Es waren vier Frauen, die Hälfte einer Gruppe mit 8 Mitgliedern (vier Frauen, vier Männer), die keinen Kontakt mit politischen Organisationen hatten, aber von der Siahkal Bewegung und dem mutigen Kampf der Genossen Puyan und Pairov-Naziri beeinflusst waren. Sie hatten Parolen an die Wand geschrieben und waren deshalb

verhaftet worden. Es waren auch Atefeh Jafari (42) da und Sharon Laber-King, eine Amerikanerin, deren Name in jenem Jahr immer wieder in den Zeitungen auftauchte, und zwei andere Frauen, die für kurze Zeit verurteilt worden waren. Ich war sehr glücklich, so viele Frauen zu sehen, denen man politische Aktivitäten vorwarf.

Schon nach kurzer Zeit merkte ich, daß die Atmosphäre nicht so war, daß man vollkommen glücklich sein konnte. Zwar wurden die Arbeiten weitgehend gemeinschaftlich erledigt, doch Freundschaften untereinander kamen nicht genügend zustande.

In unserer Zelle standen fünf große, zweistöckige Betten, ein Tisch in der Mitte und ein Abfallkübel, den wir als Stuhl benutzten; es gab kaum Platz. Wir konnten nicht durch das Zimmer gehen, ohne Lärm zu machen oder über etwas zu stolpern. Es gab nur zwei oder drei Bücher, wie zum Beispiel "Nasekh-al-Tavarikh" (ein langweiliger, alter Geschichtsabriß). Es gab keine geregelte Disziplin; im Raum mußten gewisse Änderungen vorgenommen werden. Shahin, Roghiyeh und ich waren mehr oder weniger emotionale Menschen, von großem Enthusiasmus beflügelt, aber in dieser Situation fehlte uns die Erfahrung und somit waren wir zunächst nicht fähig zu einer konkreten Analyse und Lösung des Problems. Wir waren zu optimistisch und dachten, daß jeder, der ins Gefängnis kommt, so sein müßte wie wir. So erhofften wir uns von den anderen Dinge, die sie nicht erfüllen konnten. Der wichtigste, trennende

Faktor war, daß man Menschen mit verschiedenen Neigungen und Tendenzen zu einer Gruppe geformt hatte; wir mußten Tag und Nacht miteinander im geschlossenen Raum verbringen. Außerdem spielte auch unsere begrenzte Einsicht und teilweise ein Unverständnis für die Probleme eine Rolle. Doch diese Umstände halfen, unsere Fähigkeiten zu entwickeln und die Probleme immer rechtzeitig wahrzunehmen.

Nach einem Monat wurden die vier Frauen der Achter-Gruppe entlassen. So änderte sich die Zusammensetzung unserer Gruppe immer wieder. Aber wir versuchten, unserem Leben eine gewisse Richtung zu geben. Wir waren überzeugt, daß ein Freiheitskämpfer in jeder Lage den Kampf fortführen und immer ein Kämpfer bleiben muß. Unter den veränderten, günstigeren Haftbedingungen in diesem Gefängnis merkten wir auch, daß der Feind nicht nur eine Taktik anwendet um die revolutionäre Moral zu zerstören. Für einen Kämpfer ist es genauso schlecht, in einer warmen, bequemen Zelle zu leben wie in einem dunklen Loch; die Auswirkungen sind noch schlimmer, denn so wird die Sehnsucht nach Gemütlichkeit und Bequemlichkeit genährt. Diese Methode erprobte der Feind nun an uns. Unsere Zelle hatte ein großes, sonniges Fenster und ein Waschbecken. Es gab breite, bequeme Betten und Polster, wie sie viele von uns nicht einmal zu Hause gehabt hatten. Innerhalb der Frauenabteilung gab es auch einen Raum, wo Milch, Eier, Joghurt, Zwiebeln etc. verkauft wurden. Was die Körperpflege betraf, so konnten wir einmal in der Woche ein Bad nehmen. Das ist ein

kleines Beispiel für den Komfort und der Abhängigkeit, die das Regime draußen einem Teil der Kleinbürger zugesteht, um einen Hang zur Bequemlichkeit und zu friedlichen Umständen zu fördern und ihre Gedanken von fundamentaleren Problemen abzulenken.

Wir wußten alle, daß eine Gewöhnung an Bequemlichkeit eine große Gefahr bedeutet. So wollten wir ein Programm aufstellen, damit solche Neigungen in uns nicht Wurzeln fassen konnten. Einige von uns meinten, daß solche Maßnahmen nicht notwendig seien, da ein Revolutionär mit Kraft und Vertrauen auch schwierige Bedingungen ertragen könnte. Aber die meisten Genossen wußten aus Erfahrung, daß solche Erleichterungen ein Teil der Verschwörung des Feindes waren. Wir mußten gegen sie kämpfen und durften ihnen nicht erliegen.

Sharon Laber King - unsere amerikanische Mitgefängene

An dieser Stelle möchte ich über die Amerikanerin Sharon Laber King reden. Sie wurde wegen angeblichem Spionageverdacht inhaftiert. Um ihre Verhaftung hatte die iranische Presse viel Wind gemacht. Sie war eine Frau mit ziemlich geringem politischen Bewußtsein. Verlobte eines iranischen Studenten, der Mitglied der CISNU war. Er schickte seine Verlobte Sharon zu seiner Familie in den Iran, weil er selbst nicht einreisen durfte. Er hatte sie gebeten, bei ihrem Besuch auch ein paar Bilder von verschiedenen Regionen des Iran aufzunehmen. Sie kam ausgerechnet zu der Zeit in den Iran, als die Propagandamaschinerie des Regimes verzweifelt versuchte solche Leute für ihre Zwecke auszunutzen, damit der neuentstandene revolutionäre Schwung neutralisiert würde, und die konterrevolutionäre Ruhe des Regimes unbeschadet bliebe.

Bevor wir ins Gefängnis kamen, war Sharon schon zweimal in den Hungerstreik getreten, weil sie noch keine Verhandlung gehabt hatte, um gegen ihre sechs Monate währende Haft zu protestieren, war sie zum dritten Mal in den Hungerstreik getreten. Sie war ein entschlossener und ehrlicher Mensch. Sie wollte frei gelassen werden. Trotz ihres geringen politischen Bewußtseins fiel sie selten auf die Tricks des Feindes herein.

Während des Prozesses bestand man immer wieder darauf, sie sollte den Schah um Gnade bitten. Sie lehnte es aber entschieden ab. Der Vorschlag kam auch von

dem amerikanischen Botschafter im Iran. Auch der Gefängnisleiter wollte es so. Doch das alles verärgerte sie sehr. Sie sagte: "Ich würde niemals so etwas tun." Letztendlich war es Sharon's Widerstand, der die Herren zwang, ihre Forderungen an sie herunterzuschrauben. Sie forderten sie auf, einen Brief an den Botschafter zu schreiben, ihre Situation zu schildern und um ihre Freilassung zu bitten. Aber trotz des schwierigen Lebens im Gefängnis und trotz ihres Willens, schleunigst wieder nach Amerika zurückzukehren, lehnte sie auch diese Forderung ab. Sie sagte: "Ich werde meine Freiheit auf eine andere Weise erzwingen.", und trat in Hunger + Durststreik (In diesem Fall sind die Überlebenschancen des Streikenden auf 3 Tage beschränkt).

Im Unterschied zu den letzten Hungerstreiks kümmerte sich diesmal kaum noch jemand um sie. Niemand machte sich Sorgen um sie. Es kamen weder Ärzte noch sonstjemand. Allerdings kam gelegentlich ein blöde und zurückgeblieben wirkender Offizier und machte sich über ihren Zustand ein paar Notizen, ohne darauf zu achten, daß Sharon schon ohnmächtig auf dem Bett lag. Wir, die anderen Gefangenen der Zelle, waren regelmäßig bei ihr und hielten Nachtwache. Am dritten Tag des Durststreiks wurde ihr Zustand sehr kritisch. Es bestand Lebensgefahr. Wir machten uns Gedanken darüber, warum sich niemand um sie kümmert. Es wäre doch eine schlechte Propaganda für das Regime, wenn eine Ausländerin im Gefängnis infolge eines Hunger- und Durststreiks stürbe. Wir sprachen miteinander und kamen zu dem Entschluß, daß wir auf alle Fälle

irgendetwas machen mußten, und gingen zum Gefängnisleiter und zum Gefängnisoffizier um sie zu zwingen, etwas zu unternehmen. Als wir beim Gefängnisleiter waren, konnte eine der Genossinnen in der Zeitung, die auf seinem Schreibtisch lag, ein großes Foto von Sharon sehen. Damals bekamen wir keine Zeitungen, der Gefängnisleiter hatte scheinbar nicht aufgepaßt, und unsere Genossin konnte den Artikel lesen.

Unter dem Bild stand folgendes: "Die Amerikanerin, die am..... verhaftet und zu 6 Monaten Haft verurteilt wurde, hat... beim Schah um Gnade gebeten und ist begnadigt worden."

So eine Unverschämtheit! So eine Gemeinheit! Wie kann man bloß so schamlos lügen?!

Wir gaben Sharon Wasser. Es war jetzt zwecklos, weiter zu streiken. Der Feind hatte seine schmutzigen Ziele durchgesetzt. Sharon war wie vor den Kopf gestoßen. Wie war so etwas möglich?!!

Unsere Offensive in den Gerichtsverhandlungen des faschistischen Schah-Regimes

Bevor ich die Ereignisse vor Gericht beschreibe, muß ich noch die Bedingungen beschreiben, unter denen die Mitglieder der Guerillaorganisation Volksfedayin Iran (O.I.P.F.G.) verurteilt wurden. Auf Grund der strikten Repressionen, denen unsere Genossen ausgesetzt waren, war es unmöglich die genauen Erklärungen herauszuschmuggeln. Sogar uns war es nicht möglich, die Reden anderer Revolutionäre vor Gericht in Erfahrung zu bringen. Trotzdem möchte ich hier eine Zusammenfassung dessen geben, was ich und andere herausbekommen haben.

Unsere Genossen und einige Mitglieder des Kerns unserer Organisation wurden in den Monaten Februar und März 1972 vor Gericht gestellt.

Sie betrachteten diese Gerichtssitzungen nicht als wahres Gericht. Sie erachteten dieses Gericht in keiner Weise für berechtigt, über ihre Aktionen zu richten und über ihre Schuld oder Unschuld zu urteilen. Die Guerillakämpfer sahen dieses Gericht als ein lächerliches Marionettentheater des Schah-Regimes an, das darauf aus war, die Wahrheit zu vertuschen und seine eigene Kriminalität zu legalisieren. Aus diesem Grund ignorierten unsere Freunde auch die Frage der Zuständigkeit solcher Gerichte und anderer gerichtlicher Einzelheiten und gaben ihre Stellungnahmen frei ab.

Die Revolutionäre brauchten sich gegen diese Knechte des Imperialismus nicht zu verteidigen. Denn man verteidigt sich gegen jemanden nur, wenn es noch einen ge-

meinsamen Nenner gibt; doch zwischen dem Volk und seinen Ausbeutern gibt es keine gemeinsamen Kriterien oder Werte. Die Gesetze der Ausbeuter sind nicht die Gesetze des Volkes. Sie richten uns nach ihren eigenen Gesetzen, aber wir messen ihnen keine Bedeutung bei, da diese Gesetze sogar in ihren eigenen Augen wertlos sind und nicht befolgt werden. Zwischen uns und dem Feind bestehen Widersprüche, die nicht anders beseitigt werden können als letzten Endes nur mit der Zerstörung des Feindes. Unser Kampf ist der revolutionäre Kampf des Volkes gegen den Feind, und notwendigerweise folgt daraus, daß dieser Kampf erst mit der Vernichtung der Konterrevolution und der Zerstörung der Volksfeinde enden wird.

Auf der Grundlage dieses revolutionären Konzeptes haben wir, anstatt einer Verteidigung vor Gericht- wie sonst auch- die Offensive ergriffen. Dies war eine wichtige Neuerung in der Geschichte unseres Landes und stellte eine Orientierung dar für eine zukünftige, revolutionäre Haltung vor Gericht.

Nach dieser Methode sagten unsere Genossen kein Wort der Verteidigung zu den jeweiligen Beschuldigungen. Sie zeigten auch kein Interesse an der Widerlegung der Äußerungen der Staatsanwaltschaft und des "verehrten" Gerichtsvorsitzenden; sondern griffen den Feind an. Unsere Genossen griffen von ihrem eigenen ideologischen Standpunkt aus an und aus dem Blickwinkel des Volkes. Dies stellte eine neue Art von Guerilla-Angriffen dar, wobei der Feind in den eigenen reaktionären Gerichten enthüllt

und verurteilt wurde, so daß er sich wand vor Wut. Auf diese Weise wurde das Schah-Regime in seinem eigenen Gericht durch die heftigen Angriffe der Guerillakämpfer angeklagt. Zur Vernichtung verurteilt- zur allmählichen Vernichtung durch die Kräfte des Volkes, einer unausweichlichen Vernichtung, dem Gesetz der Geschichte folgend. Vor Gericht riefen unsere Genossen: "Euch, die Söldner des Feindes, hat die Geschichte zum Tode verurteilt, und wir, die Volksfedayin-Guerilla haben damit begonnen, dieses Urteil zu vollziehen. Zur Zeit ist eure Existenz in Auflösung begriffen, mit jedem Tag wird ein Teil von euch ins Jenseits befördert. Ihr werdet euch selbst zerstören und gemeinsam mit den Kräften des Volkes werden wir diesen Prozeß der Zerstörung beschleunigen: Ihr unterwürfigen Ratten des Imperialismus, ihr seid wie die Ufersträucher, die bei einer Überflutung als erste hinweggeschwemmt werden, ihr werdet die ersten sein, die in dieser historischen und unausweichlichen Entwicklung umkommen, dann werden eure Herren ins Jenseits folgen!"

In einer solch kämpferischen Atmosphäre wurden nacheinander die Verhandlungen des schahtreuen Gerichtshofes durchgeführt.

Die Guerillas setzten ihre Angriffe fort. Stückweise sickerten die Informationen durch die Soldaten, die die Kämpfer zur Verhandlung begleitet hatten, durch. Das Folgende ist eine Zusammenfassung aller erhaltenen Informationen über die Prozesse.

Die einundzwanzig Guerillakämpfer der

Volksfedayin hatten das Gericht durch ihren revolutionären Geist erschüttert und den Söldnern Angst eingejagt. In der ersten Sitzung des Gerichts griffen Genossen, ohne sich um die scheinheiligen Zeremonien dieser Marionetten in ihren gelben Uniformen zu kümmern, einige der anwesenden SAVAK-Söldner an, und Genosse Ahmad-Zadeh schlug einen von ihnen - Hossein-Zadeh - so fest er konnte.

Von der zweiten Sitzung an wurden die Guerillas nur mehr in Fünfergruppen hereingebracht und alle Kontakte mit der Aussenwelt wurden unterbunden.

Beim Betreten des Gerichtssaales fingen die Fedayin-Guerillas an, Lieder der Organisation zu singen und mit den Füßen den Takt zu stampfen. Sie kümmerten sich überhaupt nicht um die "würdevollen" Verteidiger, die blinkenden Dekorationen des lächerlichen Gerichts oder die dicken Akten auf den Tischen. Sie setzten sich hin, wo sie wollten und führten ihre Gespräche über Probleme der Bewegung weiter und standen auch nicht auf, als der Richter hereinkam. Das Gericht fand ihre Gleichgültigkeit unmöglich und befahl den Soldaten, sie zum Aufstehen zu zwingen. Sie leisteten Widerstand, und die Soldaten mußten sie samt ihren Stühlen aufheben.

Von solcher Art war der Respekt der Genossen vor den "würdevollen" Richtern. Während der Anklageschrift (von der SAVAK niedergeschrieben) verlesen wurde, fuhren sie fort zu reden. Als der Protokollführer sie nach ihrer Nationalität und ihrem Beruf fragte, standen sie aus Respekt vor dem Volke auf und sagten:

"Wir sind Untertanen des persischen Vol-

kes. Unser Beruf ist die Revolution. Wir sind Guerillakämpfer der Volksfedayin und dem Volk zu dienen ist unser Beruf, unser Dasein und unsere Zukunft." Dieses Fragen und Antworten wurde bei jedem Gefangenen wiederholt. Als die Revolutionäre dann Gelegenheit hatten, das "letzte Wort" zu sprechen, riefen sie: "Ihr Söldner, wer seid ihr, daß wir uns in eurer Anwesenheit verteidigen sollen?" Dann führten sie ihre ideologischen Angriffe fort. Man erzählte, daß Genosse Ahmad-Zadeh 2 Stunden lang ohne Aufzeichnungen sprach, er führte eine brillante Analyse der Lage im Iran und im mittleren Osten durch und zeigte auf, wie der Imperialismus in diesem Teil der Welt arbeitet und klagte schließlich das Regime im Iran und seine imperialistischen Befehlshaber an. Alle anderen Revolutionäre taten das gleiche; das faschistische Schah-Regime führte daher aus Angst scharfe Kontrollen bei Gericht durch, damit das Volk diese Gedanken seiner revolutionären Avantgarde nicht hören konnte.

Aber sie sind Narren, wenn sie meinen, daß man diese Gedanken draußen nicht hören kann. Die Hindernisse, die sie uns in den Weg stellen, würden das Volk nicht abhalten, die Wahrheit zu erfahren.

In dieser Art und Weise wurden die Gerichtsverhandlungen abgeschlossen und die einundzwanzig Guerillakämpfer zum Tod verurteilt. Viele von ihnen starben unter der Folter, noch bevor sie erschossen werden konnten. Das Schah-Regime zeigte seine Hilflosigkeit angesichts

der unbeugsamen Überzeugung der Genossen, indem es sie zu Tode foltern ließ.

Unsere Gerichtsverhandlung fand im Februar 1972 statt. Es wurden Shahin Tavakholi, Roghiyeh Daneshgari und ich an der Spitze einer Gruppe, die wegen geringerer "Verbrechen" angeklagt war, angeklagt.

Für uns war das Militärgericht eine Farce, und dessen Zeremonie nahmen wir keinesfalls ernst. Die Gerichtsverhandlungen waren allerdings Teil unseres Kampfes, und wir mußten sie hinter uns bringen. Keine von uns schenkte den Verhandlungsergebnissen irgendeine Beachtung. Niemand dachte an Art und Dauer der Verurteilung. Ob das endgültige Urteil auf Tod, langjähriges Zuchthaus mit Zwangsarbeit oder lauten würde, war bedeutungslos. Die Verhandlung nahm nach den üblichen Zeremonien seinen normalen Verlauf. Alle vorangehenden Zeremonien, wie z.B. das Vorbereiten der Akten, die Anklageschrift, die Sitzung zur Verteidigung und zum Verlesen der Akte und die eigentliche Prozeßvorbereitung wurden durch die Diener des Regimes automatisch abgewickelt und waren von keinem Interesse für uns. Genau dieselben Szenen wiederholten sich bei den Revisionsverhandlungen. Und dies alles geschah vor dem Militärgericht. Wir waren glücklich vor dem Militärgericht angeklagt zu sein, denn dies ermöglichte es uns, außer Genossen, deren Verhandlungen parallel zu unserer liefen, auch andere Genossen in den Gefängnis-Bussen sowie auf den Gängen der Gerichtsgebäude treffen zu können. Wir alle waren

erfüllt von revolutionärem Geist, wir erhoben die geballte Faust zum Gruß und wenn sich die Gelegenheit bot, sangen wir zusammen Guerillalieder. Als wir diese Liebe, diesen Enthusiasmus und Eifer unter den Revolutionären sahen, waren wir überzeugt, daß der Feind solch aufrichtige und treue Menschen niemals brechen oder den mächtigen, revolutionären Prozeß in unserem Land stoppen könnte. Konnten etwa die Unterdrückung, die Gefangennahme, die Folterungen, die Morde und die Mordkommandos das Aufblühen der Kämpfe aufhalten? Sind die Gefängnisse dieses Marionettenregimes nicht voll mit Widerstandskämpfern? Sicherlich hat die Volksbewegung durch die Aktionen des Regimes vorübergehende Rückschläge erlitten, doch im ganzen gesehen ist sie zunehmend angewachsen.

Während dieser Zeit sah ich oft Revolutionäre, die ich vorher nie gesehen hatte und das war für mich eine große Freude. Einmal traf ich auf dem Gang Genossen Ahmadi, der Student an der Universität Täbriz und Mitglied der Täbrizer Gruppe unserer Organisation war. Er war sehr jung und voller Leben, so daß er alle um sich herum zum Lachen brachte und glücklich machte.

Ich fragte ihn: "Genosse, war das die letzte Sitzung deines Verfahrens?" Er bejahte, und so fragte ich, wie das Urteil sei. Er antwortete mit stolzem Lächeln: "Todesurteil." Solch revolutionärer Charakter und Kampfgeist in der iranischen Revolution half uns, den Feind und seinen Verschwörungen besser Widerstand zu leisten. Die Anklageschrift gegen Genos-

sen Ahmadi enthielt keine Anschuldigungen für größere "Verbrechen", doch die mutigen Angriffe Ahmadis hatten das Gericht so irritiert, daß ihn der Feind, um seine Moral zu brechen, zum Tode verurteilte. Aber dieser Beschluß hatte auf seine Moral keinen Einfluß, und auch nicht auf andere Gefangene. Später erklärten sie, daß der Schah Aryameher das Urteil Ahmadis in lebenslängliche Haft umgewandelt hatte.

Ein anderer Genosse, den ich traf, hieß Abdullah Afsari, er war Sympathisant der Organisation, aber noch kein Mitglied. Er war ein Schüler von Samad Behrangi gewesen. Genosse Samad hatte ihm Briefe geschrieben, die eine große Rolle bei der Bildung des revolutionären Charakters von Abdullah spielten. In diesen Briefen sprach Samad von unseren künftigen Aufgaben und den Verpflichtungen dem Volk gegenüber. In einem Brief schrieb er: "Wenn ich daran denke, daß du auch, wie tausende andere junge Leute, ein Opfer dieser korrupten, imperialistischen Kultur werden könntest, anstatt an das unterdrückte Volk in deinem Land zu denken, und dein Leben ganz in den Dienst der Befreiung zu stellen, daß du in ein kleinbürgerliches Dasein samt allen seinen Vergnügungen gedrängt werden könntest, erfüllt mich das mit tiefer Trauer."

Genossin Roghiyeh Daneshgari wurde mit ihm zusammen angeklagt. Sie erzählte uns, wie er mit seiner bäuerlichen Heftigkeit, in seinem türkischen Akzent, der die chauvinistischen Mitglieder des "Gerichts" immer wieder zu Spötteleien reizte, sagte: "Ihr redet über das beque-

me und gute Leben der Arbeiter, aber ihr wißt gar nichts über die Arbeiter. Ich bin ein Arbeiter, der unter viel Mühe für seine Ausbildung und den Lebensunterhalt seiner Familie arbeiten muß. Ich, ein einfacher Arbeiter, weiß sehr gut, wie unwissend ihr seid und welch große Lügen ihr erzählt!"

Als ich von seiner mutigen Haltung hörte, mußte ich ungewollt an Genossen Samad denken: "Genosse Samad; dein Wunsch geht in Erfüllung. Nun haben nicht nur Abdullah, sondern tausende anderer junger Leute die Maschinengewehre erhoben, um die Unterdrücker zu vernichten. Die selben Maschinengewehre, die in den Schaufenstern lagen und die du gerne in Latifs^{+) H} Händen gesehen hättest. Die Revolution geht voran und der Tag ist nicht fern, an dem alle "Latifs" mit solchen Maschinengewehren bewaffnet sein werden."

In einer Sitzung meiner Verhandlung wandte sich der Staatsanwalt an einen Sympathisanten unserer Organisation, der bereits zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden war, und sagte: "Da du während der Verhandlung mit Ashraf gesprochen hast, bekommst du noch ein Jahr dazu." Er wurde also zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Damit sollte seine Moral gebrochen werden, aber es traf ihn nicht. Das war nur ein Beispiel ihrer wütenden Angriffe auf Fedayinkämpfer.

Bei meiner Verhandlung begann ich meinen Angriff mit einer Analyse des Lebens der

+) Latif ist der Held der Geschichte "24 Stunden Träumen und Wachen" v. Samad Behrangi

Bauern in Azerbeidshan und der Landreform, da ich darüber Erfahrungen aus erster Hand hatte. So war ich es, die den Feind im eigenen Gericht verurteilte. Auch die Genossinnen Shahin und Roghiyeh setzten ihre Angriffe fort und legten ihren revolutionären Standpunkt dar. Genossin Shahin erzählte von der schamlosen Behandlung bei ihrer Verhaftung. Obwohl wir nichts erwarteten von einem Regime, an dessen Spitze ein Schah steht, der im weitesten Sinne des Wortes moralisch pervertiert ist, sollte man alles Mögliche tun, um das faschistische Verhalten des Regimes aufzudecken. Die Wahrheit über die Unterdrückung im Iran muß aufgedeckt werden, damit es die Völker aller Länder erfahren. Es ist eine Verpflichtung, sich dieser Korruption, dieser Erniedrigung und diesen Verbrechen entgegenzustellen. Dies stellt einen Schandfleck auf dem Antlitz des 20. Jahrhunderts dar. Wir sind Fedayin des Volkes und wir werden unter allen Umständen bis zum endgültigen Sieg kämpfen. Aber die Welt darf unserer Lage nicht gleichgültig gegenüberstehen.

Der Protest der zornigen und entschlossenen Gefangenen zwingt die Gefängnisleitung sich dem Druck zu beugen

Während dieser Prozesse erfuhren wir bei Gesprächen mit Genossen unter anderem, daß es den Gefangenen erlaubt ist, Bücher und Zeitungen zu haben. In unserem Gefängnis bekamen wir manchmal eine Zeitung, wenn wir lange genug darauf bestanden, doch wir wollten jeden Tag eine haben. Dafür mußten wir uns mit dem beauftragten Offizier auseinandersetzen. Einmal schickte der Gefängnisdirektor Genossin Shahin sogar in Einzelhaft, weil sie angeblich zu grob in ihren Äußerungen gewesen war. Dadurch meinte er uns demütigen zu können, aber er konnte sie dort nicht länger als eine Stunde lassen, da wir alle, als sie weggebracht worden war, zu schreien begonnen hatten. Wir waren so verärgert, daß wir alle Türen im Korridor niederrissen. Sie mußten sie wieder herauslassen, um die Ordnung wiederherzustellen.

Wir alle rannten auf sie zu und umarmten sie, als ob wir sie jahrelang nicht gesehen hätten. Damit zeigten wir unsere Solidarität und Einheit.

Wir mußten also ernste Maßnahmen ergreifen, um Zeitungen zu bekommen. Wir schrieben einen Brief an die Staatsanwaltschaft und warnten sie, daß wir, wenn wir nicht jeden Tag Zeitungen bekämen, eine Gefängnisbibliothek benutzen, Bücher von den Besuchern bekommen und Radio hören dürften, in den Hungerstreik treten würden. Wir erhielten nicht fristgerecht Antwort, und trafen daher in den Hungerstreik.

Wie gewöhnlich wollte der Feind jeglichen Widerstand brechen und sie, begannen uns Ratschläge zu geben.

Der Gefängnisdirektor sagte uns, daß er Schritte veranlaßt habe und wir besser unsern Hungerstreik beenden sollten. Er fügte noch hinzu, daß die besten Resultate immer auf friedlichem Wege zustande kämen. Wir waren nicht zufrieden mit unserem Protest. Einige der Gefangenen sagten, daß Hungerstreik eine bürgerliche Protestform sei und man etwas Ernsteres unternehmen sollte. So beschloßen wir, falls unsere Forderungen nicht erfüllt würden, den Hungerstreik zu beenden, den Gefängnisdirektor in seinem Zimmer zu überfallen und alle Fenster einzuschlagen.

Drei Tage später erhielten wir einen Brief, in dem man uns mitteilte, daß es uns erlaubt sei, Zeitungen und Bücher zu erhalten; die Forderung nach dem Radio wurde zurückgestellt. Wir beendeten den Hungerstreik, und einen Monat lang ging alles gut. Aber dann wurde aus Gründen die nur sie selber kennen, die Bibliothek geschlossen und den Besuchern verboten, uns Bücher zu bringen. Wir wußten, daß das wieder eine der Taktiken des Feindes war, die Gefangenen zu ärgern. Der Feind würde diese Aktion sooft wiederholen, bis es den Gefangenen zu dumm würde, dagegen zu protestieren.

Der augenblickliche Ablauf sieht so aus: Protest der Gefangenen; Kapitulation der Gefängnisleitung; Verhinderung durch Beamte; Protest der Gefangenen ... usw. So will der Feind die Gefangenen zwingen, sich ruhig und gleichgültig und ohne jeglichen Protest in eine Gefängnisecke zu

setzen.

Wir wissen, daß der Feind im großen und ganzen zwei Taktiken anwendet um Aufstände zu unterdrücken: Zuerst versuchen sie das Volk zum Schweigen zu bringen, indem sie brutale und wilde Unterdrückungsaktionen durchführen, wenn aber die Lage sich zuspitzt tun sie friedlich und geben in manchen Punkten nach.

Dies zeigte sich z.B. am Massaker an den Arbeitern der Jahan Cheet Fabrik 1971 und am Kompromiß mit den Protestierenden in Teheran gegen die Fahrpreiserhöhung 1969. Die gleichen Methoden wenden sie bei den Gefangenen an. Sooft wie möglich ignorieren sie ihre Forderungen. Aber wenn sie sehen, wie entschlossen und wütend sie sind, machen sie Zugeständnisse. Für die verschiedenen Rollen haben sie auch verschiedene Figuren zur Verfügung.

Colonel Teymoori stellte sich dar als einer, der oft zu Zugeständnissen bereit war. Er war angeblich ein Befürworter der geistigen Entwicklung junger Menschen. Wir wußten das und nutzten dies bis 1972 aus. Wir baten ihn um Bücher, Besuche und darum, individuelle Besuche empfangen zu dürfen. Dieser letzte Faktor machte auch meine Flucht möglich.

Der Feind glaubte, daß er jede kleinste Bewegung, die wir machten, überblickte, daß wir ganz und gar unter seiner Kontrolle seien. Einmal im Monat stürmten die Wärter ins Zimmer, nahmen Leibesvisitationen vor und durchsuchten alles auf Bücher und Schriften, die als "schädlich" galten. Einmal hatten wir sogar Besuch von einem Beamten der SAVAK. Wenn sie etwas fanden, das ihrer Meinung nach verboten war, versuchten sie, unsere Moral zu schwächen; sie brachten uns entweder ins

Evin-Gefängnis zum Polizei-Komitee oder in Einzelhaft.

Nachdem Cyrus Nahavandi (43) aus dem Gefängnis geflohen war, wurden beispielsweise seine Schwestern Simin und Fateme (44) ins Evin-Gefängnis gebracht. Einmal war Genossin Atefeh Jafari für einen Monat ins Evin-Gefängnis gebracht worden und Genossin Shahin für zwei Monate. Nahis Djalal-Zadeh (45) war für zwanzig Tage zum Polizei-Komitee gebracht worden. Diese Aktionen wirken sich aber nicht gegen uns aus, sie halfen uns sogar, denn in der Abgeschnittenheit des Gefängnisses, in der das Leben in so ruhigen und monotonen Bahnen verläuft gab uns die gelegentliche Konfrontation mit der SAVAK immer wieder neue Anstöße. Sie erinnerte uns an unsere Pflicht und unsere Verantwortung dem Volk gegenüber und daran, daß kein einziger Augenblick unseres Lebens frei von Kampf gegen den Feind sein darf und daß wir immer entschlossener werden müssen in der Ausübung unserer revolutionärer Pflichten.

Opfer der Klassengesellschaft

Im Gefängnis lernte ich viele Frauen kennen, die zu jenen gehörten, deren ganzes Leben nur aus Leiden und Entbehrung bestand und die letzten Endes Opfer der Klassengesellschaft waren. Die Ungerechtigkeiten, die sie erfahren hatten waren nur ein kleiner Teil jener Ungerechtigkeiten, die unsere Gesellschaft erbarmungslos beherrschen. Ich werde die Geschichte zweier solcher Frauen erzählen.

Foruzan war 17 Jahre alt und wegen Landstreicherei eingesperrt. Ihre Eltern starben, als sie noch sehr jung war. Die Familie war sehr arm. Sie mußte bei ihrer Schwester und ihrem Schwager leben. Als Kind verliebte sie sich in einen persischen Filmstar und ein Junge aus der Nachbarschaft überrückete das unerfahrene Mädchen, mit ihm wegzugehen, indem er ihr versprach, sie zu diesem Filmstar zu bringen. Nach einiger Zeit verließ sie der Junge, und sie hatte nicht den Mut zu ihrer Schwester zurückzugehen. Gezwungen Geld zu verdienen, wurde sie Prostituierte und Landstreicherin. Das erste Mal kam sie ins Gefängnis, weil sie eine Geldstrafe von 12 Tuman (ca. 40 Dm) nicht zahlen konnte. Sie war froh ins Gefängnis zu kommen, denn sie war schwanger und dachte, es sei der beste Platz ihr Kind zur Welt zu bringen. Als sie freigelassen wurde, beging sie ein noch geringeres "Vergehen", um wieder ins Gefängnis zu kommen wo sie entbunden werden könnte. Vorher schlief sie in fragwürdigen Unterkünften, tagsüber war sie auf der Straße. Ich fand heraus, daß der Vater ihres Kindes ein Polizeioffizier war. Schließlich brachte sie

ihr Kind im Gefängnis zur Welt. Sie hatte weder Kleider noch Wickelzeug für das Kind und da es Winter war, froren beide sehr. Wir konnten etwas finden, in das sie das Kind wickeln konnte. Zu allem Unglück entließ man sie drei Tage nach ihrer Niederkunft. Es schneite, sie hatte Magenschmerzen und Schwindelgefühle. Sie bat die Gefängnisbeamten, noch einige Tage bleiben zu dürfen, oder wenigstens noch eine halbe Stunde bis die Magenschmerzen vergingen, aber niemand beachtete sie. Man gab ihr das Kind in die Arme und schickte sie weg. Foruzan streichelte ihr Kind, weinte und sagte, daß sie es bald aussetzen müsse. Eine arme Frau wie sie konnte ihr Kind nicht ins Waisenhaus geben. Es gibt nur wenige solcher Institutionen und Kinder werden nur genommen, wenn man Beziehungen hat.

Sakineh war eine andere dieser ausgestossenen Frauen im Gefängnis. Sie wird in den folgenden Seiten auch noch erwähnt werden. Sie war eine einfache Bäuerin und wies alle Merkmale auf, die typisch für das arbeitende Volk sind, dem sie angehört. Sie konnte nicht ertragen untätig zu sein und ohne Arbeit zu leben. Sie hatte die Aufgabe, den Hof zu reinigen. Sie arbeitete von morgens bis abends. Wenn sie gezwungen werden sollte, etwas zu tun, lehnte sie es ab. Dem Gefängnisdirektor und anderen Autoritäten gegenüber war sie stolz und entschlossen, was man nur bewundern konnte. Sie war freundlich und nett. Sie kannte das Wort "Schmeichelei" nicht. Sie war ehrlich und geradeaus zu jedem. Sie war wegen eines Mordes angeklagt. Wie sah es tatsächlich aus? Ihr Mann war gestorben und sie lebte mit ihren Kindern in einem

Dorf. Um Geld zu verdienen arbeiteten sie und ihre Kinder auf dem Feld eines reichen Mannes. Er zahlte ihr einen Lohn, aber nichts für die Arbeit ihrer Kinder. So stritt sie dauernd mit dem Mann. Sie begann, ihn im Dorf zu entlarven. Der Besitzer wartete auf eine Gelegenheit, sie loszuwerden. Nach einiger Zeit heiratete Sakineh wieder und hatte frühzeitig eine Fehlgeburt. Das war eine Gelegenheit für den Besitzer, sie des Mordes an dem Kind anzuklagen. Er benachrichtigte die Polizei und Sakineh und ihr Mann wurden verhaftet. Niemand hörte ihre Unschuldsbeteuerungen an. Sie sprachen kein persisch, aber man holte keinen Dolmetscher. Ein Jahr später wurde sie von einem Scheingericht zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. Bei dieser Verhandlung spielte man ihr übel mit. Der Richter zog eine Pistole heraus und sagte ihr, falls sie nicht gleich zugeben würde, ihr Kind getötet zu haben, würde er auf sie schießen. Während Sakineh im Gefängnis war, kümmerte sich niemand um ihre Kinder. Wahrscheinlich ist das ältere Kind in die Stadt gegangen; da es hilflos und unschuldig war, ist es leicht möglich, daß es zu einem der tausenden von Opfern dieser verabscheuungswürdigen Gesellschaft geworden ist, das in alle nur erdenklichen Abgründe der Korruption und des Elends gestoßen wird.

Ist es möglich, in einer Klassengesellschaft von Recht und Gesetz zu reden, ohne die blutigen Hände der Mächtigen hinter allem zu sehen? Ist es möglich, keinen Haß gegen diese schamlose und scheinheilige Fassade der Gerechtigkeit zu fühlen?

Kampf im Gefängnis: Die Pflicht des gefangenen Revolutionärs

Wir dachten immer daran, den Feind auf irgendeine Weise zu bekämpfen, damit uns immer bewußt bleibt, wie unser Verhältnis zu ihm ist. Wir hatten zahlreiche Zusammenstöße mit dem Gefängnisdirektor und den Offizieren, über einige davon werde ich berichten.

Nachdem Shahin, Rogiyeh und ich in diesem Gefängnis ankamen, durften wir nicht mit den sozialen Gefangenen zusammenkommen. Die SAVAK hatte sogar die Absicht, uns auch von den anderen politischen Gefangenen entfernt zu halten, aber auf Grund des Platzmangels und der Bedenken des Direktors, uns nicht mehr kontrollieren zu können, legte man uns mit anderen politischen Gefangenen zusammen. Entgegen der Befehle der SAVAK wurden im September 1972 zwei Frauen, die wegen Betrugs und Scheckfälschung angeklagt waren, durch den Direktor und seinen Assistenten in unseren Trakt gebracht. Diese beiden richteten ihre Zelle so ein, als ob sie zu Hause wohnten. Der Direktor und sein Assistent besuchten sie täglich, alle Frauen im Gefängnis sprachen über diese zwei Frauen. Sie beklagten sich, daß sie keine Fachärzte hätten, und hofften auf eine Antwort vom Gefängnisdirektor. Als nichts passierte, erwarteten sie von uns, daß wir sie in ihrem Protest unterstützen, da sie ja jetzt in unserem Trakt waren. In diesen Tagen wurden der Direktor und sein Assistent immer gröber und unverschämter; das machte die Notwendigkeit, etwas zu unternehmen, noch klarer.

Eines Morgens beschlossen alle in unse-

rer Zelle, gemeinsam auf den Hof zu gehen, zu protestieren und den Gefängnisdirektor und seinen Stellvertreter zu beschimpfen. Wir durften normalerweise nur eine halbe Stunde am Morgen und eine Stunde am Nachmittag im Hof verbringen, daher war unsere laute Anwesenheit im Hof sogleich aufgefallen. Ein Polizist kam auf uns zu und fragte, weshalb wir um diese Zeit im Hof wären. Wir sagten erst, daß das nichts mit ihm zu tun hätte und wir mit dem Direktor sprechen wollten. Er wollte unbedingt wissen, worum es ging. Wir begannen laut den Direktor zu beschimpfen und er verstand sofort, daß er seinen Chef zu rufen hatte; dieser ließ uns ausrichten, daß wir ihn sehen könnten. Wir sagten, daß es die Schuld des Direktors sei, weshalb wir protestierten und er daher zu uns kommen müßte und nicht wir zu ihm. Schließlich kam der Direktor in den Hof. Alle Frauen des Gefängnisses beobachteten vom Fenster aus sein Verhalten uns gegenüber. Sobald der Direktor auftauchte, fingten wir an, ihn zu beschimpfen und sagten zu ihm, daß es alle hören konnten: "Ihr bezeichnet diese armen Frauen als -niedrig und korrupt - , aber die Wahrheit ist, daß ihr korrupter und niedriger seid. Wir respektieren diese Frauen, sie wurden durch soziale Mißstände auf diesen Weg gezwungen. Ihr aber seid am korruptesten, weil....."

Der Direktor fühlte sich angegriffen und versuchte, uns zum Schweigen zu bringen. Er tat dies nicht, weil er Korruption und Verbrechen decken wollte, denn an solche Anschuldigungen war er gewohnt, sondern, weil er ohne Zustimmung der SAVAK zwei unpolitische Gefangene in unseren Trakt einquartiert hatte. Er wollte die Sache fried-

lich lösen, aber er konnte uns nicht besänftigen. Wir wiesen alle seine Einwände zurück und beschimpften ihn auf übelste Weise, gerade so wie eine erbärmliche Person wie er es verdiente. Damit wollten wir seine Autorität gegenüber den Gefangenen in Frage stellen und sie zum Widerstand und Protest bewegen. Er stand und wir saßen auf der Erde. Nun setzte er sich auf den Boden und sagte ruhig, daß das alles ein Fehler seines Stellvertreters sei. Wir wollten diesem Söldner nicht die Gelegenheit geben, seine Taten auf so dumme Weise zu "rechtfertigen". Wir standen auf und gingen weg. Es war ein lächerlicher Anblick, wie der Direktor alleine auf dem Boden saß. Seine Würde war zerstört. Er stand auf und sagte nur mit mühsamer Beherrschung: "Was meint ihr, was ich jetzt tun soll?" Wir sagten ihm, daß er die beiden Frauen verlegen sollte. Er zögerte eine Weile, doch wir bestanden darauf.

So endete einer unserer Proteste. Die armen Frauen, die uns von ihrem Fenster aus zugeschaut hatten und Zeuge unseres un-nachgiebigen Auftretens wurden, waren aufgeregt. Sie winkten, lachten und applaudierten uns. Dieser Zwischenfall erhöhte nicht nur den Respekt der Gefangenen, die in uns in Zukunft eine Macht sahen, sondern er hat auch unsere Moral gesteigert. Er verhinderte auch diejenigen Tendenzen bei einzelnen, die hofften, mit freundlicher Haltung zum Gefängnisdirektor vielleicht Bücher und Zeitungen bekommen zu können...

Jeder wußte nun, daß es lächerlich und verabscheuungswürdig war, dem Direktor

Respekt entgegenzubringen.

Nach diesem Vorfall wurden einige Bffiziere, Polizisten und der Direktorstellvertreter ausgetauscht. Aber vorher hatten wir noch einen Zusammenstoß mit ihm. Dieser Mann hatte vom ersten Tag an, da er im Gefängnis arbeitete, versucht, eine haßerfüllte Atmosphäre zu schaffen. Er hatte anderen Frauen verboten, mit uns zu sprechen und drohte ihnen für den Fall mit Isolationshaft wegen staatsfeindlicher Aktivitäten. Er hegte Groll und Haß gegen uns. Er wollte uns hindern, zu tun was wir wollten. Wenn er Fotos unserer Freunde oder Genossen an den Wänden unserer Zelle sah, zerriß er sie. Er beschimpfte uns, wenn wir mit anderen sprachen und haßte unseren Widerstandsgeist und unsere Hoffnung. Einmal ging eine von uns mit hochehobenem Kopf an ihm vorüber und beachtete ihn nicht. Er war so verärgert, daß er sich nicht beherrschen konnte und laut rief: " Diese....Bastarde sind sogar noch stolz!"

Eines Tages besuchte eine von uns eine andere Frau in der sogenannten medizinischen Abteilung. Der Stellvertreter war auch dort. Zu dieser Zeit wußten wir noch nicht, daß er ein Abwehrspion war. Unsere Genossin protestierte, nachdem sie den Zustand der medizinischen Abteilung gesehen hatte: " Was soll das für eine medizinische Abteilung sein? Eine an Gelbsucht erkrankte Gefangene war fünf Tage lang hier. Sie mußte dauernd erbrechen und hatte so große Schmerzen, daß sie nicht mehr auf den Beinen stehen konnte und euer "verantwortlicher" Arzt schaute nicht einmal ins Zimmer, obwohl er wußte, daß hier eine Patientin im Sterben lag!"

Der schamlose Stellvertreter antwortete:

"Das geht dich gar nichts an, warum hast du diese Person überhaupt besucht?" Unsere Genossin schrie ihn an: "Und was hast du hier zu suchen?! Ich habe das Recht, denn ich bin deshalb als politische Gefangene im Gefängnis, weil ich den Leiden solcher Menschen ein Ende bereiten will. Du und deinesgleichen, ihr habt kein Recht, solche Menschen zu besuchen, weil ihr die Ursache ihres Unglücks seid. Meine Pflicht aber ist es, an diese Menschen zu denken, ob außerhalb oder innerhalb des Gefängnisses!"

Nach diesem Zwischenfall wurde sein Haß gegen uns noch größer, und er trachtete danach, sich für diese Erniedrigung zu rächen. Er stiftete eine arme Frau von schwächerem Charakter an, an uns herumzunörgeln und Streit zu provozieren. Er wollte im Gefängnis Verwirrung stiften und es dann so hinstellen, als ob die einfachen Gefangenen gegen uns rebelliert hätten. Aber unsere Haltung und freundschaftlichen Gefühle zu diesen erniedrigten Frauen erlaubten uns keinerlei Streit mit ihnen. Tatsächlich kamen nämlich diese Frauen eines Tages zu uns und erzählten, was vor sich ging und wer der Anstifter war.

Ashraf Pahlavi, die berüchtigte Schwester des Schah, die Verräterin und Schlampe, besuchte einmal unser Gefängnis. Jeder in Persien weiß, daß sie einen Verbrecher- und Drogenschmugglerring leitet. Sie ist direkt verantwortlich für den Tod vieler tausender Jugendlicher und anderer Menschen, die in alle möglichen korrupten Praktiken verwickelt worden waren. Alle diese armen Frauen im Gefängnis haßten

sie, besonders jene Frauen, die wegen Drogenschmuggels verurteilt waren, wußten gut genug, daß diese Schlampe für ihr Unglück verantwortlich war. Es ist so üblich, daß die sogenannten "Verantwortlichen" ab und zu die Gefängnisse und Gefangenen besuchen. Schon früher konnten der Direktor und andere "Verantwortliche" den besonderen Empfang, den wir solchen "Autoritäten" bereitet hatten, mit ansehen. Sie wurden nie in unsere Zelle geführt, und falls einmal irrtümlicherweise unsere Zellentür geöffnet wurde, so suchten sie bei unserer "Begrüßung" sofort wieder das Weite. Diese "Autoritäten" kamen mit einigem Pomp in das Gefängnis und inspizierten die armen Frauen, denen man gedroht hatte, sich gut zu benehmen. Aber wenn diese "Autoritäten" an unseren Zellen vorbeikamen, wunderten sie sich, daß ihre Anwesenheit uns gleichgültig war. Jede von uns tat, als sei niemand da, und keine Frage wurde beantwortet. Dies alles war Grund für die Herrschaften, unsere Zellen schleunigst wieder zu verlassen.

Aus Anlaß des Besuches der Verräterin Ashraf wurden wir in einen Raum des Gefängnisses Nr.2 gebracht, damit es zu keinen unangenehmen Zwischenfällen käme. Hier eine kurze Beschreibung dieses Gefängnisses: Wenn man das alte eiserne Tor öffnet, kommt man auf einen langen, nassen dunklen Gang. Die Gefängniszellen sind auf beiden Seiten des Ganges. In jeder Zelle sind zwei alte Militärdecken, der Boden ist sehr feucht. Jede Zelle hat ein kleines Fenster, das man nicht erreichen kann. Es gibt einen sehr kleinen Hof von 6 bis 7 Quadratmetern mit hohen Mauern.

Die Sonne scheint niemals herein. Wenn man dieses Gefängnis betritt, denkt man unwillkürlich an Gefangene, die an Knochenschmerzen leiden und mit blassen Gesichtern aufschauen, in der Hoffnung, eines Tages die Sonne wieder sehen zu können.

Unsere Schwächen müssen in jeder Situation bekämpft werden.

Ein Gefängnis kann mit der begrenzten Umgebung und den speziellen Gegebenheiten ein guter oder ein schlechter Ort sein. Tatsächlich können die hohen Mauern, Schlösser und Handschellen den Gefangenen nicht von dem isolieren, was draußen passiert und ihn zu einem ruhigen, teilnahmslosen Leben verdammen. Es ist das eigene Verhalten des Gefangenen und seine Haltung den Bedingungen gegenüber, die der entscheidende Faktor seines geistigen Fortschritts oder Rückschritts sind. Das Zusammenleben mit verschiedenen Leuten von unterschiedlichem Charakter und mit Gewohnheiten, die meist kleinbürgerlicher Art sind, kann, zusammen mit dem monotonen Leben im Gefängnis, eine Atmosphäre erzeugen, die das Anwachsen liberaler Ideen und Charaktereigenschaften fördert. In solchen drückenden Umständen kommen bei jedem versteckte bürgerliche Eigenschaften zum Vorschein, und es erfordert viel Kraft und Erkenntnis, sie zu bekämpfen. Das kann nur jeder einzelne machen. Wir versuchten auf folgende Weise, eine erträgliche Atmosphäre zu schaffen.

Ein Gemeinschaftsleben zu führen, war nicht schwer, denn es waren nicht allzu viele Leute. Aber über lange Zeit blieb die Gemeinschaft auf der primitivsten Stufe. Die Gefangenen in unserer Zelle handelten wegen der ungenügenden Beziehung untereinander nicht in wirklicher Einheit. Über unser Verhalten den Wär-

tern und dem Direktor gegenüber waren wir uns einig. In den Streitereien mit ihnen und unseren Angriffen waren wir vereint. Aber unsere internen Verbindungen waren nicht befriedigend, da kleinbürgerliche Eigenschaften immer stärker zum Vorschein kamen und zu Zerwürfnissen führten. Solche Eigenheiten, die wir außerhalb des Gefängnisses immer unterdrückt hatten, kamen hier nun an die Oberfläche. Das Fehlen eines Ausblicks der Erfahrung und der Ratschläge anderer Genossen, die wir draußen gesucht hatten, wo wir nicht alle Probleme alleine lösten, hatte uns in eine verwirrte und ungute Situation gebracht. Wir sahen die Probleme, aber wir konnten keine Lösung finden. So hielten wir selbstkritische Diskussionen ab. Wir versuchten natürlich dauernd, die Probleme zu lösen und die Atmosphäre zu verbessern, vor allem versuchten wir, uns selbst zu bessern. Aber diese Diskussionen hatten nichts genutzt. Wir achteten nämlich mehr auf die Form als auf den Inhalt der Diskussion. Bei Theoriediskussionen war es dasselbe Problem. Keine Diskussion brachte ein Ergebnis, aus dem wir hätten lernen können. Jede von uns versuchte zu einer gemeinsamen Lösung des Problems beizutragen. Es war offensichtlich, daß jede mit sich im Kampf war. Wir waren alle mit der Situation unzufrieden, die Ursache war, daß wir noch am Anfang der neuen Bewegung standen und unsere revolutionären Eigenschaften noch nicht so ausgebildet waren; wie sie sein sollten. Allgemein gesehen waren dauernde Anstrengungen in diese Richtung dazu angetan, dies zu bessern. Negativ daran war, daß wir uns auf die Probleme unserer Zelle, unserer kleinen Gemein-

schaft, unserer individuellen Schwächen und kleinbürgerlichen Eigenschaften beschränkten, was zur Zerstörung des revolutionären Geistes und sogar zu Verrat führen kann, da wir praktisch aufgehört hatten, uns um äußere Probleme zu kümmern. Jedesmal, wenn wir das Wort "Feind" gebrauchten, dachten wir zuerst an unsere eigenen Schwächen, anstatt an das Schah-Regime und seine imperialistischen Herren. Als unsere wichtigste Aufgabe im Gefängnis hatten wir unsere eigene Veränderung und Entwicklung angesehen, ohne zu bedenken, daß unsere Schwächen nicht abstrakt betrachtet und bekämpft werden können. Unbewußt hatten wir aber genau das getan, weshalb unsere Bemühungen auch erfolglos bleiben mußten.

Wir verkannten die Tatsache, daß es ohne die Schaffung einer geeigneten Situation nicht möglich ist, Schwäche und kleinbürgerliche Eigenschaften zu besiegen. Dieser nutzlose Teil des Kampfes verbrauchte die meiste Zeit.

Abgesehen davon verbrachten wir unsere Zeit damit, uns alte Erinnerungen zu erzählen; doch als wir von der Obrigkeit erreichten, daß man uns Bücher und Zeitungen gab, änderte sich die Lage, und die Atmosphäre wurde besser. Auf diese Weise fanden wir heraus, daß wir, um uns zu bessern, zuerst die Bedingungen verbessern mußten. Von da an gaben wir uns nicht mehr zufrieden, einzelne Fälle zu diskutieren, sondern wir drangen tiefer in die Hintergründe der Sache ein, besahen die Bedingungen, unter denen sie zustande gekommen waren, um sie dann zu beseitigen.

Die Zimmerordnung war auch sehr schwierig, da die Insassen immer wieder wechselten.

So war unsere Lebensweise nicht so wie in einer wirklichen Gemeinschaft. Wäre es so gewesen, so hätten alle Neuankommenden unsere Regeln akzeptieren und befolgen müssen.

Unsere Lebensweise glich eher der eines primitiven Syndikats, in dem Personen verschiedener Ansicht und Herkunft durch ein kleines, gemeinsames Merkmal zusammengehalten werden. Die, die am längsten zu bleiben hatten, mußten Vorkehrungen treffen und Ordnung schaffen, nur so konnte das Dasein angenehmer werden. Gegen Ende meines Aufenthaltes spielte sich das allmählich ein.

Unsere Lieblingsbeschäftigung war Zeitungslesen. Durch die Zeitungen und das Radio erfuhren wir etwas über die Welt draußen, obwohl die Nachrichten über die Bewegung von der iranischen Berichterstattung immer verfälscht und manipuliert wurden. Sie sendeten solche Nachrichten mit dem Ziel, das Volk zu täuschen und einen Zustand der Hilflosigkeit zu fördern, doch für uns war das ein Beweis, daß der Kampf weiterging und die Polizei unfähig war, ihn zu unterdrücken.

Jeder einzelne bewaffnete Zusammenstoß mit der Polizei und jede Aktion, ob erfolgreich oder nicht, wies darauf hin, daß die Revolutionäre unermüdlich gegen das Regime kämpften. Das war für uns eine Quelle der Hoffnung und des Glücks.

Deshalb versuchte der Feind auch so wenig wie möglich darüber zu berichten, nicht einmal in verfälschter Form, da das Regime weiß, daß das Volk zwischen den Zeilen lesen kann und auch so die fehlenden Details herausfindet.

Oft, wenn eine von uns vor Gericht kam,

brachte sie Nachrichten von draußen mit, die sie von den männlichen Genossen gehört hatte. Diese Nachrichten hatten eine starke Wirkung auf uns, weil sie den Blick für die Kämpfe draußen freigaben. Das läßt den Gefangenen teilhaben an dem Kampf draußen, was der Feind verhindern will; der Gefangene denkt mehr an wichtige Probleme des Kampfes und fühlt sich der Weiterentwicklung der Revolution verpflichtet. Das kann dazu führen, daß die Gefangenen selbst im Gefängnis Aktionen beginnen.

Die wichtigste Aufgabe, die den zu langen Strafen Verurteilten zukommt, ist die Schaffung einer Atmosphäre, in der die Neuen mit geringen Strafen für wichtige Aufgaben nach ihrer Entlassung vorbereitet werden. Das verwirrt den Feind. Er weiss nicht, ob er diese Leute ins Gefängnis werfen soll oder nicht. Wir alle wissen, daß der Widerstand unter der Folter und das Zurückhalten von Informationen den Feind verwirren und verunsichern. Diese Weiterführung des revolutionären Kampfes im Gefängnis ist aber nicht die letzte Stufe.

Zeit und Ort sind keine Hindernisse für einen Revolutionär, und der Kampf kann unter allen Bedingungen weitergeführt werden. Im Gefängnis ist es das Ziel des Feindes, die Aufmerksamkeit des Gefangenen abzulenken, ihn in Bezug auf politische Aktivitäten, die Revolution und den Kampf für das Volk zu entmutigen, ihn dahin zu führen, daß er die Sache verrät oder sich ihr gegenüber schließlich neutral und indifferent verhält. So ist es zu allererst wichtig, gegen die Strategie des Feindes immer auf der Hut

zu sein.

Die Bekämpfung der kleinbürgerlichen Eigenschaften ist innerhalb wie außerhalb des Gefängnisses eine der wichtigsten Aufgaben des Revolutionärs. Die Tatsache, daß Verräter wie Nik-Kah, Parsa-Nejad und Nowshirvanipur im Gefängnis eine politische Kehrtwendung gemacht haben, ist darauf zurückzuführen, daß sie nie ganz ihre kleinbürgerlichen Eigenschaften abgebaut haben. So wandten sie dem Volk den Rücken. In Wirklichkeit haben diese Leute ihre Schwachheit nicht bekämpft, sondern versteckt. Einige dieser Leute träumten im Gefängnis von Freiheit und Flucht. Ich sagte, sie träumten davon, nicht, sie versuchten ihre Flucht zu organisieren. Solche Gedanken scheinen am Anfang nicht so wichtig zu sein, sie gewinnen aber immer mehr an Bedeutung. Mit der Zeit sahen diese Gefangenen in ihren Träumen alle die Privilegien und Bequemlichkeiten des Lebens draußen und verglichen es mit dem Leben im Gefängnis. Auf diese Weise erreichten sie einen Punkt, wo sie das Leben im Gefängnis nicht länger aushielten. Dann will der Träumer frei sein, koste es was es wolle. So findet er eine Rechtfertigung für seinen Verrat.

Aufgrund dieser objektiven Erfahrung wird klar, daß Kritik und Selbstkritik in den revolutionären Organisationen und im Leben eines jeden Einzelnen ungeheuer wichtig sind.

Auf keinen Fall dürfen wir die Tatsache vergessen, daß wir, obwohl wir die Gefangenen des Feindes und jeder Freiheit beraubt sind, wir uns selbst in diese Situation gebracht haben. Für einen echten Revolutionär, der das ganze Leben als ei-

nen ständigen Kampf sieht, bedeutet Gefängnis nicht Unfreiheit. Ein wahrer Revolutionär ist immer frei. Mit anderen Worten, das Gefängnis ist eine Weiterführung des Kampfes, und das wiederum bedeutet Freiheit. Wenn es Kampf bedeutet, außerhalb des Gefängnisses die Waffe in die Hand zu nehmen, um gegen den Feind zu kämpfen, so bedeutet es ebenfalls Kampf, innerhalb des Gefängnisses jedes mir erdenkliche Mittel gegen den Feind anzuwenden und so den Kampf weiterzuführen. Aber was ist Kampf? Es ist das Zurückweisen all dessen, was die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft hemmt- Kampf, das bedeutet, Tod und Hoffnungslosigkeit zu besiegen. Verschiedene Umstände verlangen auch unterschiedliche Kampfmethoden. Ein wahrer Revolutionär ist derjenige, der in jeder Situation die Notwendigkeiten erkennt und die praktischen Schritte unternimmt.

FLUCHT!

Es war im März 1973. Unsere Familien waren alle auf Besuch gekommen. Wir waren sehr glücklich, sie umarmen zu dürfen. Der Raum war erfüllt vom Stimmengewirr. Einige von uns waren in den offiziellen Empfangsraum gegangen, wo sie von den Besuchern abgetrennt waren. Einige Mütter unserer männlichen Genossen hatten sich unter andere Frauen gemischt, und konnten unbemerkt von der Polizei hinter die Trennwand gelangen, in der Hoffnung uns zu sehen; Freunde von mir erzählten, daß mehrere Leute warteten, um uns zu sehen. Ich ging dorthin und redete mit jenen, die mich sehen wollten. Sie wollten uns in den Besucherzellen besuchen, aber ich sagte ihnen, daß das nur Verwandten erlaubt sei.

Am nächsten Tag kam eine große Anzahl junger und alter Frauen zu uns, die alle einen Chador trugen (das ist ein langer Schleier, der um den Körper und Kopf gehüllt wird und nur das Gesicht freiläßt). Sie hatten vorgegeben, mit uns verwandt zu sein. Wir waren sehr erfreut sie zu sehen, da sie nicht gekommen waren, weil sie Verwandte waren, sondern weil sie Revolutionäre sehen wollten! Wir begannen revolutionäre Lieder zu singen, da keine Polizisten in der Nähe waren; sie begnügten sich damit, ab und zu hereinzuschauen. Da so viele Besucher gekommen waren, die die sozialen Gefangenen besuchten und weil es die Zeit der Neujahrsbesuche war, herrschte ein großes Gedränge, das man nicht kontrollieren konnte. Während dieser Tage trafen wir auch soziale Gefangene, die

wir früher nicht sehen durften. Oft blieben sie bei uns bis spät nach Mitternacht. Sie wurden nicht müde, uns Fragen zu stellen. Ich dachte, daß es nicht ausreichend wäre, revolutionäre Lieder zu singen, und daß wir für sie bis nächstes Mal neue Texte schreiben müßten.

Es war an der Zeit für unsere Besucher, uns zu verlassen. Sie küßten uns und wir begleiteten sie bis zum Tor. Als sie hinausgingen, fielen mir die günstigen Bedingungen für eine Flucht auf. Ein Polizist stand am Tor, er zählte weder die Leute, noch schaute er ihre Gesichter an. Ich überlegte einen Moment, ob ich gleich mit hinausgehen sollte, aber ich trug ja noch eine alte Gefängnishose und eine abgetragene Bluse, die recht auffällig aussahen. Ich schaute den Polizisten an und bemerkte, daß das die beste Möglichkeit für eine Flucht war. Ich war sehr niedergeschlagen, weil ich für so eine Flucht nicht vorbereitet und ausgerüstet war. Einen Tag vorher hatte ich auch schon daran gedacht, aber weniger ernsthaft! Ich ging in meine Zelle zurück. Aber ich hatte keine Zeit, meine Gedanken zu ordnen, da soziale Gefangene gekommen waren und ich mit ihnen sprechen mußte. Ich wußte, daß ich eine große Verantwortung hatte und mußte darüber nachdenken. Ich ging in den Hof hinaus, aber da waren auch viele Frauen, die glücklich waren, mit mir reden zu können.

Es war Abend und ich dachte daran einen Text zu schreiben. Während ich schrieb, erschien der Gedanke der Flucht ganz groß vor mir, und ich dachte, falls es mir gelänge, wäre es verlorene Zeit, einen Text zu schreiben. Ich legte Bleistift

und Papier beiseite. Ich versuchte ernstlich über meine Flucht nachzudenken. Genau da kam Nahid Jahal-Zadeh in die Zelle und fragte mich mit einem verschmitzten Blick, ob ich die gute Möglichkeit zur Flucht erkannt hätte; wir sprachen und ermutigten uns gegenseitig zur Flucht. Ich begann ernsthaft meine Flucht vorzubereiten. Erstens mußte ich irgendwie meine Kleider wechseln. Ich mußte eine Entschuldigung finden, und ich erinnerte mich an meine Mutter und die Besucher. So sagte ich zu den noch anwesenden Leuten in der Zelle: "Also wirklich, diese Mütter, woran sie alles denken. Meine Mutter besteht darauf, daß ich die Kleider wechsele. Aber ich weiß nicht, ob ich nachgeben soll. Was denkt ihr, soll ich die Kleider wechseln?" Eine dieser Frauen, die sehr beeindruckt war von meiner Mutter (da meine Mutter nicht glauben wollte, daß Behrouz getötet worden war, gab sie ständig Almosen und tat gute Werke, in der Hoffnung, ihn noch einmal wiederzusehen), sagte: "Das ist nichts Unrechtes. Du solltest nachgeben, wenn es sich um eine solch geringfügige Sache handelt. Außerdem bist du wirklich nicht besonders schön angezogen." Die anderen nickten beifällig und ich gab Widerwillen vor, als ich sagte, daß ich wegen meiner Mutter die Kleider wechseln wolle. In der Nacht, als alles schlief, lag ich wach und dachte nach, was ich noch alles für meine Flucht zu tun hatte. Ich war aufgereggt und konnte nicht still liegen, unruhig drehte ich mich von einer Seite auf die andere. Nahid war auch wach und im selben Moment trafen sich unsere Blicke und wir lächelten. Sie flüsterte:

"Wo werden wir Übermorgen sein?" Wir lächelten uns zu, legten dann aber die Finger auf die Lippen, da wir die anderen nicht aufwecken wollten.

Ein anderes Problem, das mich beschäftigte, war, daß nicht mehr als zwei Frauen fliehen konnten. Ich wollte, daß Shahin und Roghiyeh auch mitkämen, aber wenn vier von sieben Zimmerbewohnern fehlten, würde es sofort auffallen. Dann überlegte ich, ob nicht Shahin und Roghiyeh fliehen sollten. Aber bei früheren Gelegenheiten hatten wir schon darüber diskutiert und beschlossen, daß es aus Propagandagründen besser sei, wenn ich als erste fliehen würde. So zögerte ich nicht mehr länger und beschloß zu fliehen.

Nächster Tag. Die Besucher kamen. Ich mußte jede Kleinigkeit in meinem Plan einbeziehen, um alle Hindernisse einzuschätzen. An diesem Tag war die Situation verändert. Zwei Polizisten standen auf jeder Seite der Zelle und beobachteten uns und die Besucher sehr genau. Auch draußen waren mehr Polizisten, obwohl weniger Leute als am Vortag da waren. Ich sagte mir: "Wie dumm von dir, du kommst zu spät, die beste Eigenschaft der Guerilla ist, daß sie den Feind überrascht. Nun gibt es keine Gelegenheit mehr ihn zu überraschen."

Ich versuchte mit möglichst vielen Besuchern zu sprechen. Ihre Anwesenheit war sehr wichtig für meinen Plan. Ich bekam etwas Geld von meiner Mutter und anderen Besuchern, die darauf bestanden, uns etwas zu geben; ich dachte, daß ich es draußen brauchen könnte. Ich forderte einige der jüngeren Besucher auf, mehr mit den

Gefangenen zu sprechen, da sie sich darüber freuen. Mein Ziel war es, daß die Besucher und Gefangenen so vertieft miteinander reden, daß sie mein Vorhaben nicht bemerken. Dann aber wurde mir klar, daß ich an diesem Tag nicht mehr fliehen konnte, weil mir noch Chador und Schuhe fehlten. Ich erinnerte die anderen Gefangenen daran, daß morgen der letzte Besuchstag ist, und daß ihre Besucher morgen noch einmal recht zahlreich kommen sollten. Als die Besuchszeit zu Ende war, sah ich einen Polizeioffizier und zwei Polizisten an der Tür stehen und alles genau überprüfen. Ich sagte zu Nahid: "Wie haben wir unsere Zeit vergeudet- wir hätten schon am ersten Tag beginnen sollen!" Wir überlegten, daß, falls eine von uns an einem Tor gefaßt würde, die andere durch das zweite Tor fliehen könne. Wir kamen aber zu dem Schluß, daß in einem solchen Fall alle Tore sofort geschlossen würden. Die Besucher waren gegangen, aber wir kehrten noch nicht in unsere Zelle zurück. Unsere Zellengenossen sollten sich daran gewöhnen uns nicht sofort wieder in der Zelle zu sehen, damit sie morgen nicht nach uns suchten; denn das hätte die Aufseher mißtrauisch gemacht, bevor wir überhaupt geflohen wären. Am Abend mußten sich die Gefangenen im Hof aufstellen und wurden gezählt. Die Polizisten waren jetzt vorsichtig und sagten, daß niemand aus dem Gefängnis fliehen könnte. "Wir kontrollieren alles." Sie wollten jede Fluchtidee im Keim ersticken. Ich sagte zu Nahid: "Unsere Chancen stehen 4:6, aber wir müssen es tun. Ein Risiko besteht immer!" Nach dem Abzählen ging ich in den Garten,

um einen günstigen Augenblick abzuwarten, um in die Garderobe zu gelangen. In diesem Raum mußte man die Kleider bei der Ankunft wechseln. Ich wollte mir Schuhe und einen Schleier holen. Ich sah Sakineh weinend in einer Ecke sitzen. Ich habe über sie schon geschrieben, sie war eines der Opfer seiner "kaiserlichen Majestätsgerechtigkeit". Ich näherte mich ihr und versuchte sie zu trösten, aber sie war zu deprimiert. Sie wollte nicht, daß jemand neben ihr saß. Als sie weinte, zerbrach es mir fast das Herz. Eine andere junge Frau, genannt "Quadam-Kheir", angeklagt wegen Drogenhandels, weinte und erzählte von ihrem Elend: "Wie konnte ich leben in einer solchen Situation. Ich hatte ein elendes Leben, drei Kinder, mein Mann war arbeitslos und hatte seit mehr als einem Jahr nach einer Arbeit gesucht. Am Ende wurde er verrückt. Ich mußte mich und meine Kinder ernähren, ich begann Drogen zu verkaufen, um etwas Geld zu verdienen. Ich weiß nicht, was mit meinen armen Kindern geschehen ist. Warum bin ich im Gefängnis?" Andere Frauen hatten ähnliche Geschichten zu erzählen, wir hörten sie jeden Tag. Ich wurde wieder wütend, doch ich versuchte mich zu beherrschen. Noch einmal versuchte ich, sie zu trösten. Doch dann war es Zeit für mich, in die Garderobe zu gehen. Ich küßte die Frauen und verabschiedete mich. Die Garderobenfrau war eine gerissene Alte, eine schamlose und unverschämte Schlampe. Sie versuchte, aus der Leibesvisitation der gefangenen Frauen Profite zu schlagen. Sie untersuchte die sozialen

Gefangenen auf Heroin. Einmal, bevor ich zum Gericht ging, untersuchte sie mich und fand einen Zettel, der eine Nachricht von Simin Nahavandi an ihren Mann enthielt und auf dem einige Zeilen eines Gedichtes standen. Sie bekam dafür 200 Tuman.

Nun saß sie da und beobachtete genau, was ich tat. Ich hatte ihr gesagt, daß ich gerne meine Bluse zurück hätte. Ich brauchte nicht lange und kehrte mit Schuhen und einem Schleier, die ich in einem mitgebrachten Korb verborgen hatte, in meine Zelle zurück. Ich versteckte alles unter meinem Bett.

In der Nacht sah ich die Notizbücher meiner Zellengenossinnen durch. Ich wußte, daß der Feind nach meiner Flucht jede Ecke der Zellen durchsuchen würde. Ich wollte die Seiten herausreißen, die nicht in die Hände des Feindes fallen sollten. Würden sie irgendwo eine Notiz über Flucht finden, würden die Gefangenen wegen Beihilfe zur Flucht bestraft werden.

Diese Nacht lag ich stundenlang wach. Ich dachte an die Genossen, die mich draußen erwarteten, an die wichtige Arbeit, die ich zu machen habe. Ich dachte auch an den Tag, an dem ich wieder eine Waffe in die Hand nehmen würde, als eine Guerillakämpferin, deren Ziel das Herz des Feindes ist. Ich dachte an meine Mitkämpfer, deren Kampf ständig an den Grundfesten des Systems rüttelt und der die Söldner in ständige Angst um ihr Leben versetzt hat.

5.Tag: Es war früh am Morgen. Heute mußten wir fliehen. Ich war aufgeregt, ohne mich kontrollieren zu können. Mein Herz schlug schnell, ich wollte das nicht und beschwichtigte mich : " Was soll das, warum benimmst du dich so, welch schwere

Aufgabe hast Du auszuführen...?"

Ich erinnerte mich an einen verhafteten Genossen, dessen Identität der SAVAK noch unbekannt war. Er war ununterbrochen gefoltert worden. Später sagte er zu einem Genossen: "Jedesmal, wenn ich in die Folterkammer kam, zitterte mein Körper vor Angst, aber unter der Folter sagte ich kein Wort. Und das macht die Würde eines Revolutionärs aus: Er wird gefoltert, er zittert, doch er sagt kein Wort."

Ich versuchte meine Ruhe wiederzugewinnen. Um die Mittagszeit war alles bereit. Es waren mehr Besucher als am Vortag da und alle trugen Schleier (schwarze). Ich hatte meinen Korb in die Ecke einer Zelle gestellt, in der viele Besucher waren. Zwei Polizisten und eine Wärterin standen bei der Zelle. Alle paar Minuten kam ein anderer Offizier ins Zimmer. Ich sagte meiner Mutter und den anderen, daß sie beim Hinausgehen den Polizisten Fragen stellen und sie beschäftigen sollten. Der Zeitpunkt der Flucht kam. Einige Minuten vor dem Ende der Besuchszeit verabschiedete ich mich von meinen Verwandten. Ich holte den Korb und Nahid folgte mir.

Inmitten der dichten Menge zogen wir uns die Schuhe an und hüllten uns in die Schleier. Niemand sah uns. Die Polizistinnen sahen müde und gelangweilt aus. Der Polizist mußte dauernd Fragen der Mütter beantworten. Nun hatten wir den Raum verlassen und befanden uns am Ausgang. Der Direktor, sein Stellvertreter, einige Offiziere und Polizisten standen an der Tür. Ich war nun ruhig und benahm mich ganz normal. Wir waren einige Meter ge-

gangen, als ein Polizist hinter uns rief: "Wo willst du hin?" und er rannte auf uns zu. Ich war zwei Schritte von Nahid entfernt und sah mich ganz normal um. Er faßte Nahid und brachte sie in den Hof zurück. Der Polizist kam gleich wieder zurück und begann alle Frauen zu inspizieren. Er riß den Schleier von ihren Gesichtern hoch und schaute sie an. Ich war unter diesen Frauen und wußte nicht, was ich machen sollte. Der Polizist kam näher und hob den Schleier der Frau, die neben mir stand. Ich versuchte so normal wie möglich auszusehen. Ich zollte ihm keine Aufmerksamkeit, schwang fröhlich meinen Korb und schaute ihn mit halbverdecktem Gesicht unbekümmert an. Er dachte, daß alles in Ordnung wäre und wandte sich den anderen Frauen zu, deren Gesichter verhüllt waren. Jetzt hatten mich einige Besucherinnen bemerkt und spürten, daß da Zeit vergeudet wurde. Sie umringten mich und sagten: "Laßt uns gehen, wir können doch nicht den ganzen Tag hier warten." Andere Besucherinnen kamen dazu, umgaben mich und beschützten mich so. Ich war richtig versteckt unter ihnen. Ich erinnerte mich an den Tag, als ich von der SAVAK verhaftet worden war und hinter dem Fenster ihres Autos die Menschen draußen gesehen und ihnen im Herzen gesagt hatte: "Ich verspreche euch, treu zu bleiben." Und jetzt, als ich wußte, daß ich mein Wort gehalten hatte, war ich unermeßlich glücklich und stolz. Ich sagte mir: "Das ist das Volk, seine Liebe ist wie ein Ozean, tief und unendlich, und seine Macht ist größer als alles andere. Wenn es sich in Bewegung setzt, wird es nicht lange dauern, bis der Feind vernichtet ist."

Bis zum Haupttor mußten wir noch an drei Gefängnisblöcken vorbei, vor denen Polizisten standen. Das wichtigste war, daß ich mich normal benahm. Manchmal ging ich schneller und manchmal langsamer. Ich wollte nicht zu schnell gehen, um nicht die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Es waren angespannte Momente. Jeden Augenblick erwartete ich die Stimme der Polizisten: "Fangt sie, verhaftet sie! Sie will fliehen!"

Nun, da sie wußten, daß eine Person versucht hatte zu fliehen, war meine Chance auf Erfolg kleiner als ein Prozent. Es war möglich, daß alle Tore geschlossen würden, bevor ich zum Haupttor gelangte. Sie konnten auch schon telephoniert haben. Führten mich meine Schritte in Freiheit oder in Gefahr?

Ich konnte nichts anderes tun, als weitergehen. Ich mußte die Chance ergreifen. Wir kamen zu Haupttor. Dort mußten wir Passierscheine vorweisen. Diejenigen, die mich umringten, behaupteten, die Hinteren trügen die Passierscheine bei sich. Es war ein großes Durcheinander, dann aber ging alles sehr schnell. Man gab den Polizisten die Passierscheine und ich ging einfach hinaus.

Ich war draußen. Ich stieg in ein Auto, gerettet vor dem Feind+).

Auf diese Weise floh ich aus dem Gefängnis des Schah, um die Waffe wieder aufzunehmen und wieder zu kämpfen, außerhalb des Gefängnisses und Schulter an Schulter mit anderen Revolutionären, um mit allen Kräften meinen Beitrag zu leisten zur Revolution, die unser Volk befreien wird.

Mit der Überzeugung vom Sieg des Befreiungskampfes des Volkes!

+) Aus Sicherheitsgründen wurden keine detaillierten Beschreibungen des Fluchtplanes und seiner Ausführung gegeben.

Eine Analyse des Widerstandes unter der Folter

Folgende Motivation und Faktoren helfen den Genossen, der Folter Widerstand zu leisten:

1) Vertrauen in die Richtigkeit des revolutionären Weges:
dieses Vertrauen muß so stark und unzerbrechlich sein, daß es auch unter der Voraussetzung des nicht zu erwartenden Augenblicks, in dem sich alle Genossen vom Kampf abwenden sollten, nicht verloren oder erschüttert werden kann. Es ist unmöglich, der Folter und allen anderen Intrigen des Feindes erfolgreich Widerstand zu leisten, ohne dieses unerschütterliche Vertrauen in die Ideale, für die wir kämpfen.

2) Haß dem Feind gegenüber und Liebe zu allen Genossen:
Diese Gefühle müssen so stark sein, so daß sie ein untrennbarer Bestandteil des Kämpfers werden. Für mich war es unvorstellbar, durch Preisgeben der Namen anderer Genossen die Folter erdulden zu lassen, die ich ertragen mußte. Wie könnte ich die Genossen, die ich liebe durch meine Aussage in die Folterkammern bringen?
Es wäre viel schlimmer, Zeuge ihrer Folterungen zu werden, als selbst Folter zu ertragen. Dies hätte den höchsten Verrat an der Sache bedeutet, für die ich kämpfe. Genossen an die Folterknechte zu verraten, um selbst der Folter zu entfliehen, - dieser Gedanke hätte mich mein Leben lang mehr gepeinigt als jede Folter.
Mehr noch, sich dem gehaßten Feind zu

ergeben, wäre gleichbedeutend, wie das Volk zu hassen. Der Feind stellt sich vor, daß wir die Waffen erhoben haben, um uns eine bessere Position zu sichern. Ich aber weiß, daß ich nicht für mich allein, sondern für die Befreiung unseres Volkes aus den Klauen der Ausbeuter kämpfe.

Mich dem Feind zu ergeben, hieße dem Volk den Rücken zu kehren, die Ausbeuter unbehelligt weiter machen zu lassen und dadurch an all den Verbrechen in irgendeiner Weise selbst beteiligt zu sein. Während meines ganzen Lebens hatte ich einen unbändigen Haß gegen die Ausbeuter in mir gefühlt, und der Gedanke, ihren Wünschen einmal nachzukommen, erfüllte mich mit bebender Abscheu. War es möglich, nun das Volk in Ketten zu vergessen, ein Volk, mit dem ich immer in Liebe und Zuneigung verbunden war?

Die Verbrechen des Feindes sind so schwerwiegend, daß ich ihn kaum noch als menschliches Wesen ansehen kann.- Der Gedanke, den Kampf aufzugeben, kam mir nie in den Sinn.

3) Betrachtung des Geschehens aus einer historischen Perspektive und im Licht der marxistischen Theorien:

Durch dialektische Überlegung kann man die Verbindung zwischen dem Widerstand und dem Sieg der Revolution herstellen, ob das nun nach einer kurzen oder langen Zeitspanne erreicht wird. Auf kurze Zeit gesehen, bedeutet das, daß unser Widerstand einen Genossen davor rettet, in die Hände des Feindes zu fallen oder ein Angriff auf unsere Organisation abgewehrt wird.

Für später ist aber wichtig, daß unser Widerstand, unsere Weigerung, uns dem Feind zu unterwerfen, ein Schritt weiter zum endgültigen Sieg der Revolution ist. Wenn man diesen "Schritt" isoliert vom Ganzen betrachtet, kann er sehr klein und unbedeutend erscheinen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß ähnlicher Widerstand von unzähligen anderen Genossen vorgelebt worden ist und vorgelebt wird. Man kann sich die Wirkung dieses gemeinsamen Widerstandes vorstellen, und nun begreift man auch, daß nicht Widerstand zu leisten sogar einen Schritt zurück bedeutet und einen Verrat an der Revolution darstellt. Wenn wir diese Überlegung in einer historischen Perspektive anstellen, so wird in unserem Widerstand der Sieg gegen die Folter und die Intrigen des Feindes deutlich.

4) Objektives Herantreten an die Realitäten:

Ein marxistisches Bewußtsein befähigt uns, an die Wirklichkeit mit größerer Objektivität heranzutreten. Daß Folter Angst erzeugt, demoralisiert und den Widerstandsgeist schwächt, ist, abgesehen von seiner physischen Auswirkung, in erster Linie eine subjektive Ansicht der meisten Menschen. Diese Meinung wurde noch verstärkt durch die Propaganda der SAVAK.

Betrachten wir die Folter aber objektiv, so verliert dieses schäbige Handwerk seine ursprüngliche Bedeutung, denn in letzter Konsequenz tritt unter der Folter ja nichts Entscheidenderes als der Tod ein und darauf ist der Kämpfer vorbereitet. Psychologische Folter hat nur eine Wir-

kung auf jene, die die Folter nicht objektiv betrachten. Als sie mich zum Beispiel nackt auszogen, setzte ich mir auseinander, daß es keinen Unterschied gäbe zwischen einem nackten Bein und einer nackten Hand, daß ich mich davon also nicht berühren lassen sollte. Oder als sie mir den Revolver ansetzten, um mich zu erschrecken, dachte ich nur daran, daß mich die Kugel höchstens töten könnte, doch da ich keine Angst hatte, für die Sache zu sterben, verlor es die Bedeutung. Folglich ist es wichtig, diese Dinge immer objektiv zu analysieren, um dem Feind mit größerer Stärke gegenüber zu treten.

5) Absolutes Mißtrauen gegen den Feind: Das einzige Motiv für alles, was der Feind einem Gefangenen antut, besteht einzig und allein darin, den Kämpfer dazu zu bringen, seine Geheimnisse zu enthüllen und dadurch der Organisation einen Schlag zu versetzen. Freundlichkeit, Folter, Drohungen, Mißbrauch, verschiedene Geschichten über Verräter, die sich vom Volk abgewendet haben, alles wird für diesen Zweck benutzt.

Darum ist es ein unbedingtes Erfordernis, dem Feind mit stetiger Wachsamkeit und Mißtrauen in seine Taten- egal ob sie einem im ersten Moment wichtig oder unbedeutend erscheinen- gegenüberzustehen.

Es ist gefährlich, das zu vergessen. Es ist sehr wichtig, die freundlichen Gesten des Feindes zurückzuweisen.

Einsamkeit, ständige Folter und andere Probleme, die einen beschäftigen stellen einen günstigen Nährboden dar, die Freundlichkeit des Feindes zu akzeptieren. Hinter diesem freundlichen Benehmen steckt

immer eine schlechte Absicht. Ein wenig Widerstand dagegen, und der Kämpfer entdeckt das wirkliche Motiv; das wird die Moral des Kämpfers stärken.

6) Ein richtiges und philosophisches Verständnis der Begriffe "Freiheit" und "Gefangenschaft".

Auch unter der Folter und in Ketten fühlte ich mich frei- es war wahrhaftig so. Keine falsche Vorsicht hinderte mich, meinen Haß gegen den Feind auch in Worten Ausdruck zu verleihen. Ich hatte alles für die Sache, an die ich glaubte, gegeben, und alles, was ich mir bewahren mußte, war mein Glaube. Bei den Folterknechten konnte ich ihre äußerste Abhängigkeit von den niedrigen, schändlichen Dingen und ihrer beschränkten Existenz erkennen. Das Wissen darum bedeutete eine große Quelle der Kraft für mich. Ich war davon überzeugt, daß ich, als Kämpferin für das Volk, sie verurteilen mußte; ich bin es, die ihr Schicksal bestimmt. Es wäre eine Niederlage für mich, wenn sie sich so stark fühlen könnten, mich in die Knie zu zwingen. Ich wußte, daß mein Ziel und mein Weg außerhalb ihres Vorstellungsvermögens liegt. Dieses Gefühl einer allumfassenden Freiheit angesichts meiner Gefangenschaft verstärkten meine Widerstandskraft.

7) Kenntnis der Methoden, die der Feind bei der Konfrontation mit dem Kämpfer anwendet: Es ist unerläßlich, die Erfahrungen der anderen Genossen zu studieren und zu erfahren, wie sie den Intrigen des Feindes widerstanden. So kann man sie unwirksam machen zB. versucht der Feind, den schwachen Punkt eines Kämpfers zu finden.

und dann dort anzusetzen. Der Kämpfer muß einfach verhindern, daß der Feind seinen schwachen Punkt erkennt. Oder der Feind sammelt allgemeine und nebensächliche Daten und versucht dann, den Kämpfer damit zu beeindrucken, und ihm sagt, daß er alles wisse. Wenn der Kämpfer dies alles schon vorher weiß, wird er dies durchschauen und sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen.

8) Ein unerschütterlicher Glaube an die menschliche Willenskraft:

Wenn wir uns bewußt bemühen, dieses Vertrauen zu stärken, wird auch das Gerede um Hypnose, Injektionen und Zwangsernährung oder Urogen, die einen Kämpfer im Schlaf zum Sprechen bringen sollen, wirkungslos.

Autosuggestion ist sehr wirksam, um Schmerzen zu ertragen. Ich führte sie unter der Folter durch und manchmal spürte ich überhaupt keinen Schmerz, wenn aber die Folter verlängert wurde, wünschte ich mir sehnsüchtig das Ende herbei. Doch trotz solcher Wünsche fühlte ich mich niemals moralisch schwach, da ich wußte, daß es eventuell ein Ende dieser Schmerzen gab - den Tod. Bis zum Tod war ich entschlossen, Widerstand zu leisten. Die Frage ob ich rede oder nicht, war nie ein ernstes Problem. Ich möchte hier erwähnen, daß Genosse Behrouz und ich in unserem täglichen Leben immer versucht hatten, uns in der Kraft der Autosuggestion, zu stärken.

9) Die Erinnerung an den Widerstand anderer Kämpfer und ihre Entschlossenheit und Standhaftigkeit dem Feind gegenüber:

Die Geschichte der Kämpfe in der ganzen

Welt ist geprägt vom heroischen Widerstand des Kämpfers. So auch die Geschichte des Widerstands des iranischen Volkes, der besonders in den letzten Jahren wuchs, muß eine reine Quelle der Stärkung für alle wahren Kämpfer sein.

Unnützlich zu sagen, daß die oben erwähnten Faktoren sich auch negativ auswirken können: zB. ungenügender Haß gegen den Feind; die Bewegung als momentane Periode zu sehen und so ihre historische Bedeutung nicht zu erkennen; dem Feind zu vertrauen und ihn nachlässig zu behandeln; das Fehlen genügenden Vertrauens in die eigene Willensstärke; das sind Faktoren, die einen Kämpfer demoralisieren können.

Mehr noch, ein Kämpfer, der seine Schwäche nicht ehrlich erkennt und sich nicht kritisiert, kann seines Egoismus und seiner kleinbürgerlichen Tendenzen nur schwer Herr werden; und jemand, der nichts unternimmt, um seine Schwäche zu korrigieren, wird unfähig sein, unter der Folter Widerstand zu leisten, auch wenn er Vertrauen in den Kampf hat.

Ein Mensch, der sich selbst täuscht, der seine eigenen Fehler nicht mit revolutionärer Ehrlichkeit erkennt und der sich selbst belügt, wird meist ein Verräter, da Lügen der Anfang des Verrates sind.

Dem Feinde sage ich:.....

An die Imperialisten und unsere heimischen Kapitalisten, die sich an die Ausländer, an die internationalen Plünderer verkauft haben!

An den verräterischen Schah- diesen Lakaien der Yankees und Israelis, diesen Söldner, der mit dem Schicksal unserer Nation hausieren geht!

An die Diener der Nation!

An alle Feinde!

Ich weiß sehr gut, daß ihr dieses Buch lesen werdet. So möchte ich meine innersten Gefühle euch gegenüber ausdrücken und in fester Überzeugung erklären: Ich kämpfe gegen euch mit aller Entschlossenheit, dieses Mal mit einem noch tieferen Gefühl der Rache - Rache für meine Genossen und das Volk, das ihr mordet und für dessen Tod ihr uns verantwortlich macht. Ich werde mit einer noch größeren Liebe für die geschundenen Massen, mit denen mich unerschütterliche Solidarität verbindet, und mit tieferem Bewußtsein meiner Pflichten und meiner Verantwortung kämpfen. Ich weiß genau, daß ihr nichts lieber hättet, als mich lebend in eure Hände zu bekommen. Aber ich versichere euch, daß ihr diesen Wunsch mit ins Grab nehmen müßt. Doch frage ich euch: Was könnt ihr machen, auch wenn ihr mich lebend gefangennehmt? Könnt ihr der Revolution auch nur den geringsten Schlag versetzen? Was könnt ihr machen? Ihr werdet mich foltern. Ich werdet mich erschießen. Könnt ihr noch etwas anderes tun als den Tod anbieten!?

Ihr wißt genau, daß es für uns, die Volksheldin nichts Ehrenhafteres gibt, als für die Freiheit des Volkes zu sterben, und

nach all den Bemühungen könnt ihr letztlich doch nur unseren Wunsch erfüllen. Wie meine anderen Genossen der Guerillaorganisation der Volksfedayin habe auch ich die Waffe ergriffen, um für die Zerschlagung eines Systems zu kämpfen, das euch beschützt.

Ich werde den letzten Tropfen Blut für die Befreiung unseres Volkes geben, denn wir fürchten den Tod nicht, weder den Tod im Kampf noch unter der Folter. Und wenn eine Waffe aus der Hand eines Kämpfers fällt, so werden viele Hände nach dieser Waffe greifen, es gibt viele Ohren, die unseren Schlachtruf hören.

Der bewaffnete Kampf hat sich als der einzige Weg zur Befreiung des Volkes erwiesen, unsere Bewegung strebt mit wachsender Kraft voran und nimmt wie der Fluß alle Hindernisse mit sich fort.

Eure Niederlage ist eine unausbleibliche Tatsache, die nicht nur in der Geschichte immer wieder bewiesen worden ist, sondern sich auch in eurer eigenen Hilflosigkeit und Unfähigkeit ausdrückt, die Bewegung zu unterdrücken, und auch in eurem verzweifelten Verhalten, wenn ihr Guerillakämpfern und der Avantgarde des Volkes gegenübersteht. Ihr wißt: Noch eine kleine Weile könnt ihr eure Plünderungen und Verbrechen fortsetzen, aber eurem endgültigen Schicksal werdet ihr nicht entgehen. Wir werden euch in einem langwierigen und schweren Kampf besiegen. Fällt einer von uns, sind Dutzende andere da, die sich erheben werden. Unser Tod ist kein gewöhnlicher Tod - unser Leben auch kein gewöhnliches Leben.

SIEG

Die Tage vergehen.
Unsere Gedanken sind bei der Zukunft,
bei dem Feuer der Revolution.
Wir sind im Gefängnis des Polizeipräsidioms,
jede von uns in einer der zwölf Zellen,
in denen es keinen Tag und keine Nacht gibt,
die einzige Lichtquelle eine Glühlampe.
Die Tageszeit bestimmen wir
nach der Essensausgabe.
Wenn die Zellentür auf Befehl der Wärterin
geöffnet wird, die wir die "kokette
Schlampe" nennen,
senden wir unsere revolutionäre Botschaft
hinaus: "Wie die Bolschewiki muß man kämpfen
was können uns die Kugeln anhaben..."

und lächelnd tauschen wir Blicke,
in denen die Hoffnung auf den Sieg leuchtet.
Durch das Guckloch beobachten wir den Gang,
auf dem die Söldner auf und ab gehen.
Jedesmal, wenn ein Genosse durch den Gang
geführt wird, ballen wir die Faust:
"Genosse, der Sieg ist unser!
Niemand werden wir uns dem Feind ergeben!
Tod den Söldnern!
Nieder mit den Söldnern! Nieder mit den
Henkern!
Einheit, Kampf, Sieg!"
Diese Parole sagen wir uns mit der
Fingersprache.
Der Feind denkt, er hätte uns zum Schweigen
gebracht, aber wir sind die Wellen, die
niemals stillstehen.
Ob durch Klopfen, Singen oder mit der
Fingersprache, wir werden immer miteinan-

der sprechen.

Der Feind, einfältig wie er ist, nimmt an,
wir seien zu Salzsäulen erstarrt.

Wir lachen ihn aus.

Die Stille wird durch unser Pfeifen
unterbrochen: es erklingen die Lieder

"Freiheit", die Internationale oder

"Andenken an Siakhal".

Das genügt, um den alten Polizist Farhang
oder auch andere Wärter wütend zu machen:

"Wer ist der Idiot, der hier pfeift?

Ihr seid hier nicht zuhause!"

und hastig schließt er eine der Zellen auf,
in der Hoffnung seine Muskeln einsetzen
zu können.

"Aber Söldner, du täuschst dich!"

Oder, wenn er eine Stimme hört, schleicht
er wie eine Katze an die Tür und lauscht,
wieder in der Hoffnung, die richtige zu
erwischen.

"Aber schon wieder täuschst du dich,
Söldner. Die Guerilla ist beweglicher als
du Idiot denkst!"

Eine laute Stimme klingt durch den Raum:

"Wärter!"

Er antwortet: "Ja?"

"Bringt mir Wasser!"

"Du mußt warten. Das Glas ist in Gebrauch."

Die feste Stimme ruft wieder:

"Wärter!"

"Ja!"

"Ich will auf die Toilette!"

"Du mußt warten, wir sind gerade beim Essen."

Und die kokette Schlampe,
die vernarrt ist in die Macht, keift:

"Wie oft noch auf die Toilette, du hast
das Maß bereits überschritten."

Wir alle lachen.

Was für ein Schwachsinn, den Gang zur Toi-

lette regeln zu wollen!
Das ist doch die natürlichste Not des
Menschen! - Täglich
dreimal auf die Toilette gehen,
dreimal essen, drei Zigaretten,
einmal die Woche baden und für Männer
rasieren. -

Das ist die Vorschrift, und es ist nicht
klar, wer dieses komische Gesetz parla-
mentarisch beschlossen hat,
der Senat oder der Rat...

So verbringen wir unsere Tage, aber
keine von uns läßt die Unterdrückung und
die Unterdrücker aus den Augen,
und sei es nur für einen Moment.
Deswegen werden uns des öfteren Hand-
oder Fußfesseln angelegt.
Manchmal bringt uns der Farhang als "Ge-
fälligkeit" etwas zu essen;
und vollends lächerlich macht er sich,
wenn er die hoffnungslosen Versuche unter-
nimmt, uns zu einem Gnadengesuch an diese
verachtenswerte Person zu überreden.
Was für eine nichtige Illussion!
Wo gibt es eine Hand,
die die Hand des Feindes nicht ablehnte?
Und wo eine Zunge, die die Unterwürfigkeit
nicht standhaft verweigerte?

Ab und zu stattet uns ein Hauptmann oder
Oberbefehlshaber der Armee einen "Freund-
lichkeitsbesuch" in unserer Zelle ab.
"Wie gehts?" - "Gut geht's mir."
Und erfolglos versucht er, unsere Mine
aufzuhellen oder unsere Lippen zum
Lachen zu bewegen.

Da wir ihn ignorieren, windet er sich
schließlich wie von einer Schlange ge-
bissen.

Was für sinnlose Illussionen:sich einzu-

bilden, sie hätten Macht über uns!
Die Schlampe macht uns darauf aufmerksam,
daß wir aufstehen sollten,
wenn ein Oberbefehlshaber der Armee herein-
kommt. Sie bekommt die Antwort:
"Für dich ist er Oberbefehlshaber der Armee.
Doch für mich ist der groß und wichtig,
der ein Arbeiter ist mit schwieligen Händen
oder ein Bauer mit zerfurchtem Gesicht."

So vergehen die Tage;
und die Nächte hinter geschlossenen Türen
in Handschellen - an was denken wir?
An die lebendige Vergangenheit,
an die momentane Stille in der Zelle
oder an unsere Zukunft, die Revolution.
Unsere Gedanken sind ein Gemisch
dieser drei Ebenen.
Und was unser Herz erwärmt,
ist unsere Hoffnung auf den Sieg.

Manchmal bauen wir aus dem Teig des Brotes
kleine Denkmäler und schenken sie uns gegen-
seitig, wenn sich die Gelegenheit dazu
bietet.

Es sind kleine Geschenke in verschiedenen
Formen, aber vor allem sind sie Ausdruck
unserer inneren Bewegung:
Der kleine schwarze Fisch mit dem scharfen
Dolch,
eine geballte Faust oder eine gesprengte
Kette, der Vogel der Freiheit, eine Stern-
schnuppe, ein Gemälde vom Gesicht unseres
Feindes, dieses dreckigen Ungeheuers oder
auf den Teig¹ geschrieben:
Venceremos.

Susan⁺² singt die Hoffnungslosigkeit in
die Ohren der Reaktionäre:
Ihr Schwalben, ihr Schwalben,
in unserem Haus wohnen der Schmerz und der
Kummer...

Und Arasi⁺³ singt: "Das Herz blutet.."
Aber die warme Stimme der Genossen sagt:
"Unser Volk blutet"
und haßerfüllt:
"Blut soll mit Blut bezahlt werden!"

Das Telefon klingelt.
"Bringt die Nummer zehn hoch!",
oder eine von zwölf anderen.
Ein Genosse wird zum Verhör gebracht.
Unsere Herzen schlagen stärker.
Was werden sie fragen?
Wer ist der Gefangene?
Jedesmal, wenn du einen Arzt oder einen
Arzthelfer siehst, sei sicher,
daß ein Kämpfer traktiert wurde.

Manchmal hörst du den Tritt eines Soldaten-
stiefels.

Sind deine Hände und Füße frei, siehst du
ihn dir durch das Guckloch genau an,
siehst die Handlanger, die strammstehen
wie eine Maschine- dann ist sicher ein
Oberbefehlshaber der Lakaien zu Besuch.
Ja, das ist der Chef des Gefängnisses.
- Hier gibt es keinen Platz mehr! -
Dann werden die Genossen einer nach dem
anderen
mit gebundenen Händen während der Nacht
in ein andres Gefängnis überführt.
Wir werfen einen letzten Blick durch das
Loch und sehen sie an.
Unsere Blicke treffen sich.
Sie sind sehr beredt:
"Genosse, der Feind wird in dem See von
Blut, den er geschaffen hat, ertrinken!
Der Imperialismus schaufelt sich sein ei-
genes Grab!"

Einige Nächte oder auch nächtelang

hört man die Peitschenschläge,
die willkürlich niedersausen
und die Schreie: "Tod dir, du elender
Handlanger!"

- "Sprich endlich!!" -
und wieder die Schreie:

"Nichts sage ich!

Schlag mich, du Verräter, brenne mich,
kreuzige mich, bring mich in den Kerker,
wirf mich den Schlangen zum Fraß vor,
was du auch immer mit mir machst,
niemals wird meine Zunge sich gegen mein
Volk bewegen!"

Das Brüllen wird lauter und wilder:

"Wir werden dich erschießen!"

Die Genossin lacht.

"Gibt es ein größeres Glück als das?
Sich opfern für das Volk auf dem Weg der
Gerechtigkeit und Freiheit?"

Der Feind, einer weiteren Hoffnung beraubt,
versucht es mit psychischer Erpressung:

"Ich werde deine Familie vertreiben und
sie bis ins siebte Glied zurück ins Un-
glück stürzen!"

Die Genossin lacht.

"Das ist kein Wunder, du Verräter.

Tyrannie ist das Wesen dieses Systems!"

Der Feind begreift das Wesen der Genossin
und vor Wut schäumend brüllt er:

"Wir werden deine Genossen vor deinen Au-
gen zerstückeln!"

Die Genossin lacht.

"Auch meine Genossen werden Märtyrer des
Volkes sein".

Jetzt wird die Genossin ausgezogen und
vergewaltigt.

Der Chef befiehlt, diese Szene zu foto-
grafieren.

Die Genossin, deren Kräfte nachlassen, sagt:

"Ihr fertigt von euren Verbrechen auch noch Dokumente an?"
Die Stimme wird leiser, die Genossin ist ohnmächtig.

Man hört ein Klopfen aus der Nebenzelle, eine Stimme ruft:

"Bist du wach?"

- " Ja. " -

"Hörst du, das ist die Stimme der Folter! Da ist eine Kämpferin in den Klauen der Henker, der Blutvergießer, die sich verzweifelt fragen, ob sie uns eine Niederlage zugefügt haben.

Aber die Antwort ist nein. Es gibt Genossen, die kämpfen, und es wird weiter Kämpfer geben.

Es ist nicht wichtig, wenn wir sterben; es ist sogar nicht wichtig, wenn eine revolutionäre Gruppe vernichtet wird.

Wichtig ist, daß, wenn einem Genossen die Waffe aus der Hand geschlagen wird, ein anderer sie aufnimmt.

Und es greift nicht nur eine Hand nach dem Gewehr, tausende von Händen sind es, die das Gewehr aufnehmen!

Die Revolution ist wie eine Flutwelle, die stärker und stärker wird und die durch keinen Damm aufgehalten werden kann.

Das Volk wird sich erheben.

Der Sieg gehört uns!"

Sie singt: "Die Sonne wird kommen
die Sonne wird kommen,
die Dunkelheit wird weichen.
Schlaf nicht, keinen Augenblick,
das Blut des Volkes wird vergossen.
Wieviele Menschen
auch zu Märtyrern werden,
wieviele Feuer
der Feind uns auch legt-
wird doch endlich, mein Genosse,

die Welt von der Tyrannei
befreit,
die Welt wird erwachen..."

Roghiye Daneschgari
Polizeipräsidium, Sommer 72

+1 spanisch : wir werden siegen, Che Guevara
schrieb dies ans Ende seiner Briefe.

+2 Susan, eine populäre Schlagersängerin

+3 Arasi, ein Schlagersänger

ANHANG

- 1) Der Volksverräter General Farsiou, Staatsanwalt der Armee, wurde wegen seiner unzähligen Verbrechen im Jahre 1971 von den tapferen Kämpfern der Volksfedayin hingerichtet.

- 2) Siahkal ist eine kleine Stadt im äußersten Norden des Iran. Eine Djangal- (Wald-) Einheit der Guerilla-Organisation der iranischen Volksfedayin- die Vorhut des bewaffneten Kampfes im Iran- begann ihre militärische Offensive gegen den Gendarmiestützpunkt in dieser Stadt im Jahre 1971. 15 Mitglieder dieser Einheit wurden entweder erschossen oder starben unter der Folter. Es waren:
a) Ali-Akbar Safaj-Farahani (1939-1971) Kommandant der Djangal-Einheit, schloß sich im Jahre 1968 der Al-Fatah Organisation in Palästina an und war wegen seiner hervorragenden Leistungen Kommandant einer Guerilla Einheit geworden. Nach einem Jahr kehrte er heimlich in den Iran zurück und organisierte den bewaffneten Kampf in den nördlichen Wäldern. Nach dem ersten erfolgreichen Angriff gegen den Feind kam er von den Bergen herunter, um einen Kameraden zu retten. Durch die Anzeige politisch unbewußter Bauern- auf die es ihm widerstrebte zu schießen- fiel er in die Hände der Feinde und nach langer Folter wurde er 1971 erschossen.
b) Ahmad Farhoudi, ein Stadtmitglied der Organisation, schloß sich 1970

den Djangalkämpfern an und erreichte bald den Rang eines stellvertretenden Kommandanten. Zusammen mit fünf seiner Genossen wurde er vom Feind in einem Versorgungsstützpunkt eingekreist. Nach einem tapferen Kampf gegen eine beträchtliche 48-Stunden Übermacht, der ernsthafte Verluste beigebracht wurden, fiel er mit anderen Genossen in die Hände der Feinde. Er ertrug barbarische Folter und wurde dann im April 1971 erschossen.

c) Shokrallah Moshayyefi: Er war für die Djangaleinheiten in der Stadt verantwortlich. Er wurde im Winter 1970 verhaftet und 1971 erschossen.

d) Hady-Bande Khoda Langroodi: Er war einer der ersten Mitglieder der Djangaleinheit. Nach einem Angriff auf einen feindlichen Stützpunkt im Siahkal, kam er herunter von den Bergen, um einen Genossen (Hushang Nayeri) vor dem Feind zu warnen. Er fiel dem Feind im Hause des Genossen in die Hände und wurde nach schweren Foltern erschossen.

e) Abbas Danesh-Behzadi: Einer der ersten Mitglieder der Djangaleinheit. Nach der Siahkal-Offensive fiel er mit vier anderen Genossen auf einem Versorgungsstützpunkt in die Hände des Feindes und wurde im April 1971 erschossen.

f) Djalil Enferadi: Einer der ersten Mitglieder der Djangaleinheit, der mit dem Kommandanten von den Bergen herunterkam und in die Hände des Feindes fiel. Er wurde im April 1971 erschossen.

g) Rahim Samai: Er war einer der Genossen im Versorgungsstützpunkt der Einheit, der von den Feinden umzingelt war. Nach unbarmherzigem Kampf gegen den Feind, der

48 Stunden dauerte, gab er mit seinen Händen ein Zeichen der Aufgabe. Als der Feind ihn umringt hatte, detonierte er eine Granate, durch die der Feind große Verluste erlitt, der Genosse selbst wurde getötet. Durch seine Verwegenheit konnten einige seiner Genossen die Einkreisung des Feindes durchbrechen. Er war auch einer der ersten Mitglieder der Djangaleinheit.

h) Mehdi Es-haghi: Einer der ersten Mitglieder der Djangaleinheit; wie Genosse Samai wurde er durch seine eigene Granate getötet (1971).

i) Iraoj Nayeri(1949-1971): Er trat in die Djangal-einheit Anfang 1970 ein. Er erlitt Verletzungen bei einem Angriff auf den Feind in Siahkal. Um sein Leben zu retten, kam der Kommandant der Einheit und andere Genossen von den Bergen herunter; sie fielen alle dem Feind in die Hände. Nach langer Folterung wurde der Genosse vom Feind erschossen.

j) Ali Mohaddas-Ghandchi: Ein Mitglied der Djangaleinheit. Zusammen mit einigen anderen Genossen durchbrach er die Einkreisung durch den Feind. Später fiel er durch ungeklärte Umstände in die Hände des Feindes und wurde nach unmenschlichen Folterungen erschossen.

k) Mohammad-Hadi Fazelli: Ein Stadtmitglied der Djangaleinheit, er wurde verhaftet und im Winter 1970 erschossen.

l) Esmail Moini-Araghi: Ein Stadtmitglied, er wurde im Winter 1971 verhaftet.

m) Ghafour Hasanpour-Asl: Ein Mitglied des Zentralkomitees der Djangaleinheit, er fiel in die Hände des Feindes im Ja-

nuar 1971 und starb unter der Folter.

n) Nasser Saifsalil-Safai: Ein Mitglied der Versorgungsabteilung der Djangaleinheit, er wurde verhaftet und im Winter 1971 erschossen.

o) Eskandar Rahimi: Ein Mitglied der Verbindungsabteilung der Djangaleinheit, er wurde verhaftet und im Winter 1971 erschossen.

3) a) Amir Parviz Pujan (1945-1971): Er war ein aktives Mitglied des Zentralkomitees der D.I.P.F.G. "Die Notwendigkeit des bewaffneten Kampfes und die Widerlegung der Theorie des Überlebens" ist eines seiner bekannten Werke, in dem er die Strategie der Organisation darlegte. Dieses Werk gehört zum politischen Lehrplan der Volksfront für die Befreiung der besetzten Gebiete am persischen Golf (P.F.L.O.G.) in Dhofar.

b) Rahmatollah Payrove Naziri: Im Frühling 1971 wurde er zusammen mit Pujan von den feindlichen Kräften in einem Stützpunkt überrascht und nach einer langen Schlacht machten sie ihrem Leben mit ihren letzten Kugeln ein Ende.

c) Djavad Selahi (1943-1971): Er wurde beim Flugblatt-verteilen vom Feind entdeckt und nach einer kurzen Schlacht tötete er sich mit seiner letzten Kugel.

d) Hamid Aschraf (1945-...) Er steht noch immer an der vordersten Front des Kampfes.

e) Manucher Bahai-Pour (1945-1971): Während eines Umzuges aus einem Stützpunkt wurde er vom Feind umzingelt und starb

während der bewaffneten Auseinandersetzung.

f) Eskandar Sadeghi-Nezhad: Mitglied des Zentralkomitees der O.I.P.F.G. Auch er wurde während eines Umzugs in einen anderen Stützpunkt und bei der folgenden bewaffneten Auseinandersetzung getötet.

g) Abbas Meftahi: Mitglied des Zentralkomitees der O.I.P.F.G. Er wurde bei einem Treffen vom Feind umzingelt. Nachdem er viele Söldner getötet hatte, klemmte das Gewehr und er fiel in die Hände des Feindes. Nach unmenschlichen Folterungen wurde er im April 1972 erschossen.

h) Mohammad Saffari-Ashriani (1934-1972): Mitglied des Zentralkomitees der O.I.P.F.G. Er kämpfte ein Jahr in Palästina gegen die israelischen Besatzer. Er stellte seine großen Erfahrungen den persischen Genossen zur Verfügung, und seine Verdienste in der Sache sind uneinschätzbar. Er wurde während einer bewaffneten Auseinandersetzung getötet.

i) Ahmad Zibram (1943-1972): Ein sehr aktives Mitglied der O.I.P.F.G. Am 28. Mor-dad (August) 1972 wurde er vom Feind verfolgt. Er bekämpfte den Feind von einem Haus aus bis auf eine Kugel, mit der er sich selbst tötete.

Anmerkung des Übersetzters zu Hamid Ashraf (d): Ein großer Revolutionär und Kommunist, Mitbegründer und Führer der Volksfedayin fiel 1976 in einem ungleichen Kampf mit den Söldnern des Schah.

- 4) Ali-Reza Nabdell: Ein Mitglied des Zentralkomitees O.I.P.F.G. (Täbriz). Er fiel dem Feind in die Hände, als er Flugblätter verteilte und wurde 1972 zusammen mit 10 seiner Genossen erschossen.
- 5) Niruye'Havai Straße: Straße, in der die Genossen Puyan und Naziri ihren Stützpunkt hatten. Die zwei Guerilleros hatten von diesem Haus aus eine schwere Auseinandersetzung mit dem Feind. "Die Schlacht von Niruye-Havai" bezieht sich auf diese Auseinandersetzung.
- 6) a) Mohammed Deghani: Ein Sympathisant der O.I.P.F.G., der nach einer "Verhandlung" zu 4 Jahren 'Gefängnis' verurteilt wurde.
- b) Behrouz Dehghani (1939-1971): Ein Mitglied des Zentralkomitees der O.I.P.F.G. (Täbriz). Er nahm am Überfall auf die Polizeistation 5 in Täbriz teil. Bei einer anderen bewaffneten Auseinandersetzung mit Soldaten fiel er in die Hände der Feinde. Er wurde den schrecklichsten und brutalsten Folterungen ausgesetzt und starb, ohne dem Feind auch nur die geringste Information gegeben zu haben.
- Genosse Behrouz verbrachte zusammen mit Genosse Samad Behrangi 14 Jahre als Lehrer in verschiedenen Dörfern Aserbaidschans. Er hinterläßt zahlreiche Geschichten und Übersetzungen die nach seinem Tod unter dem Namen "Behrouz Tabrizi" erschienen. Er hat auch die Werke des irischen Revolutionärs Sian O'Casey ins Persische übersetzt.
- 7) Kazem Saadati (1940-1971)- Sein Leben

wird in diesem Buch beschrieben.

- 8) Um alle Helden der Länder unter dem Joch des Imperialismus in Erinnerung zu behalten benannten sich unsere Genossen am Anfang des bewaffneten Kampfes nach ihren Namen. Folglich hieß Genosse Dajvad Selahi. Haidar Amu Oghli, ein kompromißloser Kämpfer während der persischen konstitutionellen Revolution.
- 9) siehe Nr. 2
- 10) Navab Safavi: Ein aktives Mitglied der islamischen Fedayin, welcher 1953 erschossen wurde. Er richtete Hazhir, einen Premierminister des Schah hin. 1962 wurde auch der Premierminister Hasan-Ali Mansur von Mohammad Bohkarai, auch ein Mitglied der Fedayin (isl.) hingerichtet.
- 11) Nguyen Van Troy: Ein vietnamesischer revolutionärer Arbeiter, der 1968 erschossen wurde, weil er geplant hatte, den U.S. Botschafter in Vietnam zu töten.
- 12) Major Farid: Ein gehaßter Söldner, der in den Vereinigten Staaten für Folter- und Verhörmethoden ausgebildet worden war. Im September inspizierte er Hochspannungsmasten, die von der Guerilla mit Sprengladungen versehen worden waren. Er geriet mit seinem Hubschrauber in eine solche Explosion.
- 13) Shahin Tavakkoli: Eine edle Kämpferin, die, obwohl sie einen Säugling hatte, aktiv an den Operationen der Guerilla teilnahm. Während eines Wechsels des Stützpunktes fiel sie in die Hände des Feindes und wurde bei der nachfolgenden Verhandlung zu 5 Jahren Gefängnis ver-

urteilt.

- 14) Hamid Tavakkoli: Ein Mitglied der O.I.P.F.G. der im Frühling 1971 in die Hände des Feindes fiel. Nach unmenschlichen Folterungen wurde er im April 1972 erschossen.
- 15) Abbas Djamshidi-Rudbari: Einer der aktivsten Mitglieder der O.I.P.F.G. Zweimal konnte er dem Polizeinetz entkommen. Während eines Auftrages, SAVAK-Agenten zu identifizieren, trat er den Söldnern entgegen und bekämpfte sie. Er wurde durch einen Schuß verwundet und bewußtlos. Um andere Genossen in die Irre zu führen, verbreitete der Feind, er sei während der Schlacht gestorben. In der Tat lebt er aber noch, erleidet die brutalsten Foltern und weigert sich irgendetwas zu verraten.
- 16) Hassan Nik-Davudi: Er wurde 1968 verhaftet und starb unter der Folter. Er war ein aktiver Sympathisant der O.I.P.F.G.
- 17) Die Jazani-Gruppe: Die erste im Untergrund tätige kommunistische Gruppe, die den bewaffneten Kampf als ihre Strategie annahm und Guerilla-Einheiten zu gründen begann. Durch Polizeispitzel wurde die Gruppe im Winter 1966 aufgedeckt und ihre Mitglieder verhaftet. Diese Gruppe trägt den Namen von Bizhan Jazani, der ein Mitglied des Zentralkomitees war.
Ali-Akbar Safai-Farahani und Mohammad Safai-Ashtiani gehörten zu dieser Gruppe. Nach Aufdeckung der Gruppe sind sie zur Al-Fatah nach Palästina gegangen.
- 18) Masoud Ahmad-Zadeh: Ein Mitglied des

Zentralkomitees der O.I.P.F.G. Er fiel 1971 während eines Treffens dem Feind in die Hände und wurde 1972 mit fünf anderen Genossen erschossen. "Bewaffneter Kampf, sowohl Strategie als auch Taktik" ist sein Hauptwerk, welches die Richtlinien der O.I.P.F.G. ausführlich darlegt.

- 19) Madjid Ahmad-Zadeh: Ein aktives Mitglied der O.I.P.F.G. Er wurde im Sommer 1971 verhaftet und zusammen mit seinem Bruder erschossen.
- 20) Ali-Ashgar Badi-Zadegan: Ein Mitglied des Zentralkomitees der Volksmudjahedin. Durch Infiltration von Polizespitzeln wurde er zusammen mit anderen Mitgliedern verhaftet. Nach mutigem Widerstand starb er unter der Folter (1938-1972)
- 21) siehe Nr.3
- 22) Homayun Katirai: Ein Mitglied des Zentralkomitees der Arman Khalgh Organisation, der im September 1971 erschossen wurde. Sein Widerstand unter der Folter ist unvergesslich.
- 23) Cyrus Sepehri: Ein Mitglied der O.I.P.F.G. Das Haus in dem er und seine Genossen sich aufhielten-heimlich-, wurde im August 1971 vom Feind eingekreist. Trotz einer Kopfwunde hielt er den Feind so lange hin, bis zwei seiner Genossen (Farhad Sepehri und Shahrokh Hedayati) fliehen konnten. Schwer verletzt fiel er in die Hände des Feindes und starb unter der Folter. Sechs Monate nach seinem Tod verbreitete der Feind die schamlose Lüge, daß er während einer Schlacht rund um den Kan-

Bezirk getötet worden war.

- 24) Sharokh Hedayati: Ein Mitglied der O.I.P.F.G. wurde im November 1971 verhaftet. Er erblindete unter der Folter und starb, ohne eine Information zu verraten. Der Feind erlitt schwere Schläge von der O.I.P.F.G. (im Winter 1970).
4 Monate nach der Verhaftung von Sharokh verbreiteten sie die Nachricht, daß der Genosse bei einem Banküberfall erkannt worden war und verfolgt wurde. Eine Woche nach dieser Meldung erklärte der Feind, daß der Genosse während eines Kampfes verwundet und verhaftet worden war, und daß Cyrus Sepehri in der gleichen Schlacht getötet worden war.
- 25) Asghar Arab-Harisi: Ein Mitglied der O.I.P.F.G. (Täbriz). Er nahm an einem Überfall auf die 5. Polizeistation in Täbriz teil. Er fiel dem Feind im Juni 1971 in die Hände. Nachdem er den brutalsten Folterungen standgehalten hatte, wurde er im Winter 1972 erschossen.
- 26) Mohammad Taghi-Zadeh (1948-1972): Ein Mitglied der O.I.P.F.G. (Täbriz). Bevor er erschossen wurde, machte er systematische Folterungen durch. Er hatte am Überfall gegen die Polizeistation Nr. 5 in Täbriz teilgenommen.
- 27) Roghiyeh Daneshgari: Eine mutige Kämpferin. Sie wurde schrecklichen Folterungen unterworfen und nachher zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt. Sie ist Mitglied der O.I.P.F.G. (Täbriz).
- 28) Dr. Taghi Arani: Ein Gründungsmitglied der iranischen kommunistischen Partei.

Man spritzte ihm Luft in die Adern; er starb an den Folgen. Dies geschah während der Diktatur von Reza Shah. Die Geschichte seines Mutes und ungebrochenen Geistes war immer eine Quelle der Stärke für Kämpfer. Sein "Dialektischer Materialismus" wird von verschiedenen Kampfgruppen immer studiert.

- 29) Die Arman Khalgh Gruppe: Eine kommunistische Gruppe, die den bewaffneten Kampf ungefähr zur gleichen Zeit wie die O.I.P.F.G. aufnahm. Fünf Mitglieder ihres Zentralkomitees (Homayun Katirai, Hushang Targol, Bahram Taher-Zadeh, Naser Madani, Naser Karimi) wurden im September 1971 nach mutigem Widerstand gegen die Folter erschossen.
- 30) Habib Farzad: Ein Mitglied der D.I.P.F.G. Er wurde im Sommer 1971 verhaftet und zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt.
- 31) Khalil Salman-Nezhad: Ein Mitglied der O.I.P.F.G. Er starb an den Folgen von Verbrennungen, als er einen Molotov-Cocktail vorbereitete. Trotz schweren Leidens bewahrte er seinen kämpferischen Geist bis zum letzten Atemzug.
- 32) a) Ahmad Khoram-Abadi: Ein mutiger Armeeoffizier, der Sympathisant der O.I.P.F.G. war. Er wurde im Frühling 1971 erschossen, zusammen mit Kazem Salahi.
b) Kazem Salahi: Ein Mitglied der O.I.P.F.G. Er stellte sich im Januar 1971 dem Feind gegenüber, bewaffnet nur mit einem Messer und konnte einen Agenten töten, bevor er überwältigt wurde. Er war zwei Monate unter andauernder Fol-

- ter, bis er im Mai 1971 erschossen wurde.
- 33) Carlos Marighela: Ein brasilianischer Revolutionär, der 40 Jahre gegen den Imperialismus kämpfte. Er starb während einer Schlacht mit dem Feind im Alter von 54 Jahren. "Handbuch der Stadtguerilla", eine Sammlung von Abhandlungen, die die Erfahrungen der revolutionären Stadtguerilla in Brasilien zur Grundlage hat, ist eines seiner Werke.
- 34) Changiz Ghobadi: Ein Mitglied der Guerilla-Einheit für Operationen auf dem Land. Er war auch Kommandant einer Stadtguerillaeinheit der O.I.P.f.G. Im Frühling 1971, während einer ländlichen Erkundungsmission durchbrach er den Feindesring. Im September 1971 wurde der "Stützpunkt", in dem er und andere Genossen (Seyed Nozadi und Salemi) sich befanden, vom Feind attackiert. Nach einem tapferen Kampf und nach der letzten Kugel schossen sie sich in die Luft.
- 35) Mehrnush Abrahimi: Die Frau und revolutionäre Gefährtin von Changiz Ghobadi. Sie war Mitglied einer Guerillaeinheit. Sie durchbrach eine Feindesumzingelung während einer Mission auf dem Land. Im September 1971 war sie vom Feind beim Wechseln des Stützpunkts umzingelt worden. Nachdem sie ihre ganze Munition verschossen hatte, wurde sie im Kampf getötet.
- 36) Ahmad Riazi: Ein Sympathisant; durch ihn konnte der Feind auch Manaf Falasky fangen- ein Mitglied der O.I.P.F.G.

- 37) Said Arian: Ehemann und Kampfgefährte der Genossin Shahin Tavakoli, war Mitglied der O.I.P.F.G. Während er den Stützpunkt wechselte, fiel er dem Feind in die Hände. Aus Mangel an Waffen konnte er sich nicht verteidigen und wurde im Winter 1972 erschossen.
- 38) Assad-Allah Maftahi: Ein Mitglied der O.I.P.F.G. Er fiel im Sommer 1971 in die Hände des Feindes. Er wurde im Winter desselben Jahres zusammen mit seinem Bruder und Kampfgefährten Abbas Meftahi und vier anderen tapferen Guerilleros erschossen.
- 39) Abd-Al-Manaf Falaki-Tabrizi: Ein Mitglied des Zentralkomitees der O.I.P.F.G. (Tabriz) Er fiel im Sommer 1971 in die Hände des Feindes und wurde im Februar 1972 zusammen mit zehn anderen Kämpfern erschossen.
- 40) Die Volksbefreiungsorganisation Irans (O.L.P.I.)- Die Mitglieder des Zentralkomitees dieser Organisation waren anfänglich in der revolutionären Organisation der Tudeh Partei (R.O.T.P.) tätig. Sie trennten sich von ihr, um die O.L.P.I. zu gründen. Diese Organisation begann den bewaffneten Kampf ungefähr zur gleichen Zeit mit dem allgemeinen bewaffneten Kampf. Jedoch nach zwei militärischen Operationen revidierten sie ihre Strategie und bezogen gegen den bewaffneten Kampf Stellung. Der größte Teil ihrer Mitglieder wurde von der R.O.T.P. im November 1971 verraten und von der Polizei verhaftet. Ein Mitglied des Zentralkomitees (Cyrus Nahavandi) der O.L.

P.I. konnte aus dem Gefängnis fliehen und rief die Organisation mit dem bewaffneten Kampf als Strategie wieder ins Leben. Sie nahmen wieder am bewaffneten Kampf teil.

- Später stellte sich heraus, daß Nahavandi seit seiner "Flucht", die von SAVAK-Agenten gesteuert war, für die SAVAK arbeitete.

- 41) Azad Sarve: Der Mann, der dazu diente, den Feind zu Majid Ahmad Zadeh zu führen, und der von Mayid im weiteren Verlauf getötet wurde.
- 42) Atefeh Jafari: Ein Mitglied der O.I.P. F.G., sie fiel 1971 in die Hände des Feindes und wurde 1972 zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.
- 43) Syrus Nahavandi:[†] Ein Mitglied des Zentralkomitees der O.L.P.I. (Organisation zur Befreiung der iranischen Völker). Er organisierte die erste Stadtguerillaoperation im Iran (ein Überfall auf die Anglo-Persian Bank und ein Versuch, den U.S. Botschafter im Iran zu entführen). Er fiel im November 1971 in die Hände des Feindes und flüchtete 1972 aus dem Gefängnisspital.
- 44) Simin und Fatemeh Nahavandi: Zwei Mitglieder der U.L.P.I. Simin wurde zu 10 Jahren verurteilt.
- 45) Nahid Jalal-Zadeh: Eine Sympathisantin der Volks-Mojahedin. Sie wurde wegen ihres Kontaktes mit dem ermordeten Mojahed Mehdi Rezai verhaftet und zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt.
- 46) Manucher Nahavandi: Ein Mitglied des

Zentralkomitees der O.L.P.I. Er wurde im Sommer 1972 zuerst zum Tode verurteilt, später wurde das Urteil auf lebenslänglich umgewandelt.

+ Anmerkung des Übersetzters zu 43):

Veröffentlichungen der politischen Gruppen des In- und Auslandes zufolge, gehört Syrus Nahavandi, der 1972 auf mysteriöse Art aus dem Gefängnisspital fliehen konnte, heute zur SAVAK.

Die Autorin, geboren 1949, entstammt einer kämpferischen iranischen Arbeiterfamilie. Ihr Name ist ein Symbol des revolutionären Kampfes im Iran, sowohl unter dem Schah Regime als auch unter dem Regime der Islamischen Republik.

Genossin Aschraf Dehghani kämpft seit 13 Jahren als Mitglied der Organisation Volksfedayin Guerillas Iran. 1971 wurde sie durch das Schah Regime verhaftet.

Ihr Buch beschreibt die Verhaftung, Folter, die Solidarität und den Widerstand in den Gefängnissen des Schah Regimes und ihre geglückte Flucht 1973.

Dieses Buch wurde erstmals 1979 nach dem Aufstand und dem Sturz des Schah Regimes in Millionen-Auflage verbreitet.

Genossin Aschraf Dehghani kämpft auch heute noch im politischen Untergrund für die Freiheit der Völker Irans.

**Iranische Studentenorganisation Sympathisanten
der Volksfedayin Guerillas Iran**

**Postlagerkarte AO15060
6000 Frankfurt a.M.90**